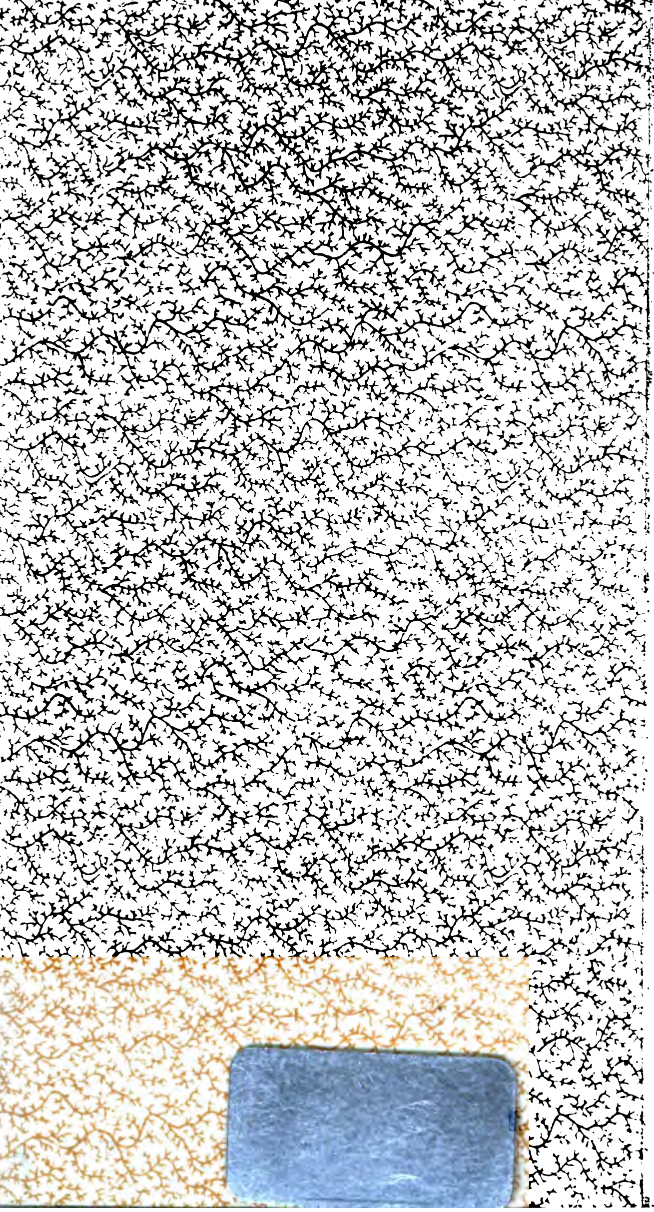
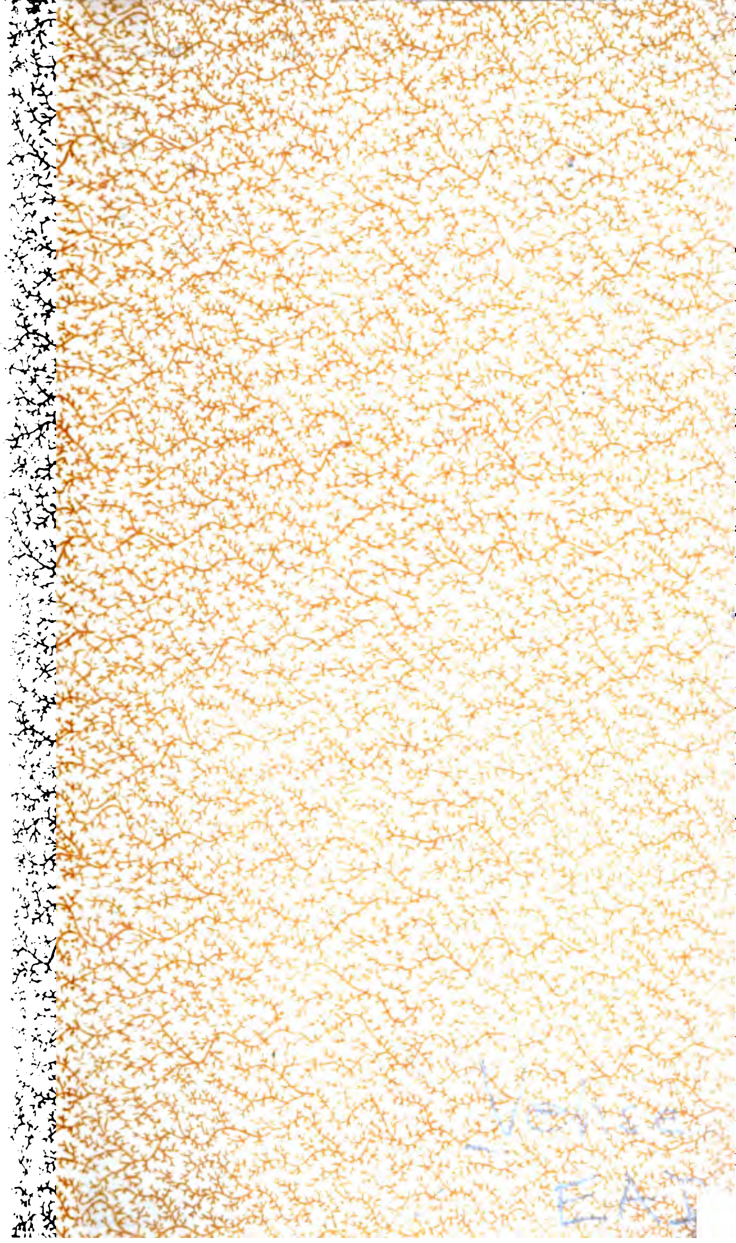
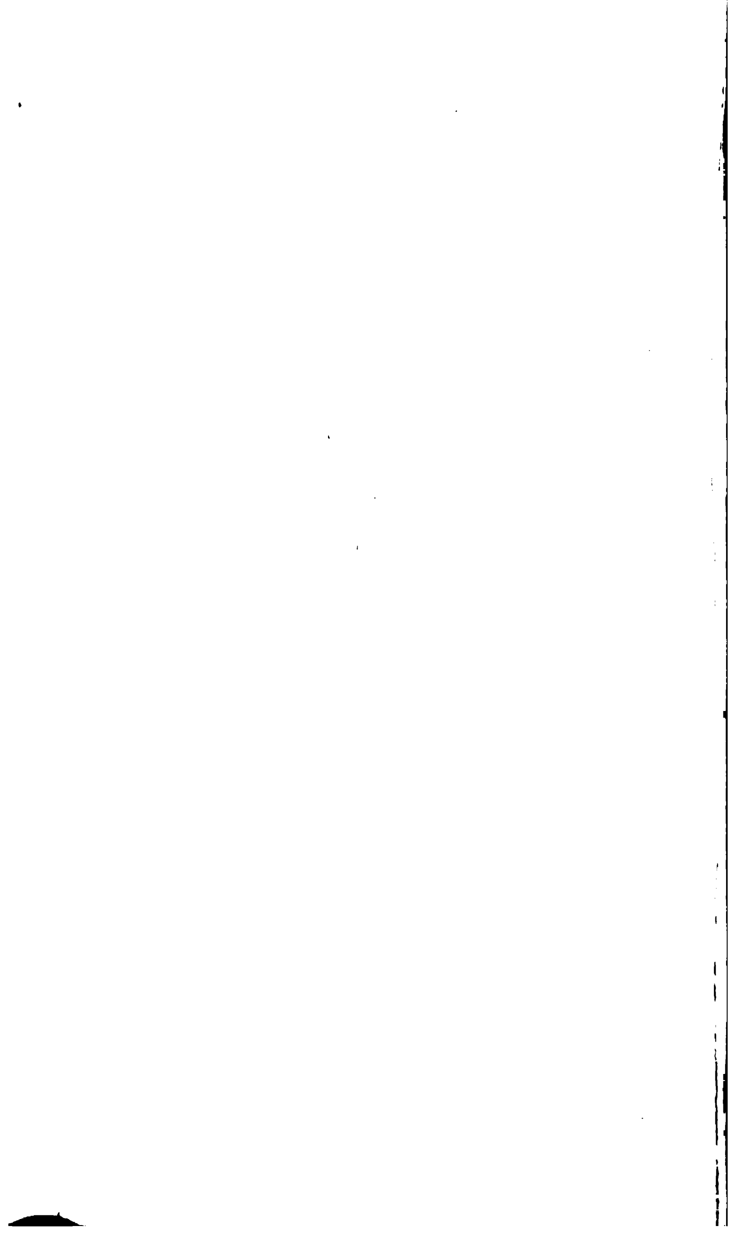
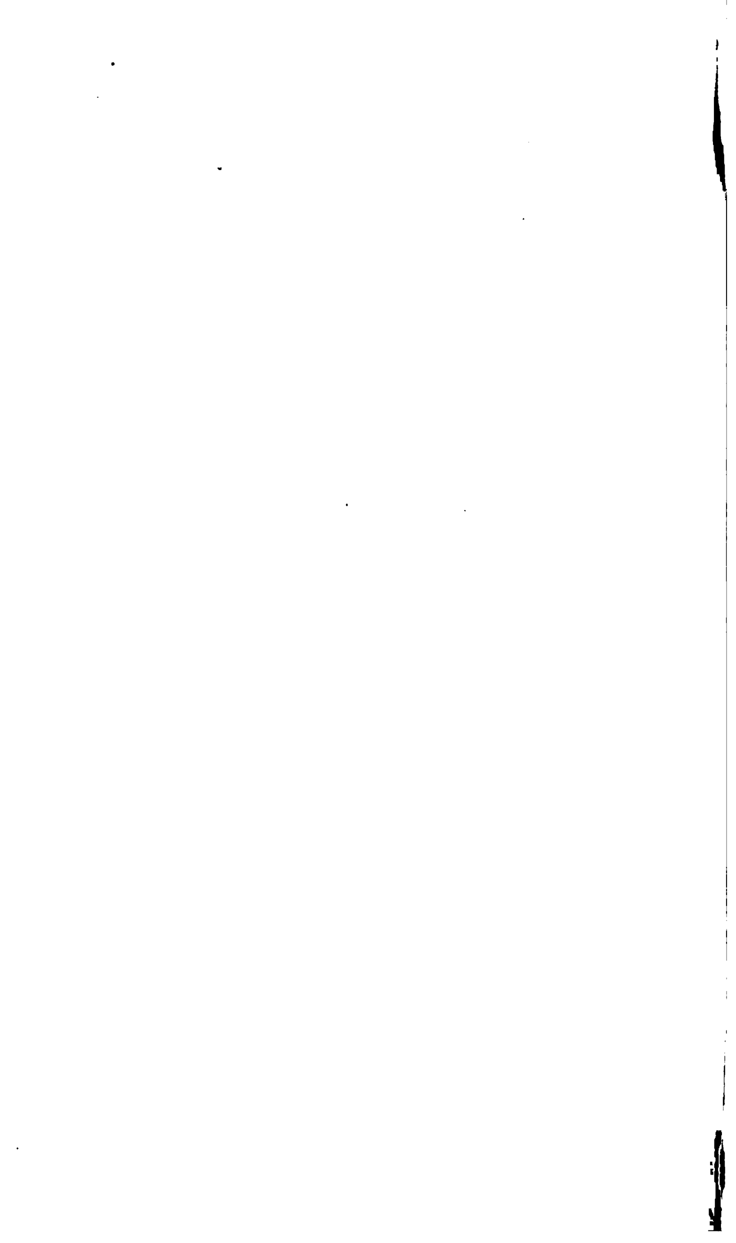
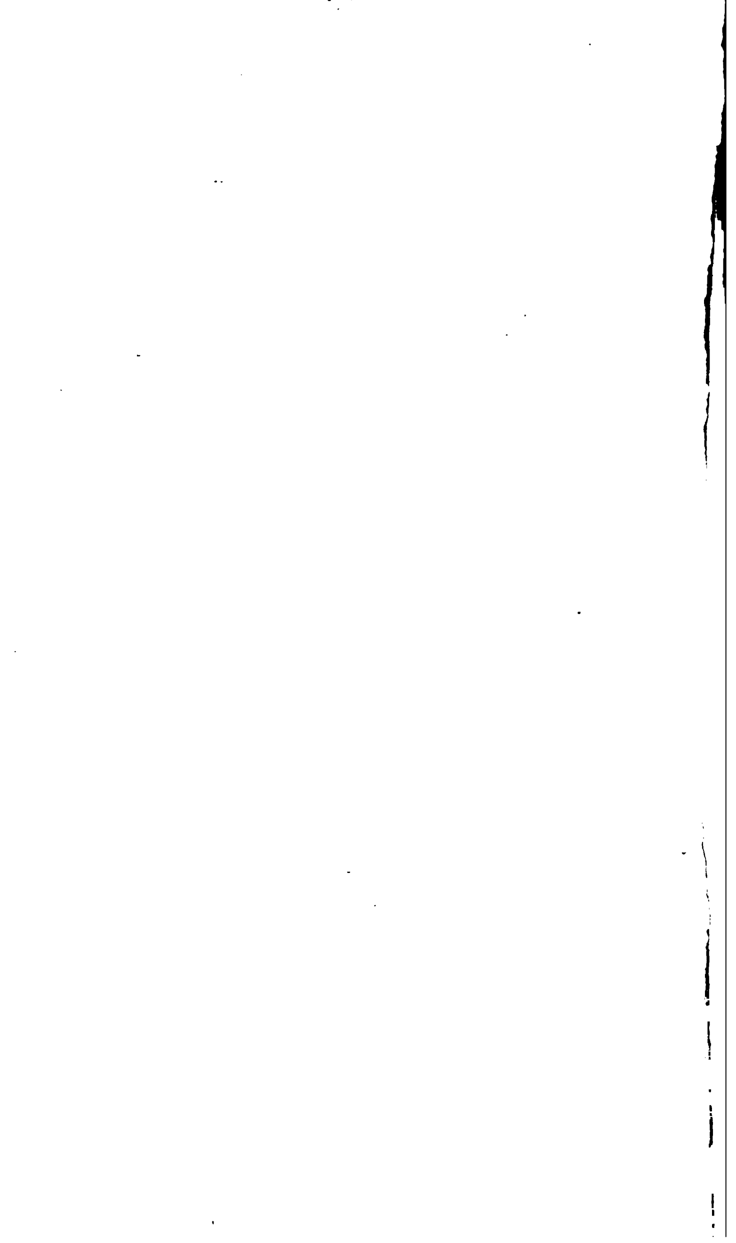












Geschichte

der

deutschen Höfe

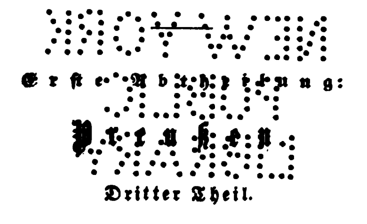
seit der

Reformation.

Von

Dr. Eduard Vehse.

3r Band.



Erste Abtheilung:

Preußen.

Dritter Theil.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1851.

Geschichte

des

preußischen Hofs und Adels

und

der preußischen Diplomatie.

Von

Dr. Eduard Vehse.

Dritter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

Druckfehler.

Band I.

S. 12 Z. 9 v. u. statt er lies: sein Vater.
„ 12 „ 7 „ „ „ 1526 lies: 1550.
„ 30 „ 14 ist Uzias zu streichen.
„ 44 „ 3 lies: Bartholde!
„ 61 „ 2 statt 1596 lies: 1598.
„ 82 „ 4 u. 5 v. u. statt: der sein Schwiegersohn seit 1615 war lies: der der Schwager seines Sohnes (des Kurprinzen) seit 1616 war *).
„ 101 „ 14 lies: Friedensgeschäfte.
„ 114 „ 10 v. u. lies: die Quitzowe.
„ 115 „ 8 „ „ „ Peitz.
„ 123 „ 13 „ „ „ Anché.
„ 201 „ 6 lies: Fournée.

Band II.

S. 22 Z. 5 v. u. lies: Kirchenstaat.
„ 40 „ 8 „ „ [illegible] seale;
„ 41 „ 10 statt von Alten lies: von Ahlden.
„ 136 „ 13 v. u. ist: im Garten zu streichen.
„ 161 „ 2 „ „ lies: Chazelac.
„ 192 „ 9 „ „ statt Harms lies: Heems.
„ 194 „ 14 lies: Lintelo.
„ 198 „ 4 v. u. lies: ward durch sie Schwager.
„ 257 „ 5 statt: er wußte lies: wußte er.

---

*) Das wunderliche quid proquo, Schwiegersohn statt: Schwager seines Sohnes, wie im Manuscript stand, involvirt einen unerhörten Raub an England und ist durch ein wunderliches Mißgeschick in den Druck gekommen. Der wohlwollende Leser möge den Unfall bestens entschuldigen. B.

Inhalt.

Seite.

IV. Friedrich Wilhelm I. 1713—1740. (Fortsetzung.)

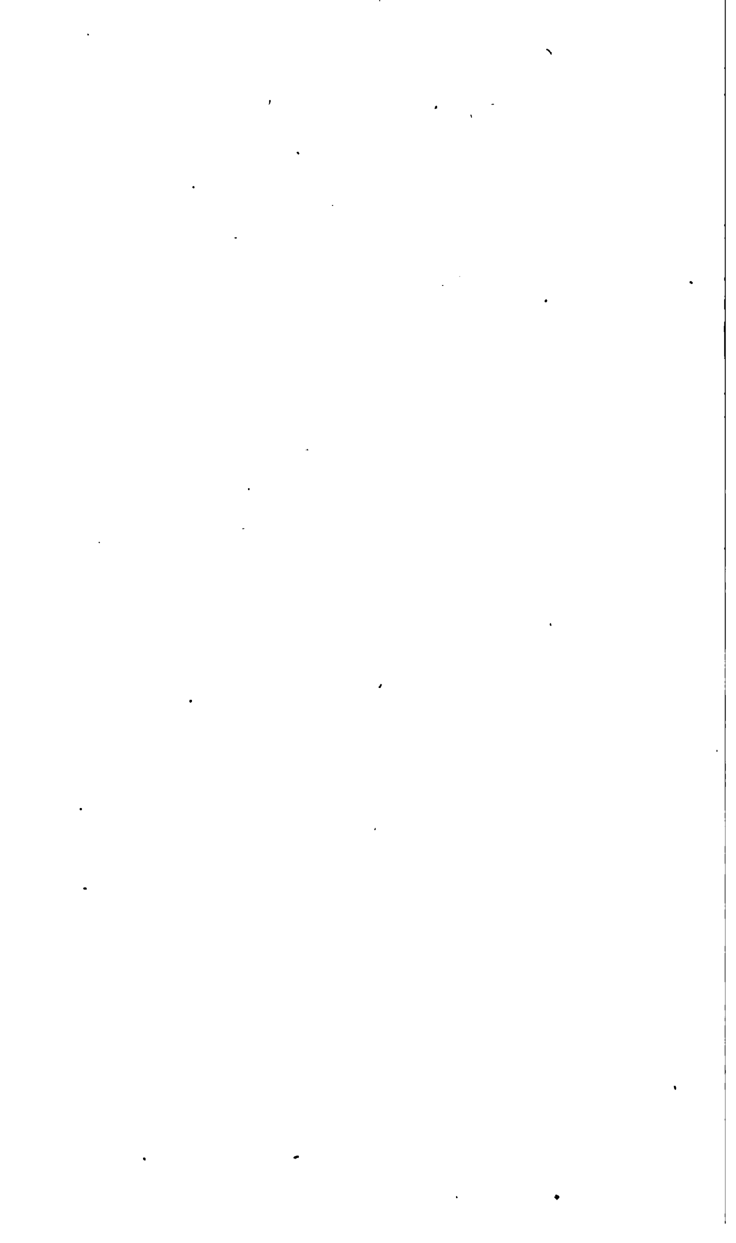
V. Friedrich II. der Große. 1740—1786.

Der Hof

Friedrich Wilhelm's I.

1713—1740.

Fortsetzung.



5. Die Hoflustbarkeiten unter Friedrich Wilhelm I. Das Tabacks-Collegium und Gundling. Die Parforcejagden zu Wusterhausen. Musik und Theater. Die Baupassion des Königs.

Der Areopag, in welchem am Berliner Hofe die Angelegenheiten der innern und äußern Politik verhandelt wurden, war das famose Tabacks-Collegium. In Berlin, in Potsdam und im Sommer in Wusterhausen war eine Tabacksstube eingerichtet. Die in Berlin — „la chambre rouge avec les nues de tabac, qui composent la moyenne région d'air de la chambre" — wie sie Friedrich der Große in einem Briefe aus Ruppin vom 17. März 1733 an Grumbkow bezeichnete, befand sich in der Nähe des weißen Saales. Sie war auf holländische Art wie eine Prachtküche mit einem hohen Gestell von blauen Tellern eingerichtet und ward zum Andenken des gestrengen Soldatenkönigs mit der großen silbernen Bierkanne, aus der das Bier mittelst eines Hahns in die Krüge und Deckelbecher eingelassen wurde, bis auf die neuesten Zeiten im Stande erhalten. Man zeigte hier auch das Fremden-Willkomm-Buch und darin die Namen des Czaar Peter und Friedrich's des

1*

Großen, der als elfjähriger Kronprinz mit dem merkwürdigen Spruche sich eintrug:

„Alles ist sterblich
Die Tugend aber unsterblich
Der ich nachtrachte
Und nichts achte“

„Spando 24. Juli 1723.“

Alle Abende gegen fünf oder sechs Uhr kam das Tabacks-Collegium zusammen und blieb bis neun, zehn, auch elf und zwölf und wie Seckendorf 22. Jan. 1727 an Prinz Eugen schreibt, „oft bis nach zwölf Uhr“ versammelt. Es gehörten dazu besonders die Obersten und Generale, welche die tägliche Umgebung des Königs bildeten. Die namhaftesten derselben waren außer Dessau und Grumbkow, dem Unzertrennlichen, folgende:

1. Oberst Christian Wilhelm von Derschau, ein Preuße, höchst einflußreicher Generaladjutant des Königs seit 1715. Derschau war ein tapfrer Mann und strenger Soldat, aber in der Barschheit und Härte trieb er es so weit, daß er bei dem Kriegsgericht über den Fluchtversuch Friedrich's des Großen sogar für dessen Enthauptung stimmte — freilich nach den bestehenden Gesetzen. Er war außerordentlich gefürchtet, besonders auch als Aufseher der Bauten in der neuen Friedrichstadt, wozu ihn der König bestellt hatte. Nach Pöllnitz soll er bei diesem Posten sogar Gelder erpreßt und mehrere Familien ruinirt haben. Er erlebte noch die Thronbesteigung dessen, dem er den Kopf abgesprochen hatte, machte noch den ersten

schlesischen Krieg mit und starb 1742 als Generalmajor und Chef eines Infanterieregiments.

2. General Graf Alexander Dönhoff, ein Sohn des Oberkämmerers unter dem großen Kurfürsten, Generals Friedrich Dönhoff, der jüngere Bruder des Utrechter Diplomaten Otto und Stifter des Hauses Beynühnen. Er war vermählt mit einer Gräfin Blumenthal aus dem 1730 ausgestorbenen älteren Geschlecht dieses Namens. Von ihm wurde 1734 der Dönhoffplatz in Berlin erbaut, auch übertrug ihm der König die Aufsicht über die Hofcomödianten. Er starb unter Friedrich dem Großen 1742, neunundfunfzig Jahre alt und ist der Großvater der bekannten Gräfin Dönhoff, Favoritin König Friedrich Wilhelm's II., Mutter des Grafen Brandenburg, des 1850 verstorbenen Premierministers in Preußen.

3. General David Gottlob von Gersdorf, ein Sachse aus dem Hause Baruth in der Lausitz, als Commandant der Grenadiergarde und Ritter des schwarzen Adlerordens schon unter Friedrich I. aufgeführt. Er war vermählt mit einer Tochter des Geheimen Raths Rhetius unter dem großen Kurfürsten und Schwiegervater des Ministers Baron Viereggg. Gestorben 1732.

4. Egidius Ehrenreich von Sydow auf Zollen in der Neumark, General der Infanterie, Amtshauptmann zu Giebichenstein bei Halle und 1735—1749 Commandant von Berlin. Friedrich der Große decorirte ihn 1741 mit dem schwarzen Adler orden. Er starb 1749.

„Diese vier: Derschau, Dönhoff, Gersdorf und Sydow, schreibt der östreichische Gesandte Graf Seckendorf an Prinz Eugen 1. Aug. 1726, vermögen mehr, als alle Minister und ich muß mich ihrer am meisten zu gewissen Zeiten bedienen."

5. Jean Querin de Forcade, aus einer französischen Emigrantenfamilie aus Pau in Bearn stammend, 1714—1729 Commandant von Berlin und — obwohl er kaum seinen Namen schreiben konnte — als Nachfolger von Otto Dönhoff seit 1717 Director der französischen Colonie. Nach den Memoiren der Markgräfin von Baireuth war er eine Hauptcreatur Anhalt's und intriguirte durch die Gouvernante der Markgräfin, Mademoiselle Leti, die Tochter des Geschichtschreibers, die seine Maitresse war. Gestorben 1729 als Generallieutenant.

6. Peter von Blankensee. „Entre l'ame de ce général et celle des bêtes la différence n'est pas grande" urtheilte der sarkastische Friedrich als Kronprinz in einem Briefe an Grumbkow 24. April 1733. Bei Friedrich Wilhelm aber war Peter Blankensee wegen seiner Buffoniaden gar sehr beliebt; von seinem Sprichwort, das er immer anbrachte: „Ei der Blitz!" hieß er „der Blitzpeter" bei Hofe. Er war aber sonst ein ehrlicher und tapfrer Soldat und trug seit 1730 den schwarzen Adlerorden. Er starb 1734 als Herr von Wulkow bei Stargard in Pommern, Generallieutenant der Cavalerie und Gouverneur zu Colberg.

7. Caspar Otto von Glasenapp, ebenfalls ein tapfrer Pommer, der 1735 den schwarzen Adlerorden erhielt und nach achtundsechzigjähriger Dienstzeit unter Friedrich dem Großen 1747, dreiundachtzig Jahre alt, als Generalfeldmarschall, 1729—1735 Commandant und 1735—1747 Gouverneur von Berlin, Prälat zu Camin, Herr zu Wurchow, Grammenz u. s. w. starb.

8. Christoph Adam von Flanz, aus dem Hause Witbrietzen in der Mittelmark, der, wie Glasenapp, ebenfalls achtundsechzig Jahre dem Hause Brandenburg unter dem großen Kurfürsten und den drei ersten preußischen Königen diente; 1740 verlieh ihm der große Friedrich den schwarzen Adlerorden und erhob ihn zum Generalfeldmarschall, er starb 1748, fünfundachtzig Jahre alt, als Gouverneur zu Königsberg. Flanz war der beste Rebhuhnschütze bei Hofe: Friedrich Wilhelm pflegte ihn, wenn er krank war, für sich schießen zu lassen, um der Königin ihr Deputat in die Küche zu liefern.

9. Dubislav Gundomar von Natzmer, der Generalfeldmarschall und Commandant der Gensd'armen, der Stiefvater des Bischofs der Brüdergemeinde, dessen Personalien schon oben mitgetheilt sind.

10. Heinrich Carl von der Marwitz, Sohn Curt Hildebrand's aus dem Hause Sellin, ein Enkel Derfflinger's, der noch von Friedrich Wilhelm 1739 den schwarzen Adlerorden erhielt, unter Friedrich Gouverneur von Breslau, gestorben 1744, vierundsechzig Jahre alt.

11. Friedrich Wilhelm von Rochow, der Oberst, der 1729 nebst dem Kurländer Keyßerling als Gesellschaftscavalier dem Kronprinzen zugewiesen wurde. Er war ein sehr gestrenger Soldat, Friedrich decorirte ihn noch 1746 mit dem schwarzen Adlerorden, er starb als Generallieutenant 1754, fünfundsechzig Jahre alt. Sein Schwiegervater war der Feldmarschall Katt, sein Schwager der unglückliche Katt.

12. Wilhelm Dietrich von Buddenbrock, ein Preuße, geboren 1672 auf dem Stammgute Tilsewirschen in Litthauen. Buddenbrock ist durch seine energische Fürsprache im Kriegsgericht für Friedrich den Großen ausgezeichnet, er erhielt noch von Friedrich Wilhelm 1739 den schwarzen Adlerorden und starb 1757, fünfundachtzig Jahre alt, als Generalfeldmarschall und Gouverneur von Schlesien und Breslau, Oberst über ein Cuirassierregiment, Propst des adeligen Stifts Soest in der Grafschaft Mark und Amtshauptmann der Aemter Neuhaus, Labiau und Zehden.

13. Arnold Christoph von Waldow, wie Buddenbrock ausgezeichnet als Schützer des Kronprinzen gegen den väterlichen Zorn nach dessen Fluchtversuch auf der Rheinreise von Frankfurt nach Wesel, wo Friedrich Wilhelm seinen Sohn persönlich mißhandelte. Waldow erhielt gleich nach Friedrich's Thronbesteigung den schwarzen Adlerorden und starb 1743, einundsiebzig Jahre alt, als Generallieutenant und Gouverneur von Breslau.

Buddenbrock und Waldow standen bei Friedrich Wilhelm, ungeachtet sie von Statur klein waren, wegen ihrer andern Verdienste in Gunst. Ein baumlanger Mann dagegen war der, welcher zuletzt und noch beim Tode des Königs in höchsten Gnaden war:

14. Johann Christoph Friedrich von Haake, Oberst und Generaladjutant seit dem Jahre 1734 und zugleich Hofjägermeister, ein Hofamt, das gewöhnlich mit dem des Generaladjutanten seit Friedrich Wilhelm verliehen wurde. Haake war schon 1715 bei den langen Grenadieren in Potsdam eingetreten und stand beim König wegen seiner langen martialischen Figur und als höchst gestrenger Soldat im vollsten Sonnenscheine der Gunst: der König schenkte ihm und dem alten Dessauer noch auf dem Todtenbette ein schönes Pferd. Früher, 1732, hatte er ihm auch eine reiche Frau geschenkt, Sophie Albertine, die einzige Erbtochter seines Lieblings, des Ministers Creutz, und zwar, wie oben erwähnt worden ist, gegen den Willen des Vaters und der Braut. Haake gelangte dadurch zum Besitz der großen Güter Pencun bei Stettin, Radewitz u. s. w. in der Uckermark, sein Schwiegervater starb schon 1733. Haake erhielt sich auch noch bei Friedrich dem Großen in Gunst, dieser erhob ihn nach seiner Thronbesteigung in den Grafenstand, auch war Graf Haake der Erste, der den von Friedrich dem Großen gestifteten Orden pour le mérite trug. Der von ihm gebaute Haake'sche Markt in Berlin hat sein Andenken erhalten, auch übertrug ihm Friedrich 1750 den Bau der Spandauer

Vorstadt. Aber die durch königlichen Befehl durchgesetzte Ehe mit Fräulein Creutz war ohne Kinder, der Graf Haake starb als der letzte seines Geschlechts, 1754, nur fünfundfunfzig Jahre alt, als Generallieutenant und Commandant von Berlin, seit 1748 mit dem schwarzen Adlerorden decorirt. *)

Außer diesen Obersten und Generalen wurden zum Tabacks-Collegium noch die Minister und Gesandten eingeladen. Unter letzteren stand in vorzüglicher Gunst nächst dem fast nie in der königlichen Suite fehlenden östreichischen Gesandten Seckendorf der holländische General Ginckel, den der König sehr wohl leiden mochte und ihn 1738 mit der höchsten preußischen Hofauszeichnung, dem schwarzen Adlerorden, auszeichnete, welchen nur noch der russische Gesandte Graf Golofkin, der Gemahl der Gräfin Dohna-Ferrassieres trug. Fremde Fürstlichkeiten, die zu Besuch kamen, und sonstige durchreisende Notabilitäten empfingen ebenfalls Einladungen ins Tabacks-Collegium. So erschien hier wiederholt der ehemalige König von

*) Nach Hellbach's Adelslexikon war er der letzte seines Geschlechts. Das preußische Adelslexikon von Zedlitz schreibt ihm einen Sohn und eine Tochter zu. Die Haake'schen Güter in Pommern wurden 1757 allodificirt und fielen nach dem Tode der Gräfin Haake-Creutz ihrem Sohn zu; vielleicht war es ein Adoptivsohn, oder ein Sohn aus zweiter Ehe, der den Namen der Grafen Haake fortpflanzte, die allerdings noch existiren. ohne daß ich finde, daß eine anderweite Grafung statt gefunden habe. Im Besitz des Erb-Schenken-Amts ist die rothe Linie der Herren von Haake.

Polen, Stanislaus Leszzinsky, und der nachherige Kaiser Franz I. als Herzog von Lothringen, um die Stimme des preußischen Königs für die römische Königswahl zu erhalten.

Alle Bedienung war entfernt, um ganz ungestört zu sein. Gegen 7 Uhr ging der König zur Königin, wo stets ein Couvert für ihn gedeckt war, kam aber bald zurück. Wer von den Gästen speisen wollte, fand auf einem Nebentische kalte Küche, unangeschnittene Braten und Pasteten, die der König vom Mittagstische aufheben ließ. Gegen acht Uhr erschienen die jungen Prinzen und wünschten gute Nacht. Um den Haupttisch im Tabacks-Collegium herum saßen die Herren mit ihren breiten Ordensbändern und rauchten aus langen holländischen Pfeifen, vor jedem von ihnen stand ein weißer Krug mit Ducksteiner Bier von Königslutter im Braunschweigischen und ein Glas. Die nicht wirklich rauchen konnten, wie der alte Dessauer oder Seckendorf, mußten, weil es der König gern sah, wenigstens eine Pfeife in den Mund nehmen und kalt rauchen, Seckendorf war sogar so gefällig, sich durch fortwährendes Blasen mit der Oberlippe den Anschein eines recht wohlgeübten Rauchers zu geben. Es ergötzte den König, der ein Freund der „Schnurren", der derbsten und stärksten Späße war, höchlich, wenn fremde Prinzen durch das Bier betrunken gemacht werden konnten oder wenn ihnen das ungewohnte Tabackskraut Sterbensübelkeit machte. Er selbst rauchte passionirt, als der König Stanislaus 1736 nach Berlin kam, ebenfalls ein passionirter Raucher,

jeden Abend dreißig Pfeifen. Auf dem Tische lagen die Zeitungen, die Berliner, die Hamburger, die Leipziger, die Breslauer, die Wiener, die Frankfurter, auch holländische und französische. Ein Vorleser war bestellt, der sie vorlesen und was unverständlich war, aufklären mußte. Dieser Vorleser war der hochgelahrte, hochgepriesene und hochgefoppte Jacob Paul Freiherr von Gundling.

Gundling war geboren 1673 und der Sohn eines Pfarrers zu Hersbruck im Gebiet der Reichsstadt Nürnberg, ein Franke. Er kam durch Dankelmann nach Berlin und war Professor früher an der von Friedrich Wilhelm gleich nach Antritt seiner Regierung aufgehobenen Ritterakademie und Rath und Historiograph bei dem ebenfalls aufgehobenen Oberheroldsamte. Der König erhob ihn auf Grumbkow's Empfehlung zum Hofrath und Zeitungsreferenten bei dem Tabacks-Collegium, er erhielt freie Tafel bei Hofe, Wohnung im Potsdamer Schlosse und mußte den König zugleich auf allen seinen Gängen begleiten, um ihm mit seiner Gelahrtheit und instructiven Unterhaltung nahe zu sein. Gundling fehlte bei keiner Einladung, die der König annahm, Grumbkow hatte sogar in seinem Speisesaale einen Catheder bauen lassen, von welchem herab Gundling während der Tafel die Zeitungen vorlas, sie erklärte und mit den Gästen darüber discurirte. Gundling war so in seiner Art ein wichtiger Mann und selbst der russische und der kaiserliche Hof verschmähten es nicht, ihn durch Gnadenketten zu gewinnen. Der kaiserliche Hof that es auf Empfehlung Grumbkow's. „Ich bekomme,

schreibt Seckendorf 25. Oct. 1726 an Eugen, in diesem Augenblicke einen Brief von Berlin vom bekannten guten Freund, darinnen er mir meldet, daß uns Niemand mehr dort Schaden thäte, als ein gewisser Geheimer Rath Gundling, welcher zwar wider seinen Willen einen Narren agiren muß, aber alle Abend in des Königs Gesellschaft ist, auch an seiner Tafel. Diesem wird geglaubet, als einem Orakel in publicis. Sobald nun eine kaiserliche Materie kommt, so wirft er solche über den Haufen und insinuirt dem König falsche principia. Interessirt, wie alle dergleichen Leute sind, ist er mit einer Gnadenkette von etlichen hundert Gulden, daran die Medaille hängt, zu gewinnen. Moskau hat schon dergleichen glücklich practicirt." Eugen wirkte darauf die Gnade beim Kaiser aus, Gundling erhielt eine mit Diamanten besetzte Medaille, wie Eugen 15. Jan. 1727 schreibt, „weil es vor eine weit größere Distinction hier gehalten wird, Medaillen als Ketten zu verleihen, indem letztere sogar an ordinaire Couriere gegeben werden." Um die Gelehrsamkeit, die Gundling wirklich besaß, in ihm recht eclatant lächerlich zu machen, mußte er beim König den Lustigmacher und Hofnarren abgeben. Der König erhob ihn 1717 zu einer bereits abgeschafften Würde, zu der des Ober-Ceremonienmeisters, er schenkte ihm den Anzug des verabschiedeten Besser, den dieser am Krönungs- und Ordensfest getragen hatte: es war ein rother, mit schwarzen Sammet ausgeschlagener Leibrock mit großen französischen Aufschlägen und goldnen Knopflöchern, dazu

eine große Staatsperrücke mit herabhängenden langen Locken von weißen Ziegenhaaren ein großer Hut mit weißen Straußfedern, paille Beinkleider, rothseidne Strümpfe mit goldnen Zwickeln und Schuhe mit den üblichen rothen Absätzen. Der König erhob ferner Gundling — und zwar an des großen Leibnitz Stelle 1718 zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften. Außerdem steht er noch im Adreßkalender von 1720 als „Geheimer Ober-Appellations-, Kriegs- und Hofkammerrath, auch Hof- und Kammergerichtsrath und Historiograph.“ 1724 ward er in den Freiherrnstand erhoben, „vorerst nur, wie es im Diplom hieß, da seine großen Verdienste längst meritirt, daß er mit dem Grafenstande beehrt werde.“

Der König ertheilte endlich Gundling auch noch 1726 die Kammerherrnwürde. In der Trunkenheit schnitt man ihm aber den Kammerherrnschlüssel einst ab, der König bedrohte ihn nun, ihn wie einen Soldaten zu behandeln, der sein Gewehr verloren habe. Nachdem Gundling acht Tage lang einen fast eine Elle langen vergoldeten hölzernen Schlüssel zur Strafe auf der Brust hatte tragen müssen, ward ihm der verlorene wieder behändigt, er ließ ihn sich nun von einem Schlosser mit starkem Draht an den Rockschoß festmachen. Alle Würden und Chargen erhielt Gundling nur, um ihn und sie damit zu verspotten. So z. B. ernannte der König Gundling auf seinen Vorschlag, Maulbeerbäume in der preußischen Monarchie anzupflanzen, zum „Geheimen Finanzrath“ mit der Weisung an den vorsitzenden Etatsminister: „ihn

feierlich in das Collegium zu introduciren, ihn cum voto sessionis anzustellen und ihm das Departement aller seidenen Würmer im ganzen Lande zu übertragen."

Im Tabacks-Collegium belustigte man sich mit Gundling auf die ergötzlichste, wenn freilich auch ausgelassenste, ja oft roheste und derbste Weise. Dem König galten nur die Soldaten etwas, die Gelehrten waren ihm „Pedanten, Tintenkleckser, Schmierer." Man mußte ihnen die soldatische Ueberlegenheit beweisen. Freilich hatte der König recht — die Leibnitze waren selten. Es war, wie gesagt, das Vergnügen des Königs, der selbst stark poculirte, seine Gäste betrunken zu machen, sogar seine Tochter schreibt, daß er ihren Gemahl, den Erbprinzen von Baireuth bei seiner Hochzeit betrunken gemacht habe. Gundling ward gar oftmals so stark zugesetzt, daß er seiner nicht mächtig blieb. Nachdem man solchergestalt den Sieg über die Gelehrsamkeit davongetragen, ward Gundling eine Zielscheibe der massivsten und handgreiflichsten Schnurren und Späße des Königs und seiner Offiziere. Man heftete ihm allerlei Figuren von Eseln, Affen und Ochsen an sein Staatskleid und malte ihm einen Schnurrbart. Man ließ ihn aus den Zeitungen die boshaftesten Artikel über seine eigene Person ablesen, welche der König eigens an die Redactionen hatte schicken lassen. Man setzte einen Affen, der ganz so wie Gundling selbst gekleidet und mit dem Kammerherrnschlüssel geschmückt war, ihm zur Seite, der König

behauptete nun, dieß sei ein natürlicher Sohn von ihm, Gundling mußte ihn vor dem ganzen Tabacks-Collegium umarmen. In Wusterhausen, wo immer im Schloßplatze mehrere junge Bären umherliefen, legte man ihm einige derselben in sein Bett, die ihn mit ihren Umarmungen, obwohl die Vorderfüße verstümmelt waren, beinahe todt gedrückt hätten, mehrere Tage lang mußte der arme Gundling Blut husten. Man nahm die tollsten Dinge mit ihm vor. Einmal im Winter taumelte er schwer geladen in Wusterhausen über die Schloßbrücke nach Hause, da packten ihn auf Befehl des Königs vier handfeste Grenadiere und ließen den schweren Mann an Stricken in den gefrornen Schloßgraben so lange hinunter und wieder herauf und wieder hinunter, bis er das Eis aufgestoßen hatte. Diese besonders komische Scene mußte zu besonderer Ergötzlichkeit des Königs wiederholt und sogar gemalt werden. Einmal war Gundling zu Gaste geladen und ließ sich in einer Sänfte tragen. Auf einmal wich der Boden unter ihn, er rief die Träger sehr laut an, zu halten, aber je lauter er rief, je schneller liefen die Träger und zwangen ihn so, mit ihnen à la Pachter Feldkümmel zu laufen. Mehreremale fand Gundling, wenn er zu Hause kam, sein Studierzimmer zugemauert und mußte, statt sich zur Ruhe legen zu können, die ganze Nacht mit Suchen zubringen. Auch beschoß man ihn in diesem Studierzimmer mit Raketen und Schwärmern.

Der schwergeplagte Mann entfloh endlich zu seinem Bruder, dem berühmten Professor und Kanzler

Nicolaus Hieronymus in Halle. Der König ließ ihn indeß wieder holen, machte Anfangs Miene, ihn als Deserteur zu bestrafen, nahm aber, als er eine ungewöhnliche Stille an ihm bemerkte, wieder zu dem alten Köder, der Eitelkeit, seine Zuflucht. Man ertheilte ihm die ungemessensten Lobsprüche, er erhielt 1000 Thaler Zulage und ward damals, 1724, mit der Ancienität von sechzehn Ahnen väterlicher und mütterlicher Seite in den Freiherrnstand erhoben. Drei Jahre darauf ließ der König aber einen der stärksten Schwänke an ihm verüben. Auf seinen Befehl schrieb Faßmann, aus Wiesenthal in Sachsen, der Autor der damals sehr beliebten „Gespräche im Reiche der Todten", sein Rival und Nachfolger, eine der derbsten Satyren gegen Gundling unter dem Titel: „Der gelehrte Narr." Er ward beauftragt, sie Gundling im Tabacks-Collegium zu überreichen. Gundling ward hochroth vor Zorn und kam so in Harnisch, daß er eine der zum Pfeifenanbrennen mit glühendem Torf gefüllten kleinen Pfannen ergriff und sie Faßmann in's Gesicht warf, wovon ihm die Augenwimpern versengt wurden. Sofort setzte sich dieser vor den Augen Sr. Maj. in Avantage, entblößte Gundling die hinteren Kleider und bearbeitete ihn mit der Pfanne so, daß Gundling vier Wochen lang nicht zu sitzen vermochte. Seitdem begegneten sich die beiden gelehrten Herren niemals im Tabacks-Collegium, ohne daß es von Neuem zum Faustkampfe kam. Der König, die Minister, Generale und Gesandten sahen diesen Fußturniren zu. Endlich forderte der König,

die beiden Herren sollten ihre Ehrensache durch ein rechtschaffnes Duell ausmachen. Faßmann forderte Gundling auf Pistolen, Gundling mußte die Forderung annehmen, er mochte wollen oder nicht. Als die Combattanten aber auf dem Schauplatz erschienen, warf Gundling die Pistole weg, Faßmann schoß ihm die seinige, welche blos mit Pulver geladen war, in die Perrücke, die davon anbrannte. Gundling fiel vor Schreck zur Erde und konnte kaum durch einen ganzen Eimer über ihn geschütteten kalten Wassers zu dem Glauben zurückgebracht werden, daß er noch lebe. Gundling beschloß endlich sein hochgelahrtes und auch hochgestelltes, aber auch sehr hochgeplagtes Leben zu Potsdam, achtundfunfzig Jahr alt, 1731 auf seinem Zimmer im königlichen Schlosse. Bei der Section ergab sich, daß er im Magen ein großes Loch hatte, er war vom vielen Trinken geborsten. Nichtsdestoweniger, so ernst dieser Umstand war, ließ der König ihn auch noch im Tode verspotten. Seit zehn Jahren bereits war ein mächtiges Weinfaß zu Gundling's letzter Ruhestätte bestimmt. In dieses Weinfaß ward er statt des Sargs, mit seinem besten Staatskleide angethan, gelegt und so in Bornstädt bei Potsdam — trotz der Reclamationen der Geistlichkeit — wirklich begraben. Faßmann hielt dem preußischen Freiherrn mit der Anciennität von sechzehn Ahnen, dem preußischen Kammerherrn und Historiographen und Präsidenten der Akademie der Wissenschaften und Geheimen Finanz- u. s. w. u. s. w. Rathe die Parentation über seiner Weinfaß-Ruhestätte.

Unter Gundling's Nachfolgern ist außer Faßmann noch Morgenstern zu nennen. Mag. Salomon Morgenstern war ein Sachse und in Pegau geboren. In Halle hatte er zeither den Studenten mit vielem Beifalle bei einer Pfeife Taback und einem Glase Wasser Vorlesungen über Historie und Geographie gehalten. Er hatte eine Staatsgeographie und ein Staatsrecht des russischen Reichs, der Kaiserin Anna und den Grafen Ostermann und Münnich dedicirt, geschrieben und war dafür reichlich beschenkt worden. Er hatte die Absicht, nach Rußland zu gehen, in der Hoffnung und Aussicht, an dem zu Moskau zu errichtenden Gymnasium Anstellung zu finden. Er kam durch Potsdam und gab sich im Thore als Magister legens an. Sein auffallend komisches Aeußere veranlaßte den wachthabenden Offizier, ihn dem Könige zu melden. Er gefiel dem Könige sehr gut und dieser bedeutete ihm ohne Weiteres, er dürfe nicht weiter reisen. Morgenstern schützte seine guten Aussichten in Rußland vor, aber der König schnitt kurz ab, indem er erklärte, was die Kaiserin gebe, könne er auch geben. So ward Morgenstern als Hofrath installirt mit 500 Thalern und freier Wohnung zu Potsdam. Er trat in's Tabacks-Collegium ein und erhielt sich hier in ziemlichem Ansehen.

Der eigentliche Nachfolger Gundling's als vielfach gefoppter Hofnarr ward der unter dem Namen Astralicus am Potsdamer Hofe renommirte Tyroler Graben zum Stein, oder Spottes halber Graf zum Stein.

Er war ein entlaufener Mönch und ward als Vicepräsident der Akademie der Wissenschaften und Ceremonienmeister installirt. Er mußte gewaltig viel leiden, wie Gundling, vertrat aber noch einen besonderen Posten: er war nach Pöllnitz eigentlich ein geheimer Spion Seckendorf's und Ginkel's, Seckendorf hatte ihn zu seinen Aemtern empfohlen. Auf sein Diplom als Vicepräsident, wo dem Astralicus seine Arbeit am Himmel angewiesen wird, komme ich unten zurück.

Morgenstern und der Astralicus sind durch eine drollige Geschichte renommirt geworden, die der stets auf lustige Geschichten und Schwänke bedachte König einmal in Frankfurt an der Oder anstellte. Er ließ hier nämlich seinen Hofrath Morgenstern eine Disputation mit den Professoren anstellen über das Thema: „Gelehrte sind Salbader und Narren.“

Der König kam am 10. November 1737 in einem Jagdwagen, neben welchem Morgenstern ritt, nach Frankfurt. Am folgenden Tage besah er die Messe, nahm Abends eine Musik, die ihm die Studenten brachten, an und ertheilte selbst den Befehl, was bei tapferem Wetzen der Hieber auf dem Straßenpflaster ausgerufen werden solle, nämlich: „Vivat das königliche Haus, die königlichen Waffen und Herr Morgenstern — Pereat allen Feinden des Königs und dem Astralicus!“ Am Dienstag war die Disputation. Den Professoren war durch die Pedelle angesagt worden zu erscheinen und Morgenstern zu opponiren. Der König stellte sich frühzeitig ein mit seinen Offizieren. Es fehlten aber noch viele Professoren.

Der König ließ sie holen und sagte zu den Offizieren: „Morgenstern ist klüger als alle Professoren. Ein Quentchen Mutterwitz ist besser, als ein Centner Universitätsweisheit.“

Rector und Ordinarius der Juristen-Facultät zu Frankfurt war damals der berühmte Würtemberger, der Geheime Rath Johann Jacob Moser. Er weigerte sich zu opponiren. Der König äußerte darauf: „Ja, das ist auch so ein Heuchler. Was ist's denn? Jeder Mensch hat seinen Narren, ich habe den Soldatennarren. Einer (er deutete auf Moser) hat den geistlichen Hochmuthsnarren; ein Anderer noch einen anderen Narren. Es ist ja nur erlaubter Spaß.“ Darauf rief er den Studenten zu: „Scheut euch nicht Jungen, tretet näher und beweist Morgenstern, daß er ein Narr ist!“

Darauf begann ein ungeheurer Tumult. Morgenstern konnte es kaum aushalten. Moser beschreibt seine merkwürdige Kleidung, in der er auf dem Catheder figurirte: ein mit lauter silbernen Hasen gesticktes blausammtnes Kleid mit großen rothen Aufschlägen, eine rothe Weste, eine sehr große, über den ganzen Rücken herunterhängende Perrücke; statt des Degens trug der würdige Mann einen Fuchsschwanz und auf dem Hute statt der Federn Hasenhaare.

Als der Tumult gegen den in die Enge getriebenen Morgenstern nicht enden wollte, mußte der Rector die Ruhe wieder herstellen. Nun begann die Disputation.

Der Professor Roloff, ein gewandter Humanist, Sohn des lutherischen Propstes zu Berlin, der zwei Jahre nachher den König zum Tode vorbereitete, war der erste, der gegen Morgenstern auftrat: er machte diesem tüchtig zu schaffen und brachte durch seine guten Einfälle wiederholt den König zum Lachen. Darauf opponirte noch Professor Fleischer, auch ein aufgeweckter Mann, der eins der liberalsten Kirchenrechte geschrieben hat. Nach einer Stunde ließ der König einhalten, machte Morgenstern ein großes Compliment, drehte sich um, pfiff und klatschte in die Hände. Alle Anwesenden thaten dergleichen.

Morgenstern erlebte noch fast die ganze Regierung des großen Friedrich: er starb erst 1785, bis zu seinem Tode mit den ihm von Friedrich Wilhelm ausgesetzten 500 Thalern vergnügt.

Das Tabacks-Collegium ward nur an Wochentagen besucht. An den Sonntagen wohnte Friedrich Wilhelm Vor- und Nachmittags mit größter Pünktlichkeit dem Gottesdienste bei und den Abend gleich nach der Nachmittagspredigt, in welche der König ritt, ward eine große Cavalcade gemacht, welcher der ganze Hof beiwohnen mußte. Friedrich Wilhelm ließ die Kutschen jedesmal vor seinem Pferde vorbeidefiliren und pflegte dann mit den Vorüberfahrenden zu sprechen oder zu scherzen. Die gewöhnlichste Art, seine gute Laune zu bezeigen bestand in der Pantomime, daß er zwei Finger, wie ein Paar Hörner an die Seite seiner Stirne setzte, ohne weiter ein Wort zu sprechen. „Der Kammerdiener Abt“, erzählt der lustige Rath

Morgenstern, „blökte sodann die Zunge heraus und seine Frau machte darauf mit dem freundlichsten Lächeln eine Verbeugung dagegen. Dem Kammerdiener Brandhorst hingegen war diese Adresse jedesmal ein Nagel zu seinem Sarge und seine Frau gerieth darüber immer wie in Ohnmacht."

Den größten Theil des Jahres, Frühling bis Herbst, brachte der König in Potsdam zu, exercirend und jagend. Die Hauptparforcejagden waren im Herbst zu Wusterhausen. Sie dauerten ein paar Monate und waren ungeheuer fatiguant. An einem Tage wurden oft 1500 Dammhirsche und Rehe und 3—4000 Wildschweine erlegt. Für die Jagdspäße hielt der König einen eignen Jagd= und Tafelrath, Johann Erdmann Rossig, der, wie Gundling, durch ein in des Königs jovialer Art verfaßtes Diplom unter dem Namen Rabenpreis im Jahre 1732 baronisirt wurde. Sieben Jahre darauf aber kam er nach Spandau, erst Friedrich der Große entließ ihn 1742 seines Arrestes und er starb, achtundachtzig Jahr alt, zu Koffenblatt. Wie Friedrich Wilhelm in Allem industriös war, mußten ihm auch die Jagden außer dem „Plaisir" noch einen „Profit" abwerfen: den Räthen und Kanzelisten, Kaufleuten und Bürgern wurde die Jagdbeute zugeschickt, und sie hatten, das Stück zu drei bis sechs Thaler, die erlegten Wildschweine abzukaufen. Sogar den Juden wurden sie zugesandt, und sie mußten sie, da sie dieselben nicht selbst essen konnten, weiter verkaufen. In Wusterhausen war es auch, wo der König seine zwei einzigen Festtage

feierte, die das Jahr für ihn hatte, den Jahrestag der Schlacht von Malplaquet, 11. September, und das Fest des heiligen Hubertus, des Patrons des edlen Waidwerks, 3. November. An diesen Tagen ward besonders scharf getrunken und nach der Tafel pflegte der König mit seinen Generalen und Offizieren zu tanzen, die Königin aber zog sich mit ihren Damen unmittelbar nach der Tafel zurück. Bielefeld erzählt, daß er diese Art der Männerbälle noch 1739 in Potsdam gefunden habe: er war erst zum Diner beim Commandanten des großen Potsdam'schen Regiments, Oberst von Weiher, wo ein ganzes Bataillon von Flaschen vortrefflichen Rheinweins geleert wurde, dann zum Kaffee beim Hauptmann, nachherigen General von Winterfeld; als man den Kaffee getrunken, ließ man die Regimentsmusik kommen und tanzte, während Champagner gereicht wurde. Mehrere Herren der Gesellschaft fuhren dann noch Abends acht Uhr in den Salon einer Gräfin: einer setzte sich zwischen zwei Stühlen auf die Erde und konnte nicht wieder aufstehen.

Bei Wusterhausen sowohl als bei Potsdam hatte der König große Parforcegärten, eingehegte Waldungen von einer Menge Schneusen (alleeähnlichen Durchhauen) durchschnitten, mehrere Meilen im Umfange, in denen Wiesenflächen und Seen mit eingeschlossen waren. Zu Unterhaltung dieser Gärten verwendete Friedrich Wilhelm ansehnliche Summen. Zur Parforcejagd waren zwölf Piqueurs angestellt, die gute Jäger,

gute Reiter und gute Waldhornisten sein mußten. Sie trugen Jagdröcke von Scharlach mit grünen Sammetaufschlägen, grüne Westen mit goldnen Borden und gelbledernen Beinkleider. Jeder hatte ein besonderes Pferd. Außerdem wurden für die Jagden noch einige dreißig Pferde und mehr als hundert große Jagdhunde gehalten. Bei Förster ist die Beschreibung einer Jagdpartie parforce auf den Hirsch mitgetheilt von einem Augenzeugen: „Wenn das Signal vom Oberjäger im Parforcegarten gegeben ist, schlagen die Parforcehunde an und gehen auf den Hirsch los, welcher nach allem Vermögen läuft und zu entrinnen sucht. Aber er hat seine Verfolger nebst den Piqueurs, allenthalben neben und hinter sich. Gleich darin drein folgen auch des Königs Majestät. Dicht vor ihnen her aber reitet der Hof- oder auch wohl der Ober-Jägermeister. Bisweilen läuft der Hirsch viele Stunden, bis er vor Müdigkeit und Mattigkeit fällt. Es fügt sich auch wohl, daß er an ein Wasser kommt und durch dasselbe setzt; da denn die Hunde ebenfalls hinter ihm herschwimmen, welches desto lustiger und vergnügter anzusehen. Bei so gestalten Sachen aber kann es leichtlich sein, daß des Königs Maj. und die, so den Hirsch verfolgen, in einem Vormittage fünf bis sechs Meilen oder auch wohl noch weiter herumjagen; wie denn manche Parforcejagd des Morgens um sechs Uhr ihren Anfang nimmt und sich erst des Nachmittags um ein oder zwei Uhr endigt. Gemeiniglich aber ist es in einer Zeit von drei bis vier Stunden geschehen.

Ist der Hirsch gefallen, giebt ihm der Ober- oder Hofjägermeister den Nickfang. Alsdann löst er ihm die beiden vordern Läufte ab und präsentirt sie dem König auf einen silbernem Teller. Die Parforce-Hörner lassen sich hierbei stattlich hören und es wird zum Zeichen der Victoria-Bruch aufgesteckt, das ist ein grüner Zweig auf den Hut. Den Hirsch legen die Jägerburschen auf einen ebenfalls mit grünen Zweigen ausgezierten Wagen und bringen ihn nach Wusterhausen, woselbst er in dem Schloßhof abgeladen, ausgeweidet und in viele Stücke zerlegt wird. Bisweilen, wenn der Hirsch gut und fett ist, nimmt man etwas davon und schickt es in die Küche. Der Rest aber, und öfters der ganze Hirsch bis auf die Haut und den Kopf, ist für die Parforcehunde bestimmt und diese Mahlzeit heißt ihr Jagdrecht. Bei dessen Verzehrung gehet es sehr lustig und zwar also her. Mittlerweile, da der Hirsch zerlegt wird, begeben sich Ihro Maj. nach Dero Retirade, woselbst sie ein wenig ausruhen, auch sich umkleiden, oder doch zum wenigsten ander weißes Zeug anlegen. Der zerlegte Hirsch ist wieder mit seiner Haut bedeckt, an der sich der Kopf sammt dem Geweih befindet. Die Parforcehunde, mehr als hundert an der Zahl, warten außer dem Schloßhofe, dessen Gatterthüre zugemacht, haben auch ihre Wärter bei sich, welche Karbatschen in der Hand haben.

Erscheinen des Königs Maj., so sammelt sich alles um Sie herum. Man öffnet die Gatterthüre des Schloßhofes und die Hunde werden eingelassen.

Sie eilen nach dem Hirsch zu, werden aber etlichemal um denselben herum und wieder hinausgeführt, bis man ihnen das Jagdrecht erlaubt. Endlich, wenn es Ernst damit werden soll, faßt ein Jägerbursche den Kopf des Hirsches und macht damit allerhand Bewegungen gegen die Hunde. Sie schlagen gewaltig an und bellen. Aber anfallen dürfen sie durchaus nicht. Letzlich, wenn die Haut auf einmal von dem zerlegten Hirsch herunter gezogen wird, dient solches zu einem Zeichen für die Hunde, ihre Mahlzeit zu thun, mit der sie gar bald fertig werden. Die Piqueurs müssen auf ihren Hörnern dazu blasen."

Bei der wilden Schweinsjagd wurden die Keuler zu zwei bis drei Hunderten in mit Garnen eingeschlossne Gehege von 6—700 Schritten eingetrieben, wo sie die Jäger zum Fang anlaufen ließen. Bei einer Saujagd in Pommern brach einmal dem Generaladjutant von Haake beim Annehmen eines tüchtigen Keulers auf der Brust desselben das Fangeisen ab. Um sich zu retten, stellte er sich breit, wie der Coloß zu Rhodus, um das Thier durchrennen zu lassen. Es nahm ihn aber mit, und der colossale Mann, verkehrt auf der Sau sitzend, den Bürzel in der Hand, schrie laut um Hülfe. Das Thier lief auf den Oberstlieutenant von Münchow zu, er wollte demselben die Seite durchbohren, traf aber dem Major in die Wade. Endlich packten Hunde den Keuler.

Außer auf Schwarz- und Rothwildpret, liebte der König auch noch besonders auf Rebhühner zu jagen.

Diese Jagd begann schon zu Ende August auf der Feldmark von Machenow bei Wusterhausen. In manchem Herbst schoß der König 4000 Rebhühner. Diese gehörten der Königin, nach einem mit ihr getroffenen Contract, kraft dessen sie ihm Pulver und Blei lieferte. Endlich ward auch noch im Frühling und Herbst in der Nähe von Potsdam die Reiherbeize gehalten, wobei auch die Königin zuweilen erschien. Gewöhnlich sah sie im Wagen zu, einmal, als der Herzog von Braunschweig mit seinem Erbprinzen Carl zu Besuch war, spielte sie mit diesen im Walde unter einem Baume l'hombre.

Das Jagdschloß Wusterhausen hat die Markgräfin von Baireuth in ihren Memoiren beschrieben. „Der König hatte mit vielen Kosten und großer Anstrengung einen dürren Sandhügel aufwerfen lassen, welcher die Aussicht so gut begrenzte, daß man das verzauberte Schloß nicht eher sah, als beim Hinabsteigen. Dieses sogenannte Palais bestand in einem sehr kleinen Hauptgebäude, dessen Schönheit durch einen alten Thurm erhöht wurde, zu dem hinauf eine hölzerne Wendeltreppe führte. Das Gebäude war mit einer Terrasse eingefaßt, um die ein Graben gezogen war, dessen schwarzes und fauligtes Wasser dem Styx glich. Drei Brücken verbanden es mit dem Hofe, dem Garten und einer gegenüberliegenden Mühle. Von zwei Seiten war der Hof durch Flügel geschlossen, welche die Herren von des Königs Gefolge bewohnten, auf der dritten Seite durch ein Staket, an dessen Eingang man zwei weiße und zwei schwarze Adler und zwei

Bären — beiläufig gesagt, sehr böse Thiere, die jedermann anfielen — als Schildwachen angebunden hatte. Mitten im Hofe befand sich ein mit vieler Kunst angelegter Springbrunnen zum Gebrauch für die Küche. Er war mit Stufen umgeben und eine eiserne Brücke führte hinüber. Hier war das Plätzchen, das sich der König des Abends zum Tabacksrauchen auswählte. Meine Schwester und ich, wir hatten für uns und unser ganzes Gefolge nicht mehr als zwei Zimmer, oder vielmehr zwei Dachstübchen. Wie auch das Wetter sein mochte, wir aßen zu Mittag immer im Freien unter einem Zelte, das unter einer großen Linde aufgeschlagen war. Bei starkem Regen saßen wir bis an die Waden im Wasser, da der Platz vertieft war. Wir waren immer vierundzwanzig Personen zu Tisch, an denen drei Viertel fastete, da gewöhnlich nur sechs Schüsseln mit vieler Oekonomie aufgetragen wurden. Der König saß nie länger bei Tische als bis ein Uhr (die Speisestunde war in der Regel zwölf). Er schlief dann bis 2½ Uhr auf einem Großvaterstuhl im Freien auf der Terrasse, der ärgsten Sonnenhitze ausgesetzt; wir hatten dies Vergnügen mit ihm zu theilen und mußten auf der Erde zu seinen Füßen liegen. In Berlin hatte ich nur die Qualen des Fegfeuers, in Wusterhausen aber die der Hölle zu erdulden."

In dem weniger belebten Potsdam gab der König im Winter einige Assembléen, auch thaten es die Offiziere der Reihe nach. In Berlin Assembléen zu geben, dazu war Friedrich Wilhelm zu sparsam; hier

gaben nur die Generale und Minister auf ihre Kosten für den gesammten Adel der Hauptstadt Assembléen. Der König erschien dabei mit seiner Familie, es ward getanzt, l'Hombre, Piquet und Trictrac gespielt und Taback geraucht. Bei den Diners, wo der König ein freies Gespräch liebte, verbat er sich die Anwesenheit von Damen. Der Hauptgastgeber war Grumbkow. In den Häusern, wo der König speiste, fand er überall in dem dem Speisesaal zunächst gelegnen Zimmer, weil er öfters bei Tisch aufzustehen pflegte, ein Waschgefäß, — auf einem aufgeschütteten Sandhaufen. In den Zipfel des dabei liegenden Handtuchs pflegte er ein Goldstück als Douceur für die Dienerschaft einzubinden. Oefters lud der König sich selbst bei seinen Ministern und Generalen zu Gaste. Ein wegen seiner Knauserei bekannter General entschuldigte sich einst, daß er keine eigne Wirthschaft führe. Der König verwieß ihn in den König von Portugal zum Gastwirth Nicolai und erschien mit großem Gefolge. Es ward vortrefflich gespeist und getrunken. Beim Aufstehen rief der General den Wirth herein und fragte ihn, was das Couvert koste. „Ohne den Wein einen Gulden die Person", erwiederte Nicolai. „Nun wohlan," sagte der General, „hier ist ein Gulden für mich und einer für Se. Maj.; die andern Herren, die ich nicht gebeten habe, bezahlen für sich." „Das ist fein," rief der König aus, „ich glaubte den Herrn zu prellen und er prellt mich." Darauf bezahlte er die ganze Rechnung.

Später wurde die Einrichtung der Assembléen einem herumreisenden Comödianten, einem gewissen Carl von Eggenberg übertragen, als Maître d'hôtel. Dieser Eggenberg, „der starke Mann“ genannt, ein Sattlerssohn aus dem Bernburgischen, vom König von Dänemark geadelt, hatte den König wegen seiner bewundernswürdigen Körperkraft, die er in Charlottenburg produzirte, in Erstaunen gesetzt: er hob eine 2000 Pfund schwere Kanone, worauf ein Tambour saß, so lange mit einer Hand in die Höhe, bis dieser ein Glas Wein austrank. Er kam reich nach Berlin und baute ein Haus. 1717 schon hatte er die Erlaubniß erhalten, überall im Lande seine Stärke zeigen zu können und stand beim Könige, dem er unter andern auch Husarenpferde, dänische Hengste, besorgte, in großer Gunst. Dieser bestimmte nun am 7. Januar 1733, daß vierundzwanzig von ihm bezeichnete Generale, Minister und Gesandte für die Assembléen, jeder dreißig Thaler an Eggenberg zahlen solle, wofür dieser die gesammte Ausrichtung übernahm. Diese vierundzwanzig Personen waren: H. v. Seckendorf, der östreichische, H. v. Jaguschinsky, der russische, H. v. Prätorius, der dänische, H. Marquis de la Chetardie, der französische Gesandte; ferner die Herren von Fink, Borck, Grumbkow, Schlippenbach, Görne, Podewils, Schlieben, Viereck, Thulemeyer, Viebahn, Cocceji, Happe, der Oberstallmeister und der Oberforstmeister Schwerin, Marschall, Wülknitz, Broich, Riedel, Geuder und der Baron Vernezobre,

ein reicher Franzose, der bei Gelegenheit des Law'schen Actienhandels nach Berlin gekommen war. Die Eggenbergischen Assembléen fanden Dienstags und Freitags im Fürstenhause statt. Wer sonst noch Antheil nehmen wollte, mußte mit Ausnahme der Offiziere und Hauptleute, acht Groschen Eintrittsgeld, wer spielte, sechzehn Groschen Kartengeld geben. Eggenberg gab Licht, Holz, Spieltische und zwei Chöre Hautbois dazu Kaffee, Thee, Chocolade und Limonade umsonst für die vierundzwanzig Herren. Eggenberg führte aber schlechte Wirthschaft; er und seine Frau, eine Seiltänzerin, betranken sich und begingen Excesse. Sie verloren deshalb die Entreprise. Nun ging es wieder, wie früher, reihum. Für den Winter 1738/39 waren die Assembléen also geordnet: „Den 7. Nov. Freitag, H. Oberst von Thienen (ein Däne). Den 12. Nov., Mittwoch, H. Geh. Rath von Börstel. Den 24. Nov., Montag, H. Graf von Wartensleben (excusiret sich wegen seiner Incommodität). Den 1. Dec. H. Hofmarschall v. Geuder Exc. (Johann Georg, markgräflicher Hofmarschall, aus einer böhmischen Familie stammend, gestorben 1746). Den 15. Dec., Freitag, fehlt, der H. Präsident von Reichenbach kann nicht geben, weil die Gräfin von Truchseß bei ihm logirt. Den 17. Dec., Mittwoch, H. Gen.-Major Graf von Schulenburg. Den 19. Dec., Freitag, H. Geh. Rath von Schmidt. Den 29. Dec., Montag, H. Oberst von Pannewitz. Den 2. Januar, Freitag, H. von Broich (? Hallberg-Broich) Exc. Den 5. Januar, Montag, H. Ritt-

meister von Kamecke. Den 19. Januar, Montag, H. von Cocceji Exc. Den 21. Jänuar, Mittwoch, H. von Brandt Exc. Den 28. Januar, Mittwoch, H. von Happe Exc. Den 2. Febr. H. Landjägermeister von Schwerin. Den 11. Febr., Mittwoch, H. Präsident von der Osten." Der König resolvirte mündlich, „sollen das nur reguliren, so gut, wie sie können."

Eggenberg brachte auch das unter Friedrich I. eingegangene Theater wieder einigermaßen empor. In den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelm's hatten nur Seiltänzer, Gaukler, Taschenspieler, Marktschreier, Marionettenspieler und auch herumziehende Schauspieler von Zeit zu Zeit Erlaubniß erhalten, in Berlin Vorstellungen zu geben (anderwärts, namentlich in Halle wegen der Studenten, war ihnen „diese Ueppigkeit und Müßiggang" nicht einmal bei Messen und Jahrmärkten gestattet) nur sollte nichts Aergerliches und Scandaleuses auf der Bühne erscheinen. Der Zettel mußte jedesmal den Tag vor der Aufführung dem Oberschenk von Schlippenbach vorgelegt werden. Eggenberg erhielt darauf, 1732, den Titel eines königlichen Hofcomödianten und die Erlaubniß, nicht nur in Berlin, sondern wo er sonst wolle, mit seiner Gesellschaft von zehn wirklichen königlichen Hofcomödianten Vorstellungen zu geben, nur „keine gottlose, ärgerliche oder dem Christenthume nachtheilige Dinge, sondern lauter innocente Sachen zum honetten Amusement." Diese Hofcomödianten erhielten wöchentlich je neun bis vierunddreißig Thaler

aus den königlichen Cassen und in Potsdam frei Quartier. Die Oberaufsicht bekam der General Alexander von Dönhoff. Sie gaben nun in Berlin, in Königsberg, in Cleve Lustspiele, Possen, Opern. Sie spielten in Berlin auf dem Stallplatze und der breiten Straße; Hauptperson war der Hanswurst; man führte den Dr. Faust, wie er vom Teufel geholt, Hamann, wie er gehängt wird u.s.w. auf. Das Theater ging um fünf Uhr an, der „Premierplatz" kostete acht Groschen. 1732 wurde sogar, weil die Premierplätze immer leer blieben, den Collegien bei namhafter Strafe anbefohlen, „daß täglich einige ihres Mittels der Reihe nach in der Comödie erscheinen sollten." Die Comödien wurden zuletzt sogar in Halle erlaubt. Im Mai 1733 machte die theologische Facultät gegen dergleichen „Gaukel- und Teufelsspiel" Vorstellung, es werde den Ruin Halle's herbeiführen. Der König schrieb an den Rand: „Zu Utrecht und Leyden werden ja Schauspiele geduldet und zweifelt kein Mensch, daß dieß die beiden ersten Universitäten auf der Welt sind." Die Comödien waren dazumal gewöhnliche Beigaben zu den Gastmählern. die man gab. Den 8. Juni 1734, zur Zeit des Kriegs mit Frankreich wegen Besetzung des polnischen Throns, als der König vom Grafen Dönhoff in den Rameckeschen Garten in der Dorotheenstadt geladen wurde, ward der oben erwähnte „mit Schlägen abgefertigte französische Marquis" von Eggenberg mit seinen Hofcomödianten auf einem in dem Garten errichteten Theater aufgeführt. Ebenso war 1731

von einem wandernden englischen Marionettentheater unter Direction des Titus Maas, Durlachschen Hofcomödianten, der Sturz Menzikoffs, des Günstlings Peters des Großen dargestellt worden. Dies Stück ward jedoch aus politischen Rücksichten durch Cabinets-Ordre vom 28. August 1731 verboten.

Sonst war der König den Volkslustbarkeiten sehr abhold, er sah darin nur „Ueppigkeit.“ Die Scheibenschießen hob er auf 1727 „allermaaßen er das üppige, liederliche Wesen abgestellt wissen wolle.“ Thee- und Kaffeeschenken verschwanden, nur an zwei Orten verkaufte man Kaffee in Berlin. Den Besuch der Wirthshäuser und Schenken Sonntags verbot er und hob das Verbot nur wieder auf, weil man ihm vorstellte, daß der Sonntag für den Arbeiter der einzige Erholungstag sei. Wer nach neun Uhr Abends sich noch in den Wirthshäusern betreffen ließ, ward von den Patrouillen aufgegriffen. Wenn der König nach der Friedrichsstadt kam, um die Bauten zu besehen, flüchteten die Leute, machten Thüren und Fenstern zu und die Straßen waren leer und öde. Es war überhaupt sehr stille unter Friedrich Wilhelm in der Hauptstadt.

Für nichts in der Welt hatte der gestrenge Soldatenkönig weniger Sinn, als für die Künste. Schon im Jahre 1714 wurden die Einkünfte der Akademie der bildenden Künste von 1000 Thaler auf 300 Thaler gesetzt und außerdem sollte sie auch noch für die ihr eingeräumten Zimmer über dem königlichen Marstalle jährlich 50 Thlr. Miethe entrichten, was

ihr jedoch auf ihre Vorstellung erlassen wurde. Nur die Malerei fand einigermaßen Gnade bei ihm. Er gebrauchte sie zu seinen eigenthümlichen Zwecken. So ließ er z. B. um einen General zu verspotten, einen Hasen malen, auf den mit Kanonen geschossen wurde. Das Bild ward in einem der Zimmer des Schlosses zu Berlin nach dem Lustgarten hin, die der König zu bewohnen pflegte, aufgehangen. Der Hofmaler Pesne, den schon sein Vater angestellt hatte und den die Königin mehrfach verwandte, blieb und es blieb ihm sogar sein Gehalt von 1500 Thlrn. Ein gewisser Degen malte die Schlachten des großen Kurfürsten, bei denen die Pferde erträglich, die Menschen aber alle einander wie Brüder ähnlich sahen. Ein andrer unberühmter Maler Merk malte des Königs Jagdhunde und das von ihm erlegte Wild, desgleichen die in den Gängen des Schlosses aufgehängten langen Grenadiere. Weidemann, Director der Akademie der Künste, dem allein von allen Mitgliedern sein Gehalt von 600 Thalern blieb, malte die Generale des Heers, die in einem besondern Zimmer in Potsdam aufgehängt wurden. Weidemann half auch dem König selbst bei seinen Maler-, oder vielmehr Ausmalerversuchen, denn er zeichnete ihm die Portraits in den Umrissen und der König colorirte sie dann nur. So malte er Gundling als Polichinel. Er malte besonders viel in der Zeit seit 1729, wo die Gicht ihn im Zimmer festhielt. So roh die Arbeiten waren, so ließ er sie doch fleißig aufbewahren, verschenkte sie oder ließ sie von seinen Umgebungen

taxiren und überließ sie ihnen dann nach der natürlich von den Schmeichlern hoch genug gestellten Taxe. Gewöhnlich waren es Bauern, die er portraitirte, darunter stand das Datum und Friedericus Wilhelmus in tormentis pinxit.“ Damals ward in Berlin das Illuminiren von Augsburger Kupferstichen Mode und das Ausschneiden und Lakiren kleiner Bilder.

Die Musik war am preußischen Hofe unter Friedrich Wilhelm durch einige Genres vertreten. Einmal ließ der fromme Herr aus Holland Glockenspiele kommen, die von den Thürmen Berlins und Potsdams geistliche Lieder spielten. Sodann liebte er Jagdmusik. Und endlich hörte er noch zuweilen und gern Musik auf eine ganz eigenthümliche Art executirt. Er ließ sich nämlich einigemale in der Woche an Winterabenden Arien und Chöre aus heroischen Opern, besonders aus Händel's Alessandro und Siroe auf Blasinstrumenten von den Hautboisten des Potsdamer Garderegiments unter Direction des Kapellmeisters Pepusch vorspielen. Bei diesen Blasinstrument-Conzerten standen die Musiker mit ihren Pulten und Lichtern an dem einen Ende des langen Saals und der König saß ganz allein am andern. Zuweilen, namentlich nach einem copiosen Diner schlief er bei dieser heroischen Musik ein. Eine besondere Kapelle hatte Friedrich Wilhelm nicht: bei Hoffeierlichkeiten versahen die Hautboisten des Garderegiments deren Stelle.

außerordentliche Freude, so daß er sich den Bauch vor Lachen hielt, verursachte dem König ein ganz extraordinäres von Pepusch bei Gelegenheit einer Geschichte, die im Tabacks-Collegium vorgefallen war, für 6 Fagotte componirtes Conzert, überschrieben: „Porco primo, Porco secondo" u. s. w. Auch Friedrich der Große wollte es hören und hatte dazu, um den Componisten zu verspotten, eine große Gesellschaft geladen. Pepusch wollte ausweichen, mußte sich aber dem Kronprinzen fügen. Er stellte sich darauf nicht mit sechs, sondern mit sieben Hautboisten ein, legte ganz ernsthaft selbst die Noten auf die Pulte und blickte dann im Saale umher. Der Kronprinz kam auf ihn zu und fragte: „Herr Kapellmeister, sucht Er etwas?" „Es wird wohl noch ein Pult fehlen," antwortete Pepusch. „Ich dachte, versetzte der Kronprinz lächelnd, es wären nur sechs Schweine in Seiner Musik?" „Ganz recht Ew. Kön. Hoheit, versetzte Pepusch, aber es ist noch da ein Ferkelchen gekommen — Flauto solo!" Friedrich, der Flötenspieler par excellence erzählte diese Geschichte selbst seinem Lehrer Quanz und setzte hinzu: „der alte Kerl hatte mich doch angeführt und ich mußte ihm noch gute Worte geben lassen, daß er nur nicht noch dazu das Ferkelchen vor meinem Vater produzirte."

Bessre Musik liebte die Königin: es war ihre Lieblingsbeschäftigung und sie wirkte darin auch sehr auf ihren Sohn; der harte Vater aber ließ „dem Querpfeifer" die Flöte wegnehmen. Aufseher der Musik der Königin war noch immer der frühere Kammerherr

von Brand, jetzt ihr Oberhofmeister. Außerdem hatte die Königin wenig Vergnügen. „Im Sommer schreibt der Tourist von Loen, fährt die Königin insgemein gegen Abend nach Monbijou. Ein paar schlechte Kutschen mit sechs alten Pferden bespannt und ein kleiner Mohr zur Seite, das ist gewöhnlich der ganze Aufzug dieser großen Königin.“

Trotz dem Mangel an Lustbarkeiten und dem vorschlagend soldatischen Wesen war der preußische Hof unter Friedrich Wilhelm I. ein Hof, der seine bestimmte Anziehungskraft hatte auch für Fremde: es befanden sich an demselben die meisten gescheiten Leute. „Der König, schreibt der Tourist von Loen, ist gewohnt, von Jugend auf die artigsten und belebtesten Leute um sich zu haben und deshalb muß man es ihm zu gut halten, wenn er die Gelehrten mit weniger Hochachtung betrachtet. Ich kenne unter den preußischen Soldaten verschiedene kluge Köpfe, welche den Wissenschaften mehr Ehre machen, als diejenigen, deren Handwerk es eigentlich ist, Gelehrte zu sein. Der König braucht sie zu den wichtigsten Geschäften und zu allerhand Verschickungen an andere Höfe. Er kann damit mehr ausrichten, als mit einem stolzen Pedanten, der sich auf seine weitläuftige Gelehrsamkeit verläßt und nicht zu leben weiß. — Die Lebensart in Berlin hat mir besser gefallen, als an einem Orte in der Welt. Die französischen Manieren haben sich daselbst mit den deutschen auf das Glücklichste vereinbar und machen zusammen ein solches vernünftiges Temperament, daß man bei Hof weder die aus-

schweifende Lebhaftigkeit der Franzosen, noch das steife und gezwungene Wesen der Deutschen bemerkt, welche meinen, es liesse schön und vornehm, wenn sie sich hochmüthig und schwülstig gebehrden."

„Man kann mit Recht den preussischen Hof die Schule der Höflichkeit nennen: es herrscht an demselben durchgängig eine solche Leutseligkeit und ein solches angenehmes, natürliches Wesen, daß man öfters nicht wüßte, daß ein Unterschied der Stände sei, wenn einem nicht zuweilen ein Ordensband oder ein prächtiges Gebäude in die Augen fiele und diesen Unterschied bemerkte; denn im Umgange sind die Markgrafen, die Prinzen, die Generale, die Staatsminister und sowohl der hohe als niedre Adel überhaupt leutselig und höflich. Man sieht hier keine großen Staatsperrücken mit steifen Köpfen und spreustigen Mienen. Man macht keine Complimente, die nichts heißen. Man hält nichts auf ein thörichtes Gepränge und große Ceremonien, welche heut zu Tage fast die halbe Welt zu Comödianten machen. Man kommt zusammen, man ißt, man trinkt, man spielt und geht wieder von einander, ohne daß man sich ängstigen darf, wie man das Ceremoniel beobachten und was man für eine Rede halten soll. Die wahre Höflichkeit ist leicht, angenehm und natürlich. Man redet hier bei Hof meistens französisch und dieses so gut als in Frankreich. Demungeachtet glaube ich nicht

zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß auch die deutsche Sprache hier ihren reinsten Geschmack bekommen habe. Was die Lustbarkeiten bei Hof betrifft, so kommen dieselben mit denjenigen des Wiener und Dresdner Hofs in keinen Vergleich. Ja, ich muß sagen, man findet hier gar keine, wenn man solche nicht in einem artigen Gespräch, kleinen Spiel, in einer guten Tafel, in angenehmer Gesellschaft, in angenehmen Spaziergängen, in mittelmäßigen Conzerten, in Künsten und Wissenschaften und dergleichen Dingen zu suchen gewohnt ist."

Diese Schilderung des unpartheiischen und redlichen von Loen läßt am Besten erkennen, welche Uebertreibungen in den Memoiren der eigenen Tochter des Königs in den Urtheilen sich finden — in diesen Memoiren wird der Hof Friedrich Wilhelm's geradehin wie ein Pandämonion geschildert.

Nächst der Soldatenpassion hatte Friedrich Wilhelm noch eine Passion, die zu bauen oder vielmehr bauen zu lassen. Auch hier verfuhr er wieder nach seiner autokratischen Weise. Die Berliner zwang er mit Gewalt zu bauen, um die von seinem Vater angelegte Friedrichstadt emporzubringen. Ein unbemittelter Beamter bat um Verschonung. Der Befehl lautete ganz lakonisch: „Der Kerl ist reich, soll bauen." Acht Personen, darunter die Generale Graf Truchseß von Waldburg und Graf Schulenburg, der Landjägermeister Graf Schwerin, der Minister von Happe und die Geheimen Räthe von Klinggräff und von Nüßler, letzterer Schwiegersohn des

reichen Kanzlers von Ludewig zu Halle, mußten seit dem Jahre 1734 zum Theil prächtige Paläste mitten in der Friedrichstadt, jenseits des Wilhelmsplatzes in einem großen und tiefen Teich und Sumpf, wo tausende von Baumstämmen zu Rosten eingerammt werden mußten, bauen. Der König schenkte den erstgenannten vier Personen und dem Minister von Marschall 40,000 Thaler Baumaterialien dazu und er kam selbst alle Tage, um nachzusehen und munterte nach seiner Weise zur Beschleunigung auf. Wer sich irgend bei ihm insinuiren wollte, mußte auch bauen. So baute denn der General Alexander Graf Dönhoff den Dönhoffplatz 1734, der Minister von Happe 1737 den später Gräflich Reußischen Palast und Garten auf der Leipziger Straße, 1735 der Baron von Bernezobre den nachherigen Palast der Prinzessin Amalie, Schwester Friedrich's des Großen, jetzt des Prinzen Albrecht auf der Wilhelmsstraße; ferner: 1736 der Minister von Marschall den später Gräflich Finkenstein'schen Palast und Garten auf dem Wilhelmsplatze. Von demselben Jahre datirt auch der von Graf Carl Ludwig Truchseß gebaute Palast und Garten des Johanniterordensmeisters an dem Wilhelmsplatze, jetzt das Palais des Prinzen Carl. Der Geheime Rath Piper ward 1736, „weil er ein schön magnifique Haus baut", geadelt. 985 neue Häuser wurden auf diese Weise in den Jahren von 1721 bis 1737 in Berlin gebaut. Die Residenz zählte im Jahre 1740 bereits 98,000 Einwohner.

6. Friedrich Wilhelm und der Adel.

Die Dynastie Hohenzollern hatte im funfzehnten Jahrhundert, als Friedrich, Burggraf von Nürnberg Kurfürst ward, ihre Laufbahn damit begonnen, den übermüthigen Adel der Marken zu Paaren zu treiben, er hatte gegen die Burgen der Herren von Quitzow, von Puttlitz, von Rochow die ersten Kanonen aufgeführt. Sein Urenkel Joachim Nestor I. hatte zur Zeit der Reformation zum zweitenmal den märkischen Adel gedemüthigt. Der große Kurfürst setzte im Herzogthum Preußen die Souverainetät durch: das Beispiel der Execution Kalkstein's schreckte. Friedrich Wilhelm I. vollendete die Beugung des Adels, er setzte die Besteuerung durch. Als im Jahre 1717 der Generalfeldmarschall Graf Alexander Dohna als Marschall der Stände Preußens in seinem Bericht an den König die Phrase gebraucht hatte: „tout le pays sera ruiné", schrieb dieser die merkwürdige Marginalresolution dem Bericht bei: „Tout le pays sera ruiné? Nihil kredo, aber das Kredo, daß die Junkers ihre Autorität Nie pos volam (das polnische Liberum veto) wird ruinirt werden. Ich stabilire die Souverainetät wie einen Rocher von Bronce." Preußen ist der einzige Staat in Deutschland, dessen energische Monarchen ihren widerhaarigen Adel der mittelalterlichen Taxenfreiheit sich zu begeben zwangen. Preußen und Hannover waren auch die einzigen

Staaten in Deutschland, wo es möglich war, mit einheimischem Adel zu regieren: alle andre deutsche Staaten mußten fremden Adel herbeiziehen, ihm die Hof- und Minister- und Generalstellen anvertrauen, um nur ihren eignen widerspenstigen Junkern die Wage einigermaaßen zu halten. In Preußen geschah das, nachdem seit dem großen Kurfürsten das Regiment der Schlicke und Schwarzenberge aufgehört hatte, seit ihm nur einmal mit den „drei Wehen" unter Friedrich I. und nicht wieder. Friedrich Wilhelm I. regierte nur mit seinen eingebornen Leuten. In Oestreich mußte schon seit den Tagen Rudolf's II. eine Italienerpartei den Hof steifen, eine Italienerpartei, die im dreißigjährigen Kriege unter den Ferdinanden den verderblichsten Einfluß ausübte. In Sachsen zeugen die Namen Fürstenberg (der Stathalter), Sulkowsky und Marcolini, daß die Regenten den Willen, aber nicht die Kraft hatten, durch fremden Adel den einheimischen zu bezwingen. Dieselbe Thatsache der Herbeiziehung fremden Adels treffen wir in allen andern deutschen Staaten bis auf die kleinsten herunter, wir treffen sie in Baiern, wo noch heut zu Tage der vierte Theil des Adels ausländisch ist, in Würtemberg, wo namentlich mecklenburgischer Adel in Masse herbeigezogen wurde, in Hessen und Braunschweig, wo wir wiederholt Ausländer auf den höchsten Stellen finden u. s. w. Friedrich Wilhelm's Herz neigte mehr zu den Bürgern, als zu den Junkern. Es hing damit

seine tiefe Abneigung gegen steifen und exclusiven Hofprunk zusammen.

Als Friedrich Wilhelm einmal äußerte, daß er „ein wahrer Republikaner“ sei, verstand er darunter, daß er gut bürgerlich gesinnt sei. Das war er wirklich. Er liebte es, unmittelbar mit dem Volke ganz bürgerlich und — freilich auf seine eigenthümliche Weise — leutselig zu verkehren. Er besuchte Gastmähler, Hochzeiten bei Vornehmen und Geringen, nur, wie schon erwähnt, verbat er sich bei Mittagsessen die Anwesenheit von Damen. Selbst bei Hochzeitsschmäusen durften nur die Braut und die Brautmutter zugegen sein. Sehr häufig hat Friedrich Wilhelm im König von Portugal beim Gastwirth Nicolai auf der Burgstraße, ohnweit der langen Brücke, gespeist, dessen Frau ihm sein Lieblingsgericht, Schinken und Grünkohl, so zu Danke, wie Niemand sonst machen konnte. Den Wirth belohnte der König mit seinem Bildniß en miniature, welches dieser dankbare Gasthalter auch bis zu seinem Ende im Knopfloch eingeknüpft mit sich herumtrug. Friedrich Wilhelm wollte populair sein und genoß auch unzweifelhaft eine gewisse Popularität in seinem Volke. Die Hoffahrt seines Kronprinzen war ihm ein Greuel: er warf ihm in einem Billet vom Jahre 1728, auf das ich zurückkomme, ganz ausdrücklich vor, daß er „hoffärthig, recht bauernstolz sei, mit keinem Menschen spreche, als mit welche und nit populer und affabel sei.“

Für eine Zeit, wie die seinige, war dieser König allerdings schon ungemein vorurtheilsfrei. Er stellte keine Müßiggänger am Hofe an, bloß weil sie von altem Adel waren. Der Tourist Pöllnitz, der unter Friedrich Wilhelm's Vater schon Kammerjunker gewesen und auf Reisen gegangen war, wollte wieder als Kammerjunker angestellt sein. Er erhielt eine, wie er selbst sagt, „grobe" abschlägliche Antwort — „il me fallut essuyer un refus donné assez cruement et j'avois le chagrin qu'on me préferoit des gens qui n'avaient jamais paru à la cour, la plupart d'une naissance très obscure." Es war damals eine sehr schlimme Zeit in Preußen für die Herren von Adel. Der König war gar nicht für sie, er tastete nicht nur ihre mittelalterliche Taxenfreiheit an und egalisirte die Junker mit den Bürgern, sondern nach der Berliner Zeitung vom Jahre 1732 wurden sogar zu den im November bei der Vermählung der Prinzessin Friederike mit dem Markgrafen von Baireuth gegebenen Hofbällen außer mehreren Civilbeamten auch Berliner „Kaufleute und andre honette Personen bürgerlichen Standes nebst ihren Eheliebsten" vom König eingeladen. Eine große Anzahl seiner Räthe waren Bürgerliche, ja selbst Präsidenten und Ministerposten nahmen mehrere Bürgerliche ein. Seinen eignen Kronprinzen stellte er in Cüstrin als Kriegs- und Domainenrath unter einen bürgerlichen Chef, den Kammerdirector Hille, was diesen allerdings stolzen Prinzen nicht wenig verdroß, wie aus Hille's Briefwechsel mit dem

General Grumbkow, den Förster mitgetheilt hat, hervorgeht und worauf ich ebenfalls zurückkomme. Nicht weniger als 11 zum Theil von seinem Vater überkommene bewährte Staatsminister Friedrich Wilhelm's waren Männer des Bürgerstands: Ilgen und Thulemeyer im Departement des Aeußern, Kraut, Creutz, Katsch, Viebahn und Boden im Generaldirectorium, Dankelmann, Bartholdi und Cocceji im Departement des Cultus und der Justiz und der ehemalige Cabinetsrath Samuel Marschall. Bürgerfreundlicher als Friedrich Wilhelm I. ist kein preußischer König gewesen. Es kam dadurch ein ganz anderer freierer Ton in die Hofgesellschaft, ein Ton, den der Tourist Loen in der oben angeführten Stelle als einen sehr wohlthuenden bezeichnet, der sich wesentlich vor dem an anderen Höfen herrschenden ausgezeichnet habe.

Wie unter dem großen Kurfürsten die kaiserliche Baronisirung des Gesandten im Haag, Blasspiel 1678, die kaiserliche Nobilitirung von Franz Meinders 1682; sodann unter Friedrich I. die kaiserliche Baronisirung der sieben Gebrüder Dankelmann 1695, die von Paul Fuchs und dem Negocianten der preußischen Königskrone Bartholdi 1701 anerkannt worden war, wie darauf der neue preußische König zuerst den Cabinetsminister Rüdiger Ilgen 1701, dann den Professor Cocceji, den Vater, 1702, Kraut, den ehemaligen Ladendiener 1703, Katsch, den zeitherigen Generalauditeur 1705 und den Amtmannssohn Creutz 1708 selbst geadelt, den

Gesandten im Haag Samuel Schmettau 1701 und den Gesandten in London Ezechiel Spanheim 1702 baronisirt hatte, so erhob Friedrich Wilhelm I. in die preußische Adelsreihe folgende Bürgerminister: 1718 den Kaufmannssohn Samuel Marschall, 1728 Thulemeyer und Franz Moritz Viebahn, der früher Advocat war und der Nachfolger von Katsch ward und 1739 August Friedrich Boden, der früher Domainenbeamter in Kalbe war, Grumbkow im Ministerium folgte und noch unter Friedrich dem Großen als Finanzminister fungirte. Gundling ward 1724 baronisirt — der Pfarrerssohn und Hofnarr mit sechzehn Ahnen, noch einmal so viel als die Gräfin Lichtenau siebzig Jahre später erhielt. Wie die Minister, waren auch die von Friedrich Wilhelm angestellten Gesandten zum Theil Bürgerliche. Nicht dem altadeligen Grafen Christoph Dohna als Gesandten in Wien, sondern dem bürgerlichen Residenten Christian Friedrich Bartholdi, Sohn des Berliner Bürgermeisters, war 1700 der Abschluß des Kronenvertrags und die Erlangung der preußischen Königskrone geglückt. Deßhalb stellte Friedrich Wilhelm auch Bürgerliche und Neugeadelte, — wie 1732 den Baron Gotter als Gesandten in Wien — auf diplomatischen Posten an. Der Comitialgesandte in Regensburg, Heinrich Pollmann, war ein Bürgerlicher: Friedrich der Große adelte ihn gleich nach seiner Thronbesteigung 28. Juni 1740. Friedrich Wilhelm beförderte selbst, was sein großer Sohn nur ausnahmsweise und höchst selten that, in der Armee

bürgerliche Unteroffiziere zu Offizieren. Unterm 19. Febr. 1717 schrieb er an den Herzog von Holstein: „Ew. Liebden sollen nur von Dero Regiment zehn Unteroffiziers vorschlagen, die capables sind, daß ich sie zu Offiziers machen kann, davon E. L. auch versichert sein müssen, daß sie keine Brandweinsäufer sind.“ Friedrich Wilhelm wies die lächerlichen Rangstreitigkeiten des Adels zuweilen sehr ernstlich in ihre Schranken. Ein Herr von Strunckede in Cleve von altem Adel hatte sich bitter darüber beklagt, daß ein Herr von Pabst von weit jüngerem Adel sich über ihn gesetzt habe — in der Kirche. Der König schrieb eigenhändig auf die Beschwerdeschrift: „Dieses sein Thorheit, in Berlin ist kein Rang, in Kleve mus keiner sein. wen Pabst über mir sitzet in der Kirche so bleibe doch was ich bin, mein extraction bleibet allezeit.“ Als Friedrich Wilhelm im Jahre 1732 den Titel eines Fürsten von Ostfriesland noch vor dem Aussterben dieser Familie, das erst unter Friedrich dem Großen eintrat, annahm und der Kaiser ihm durch Seckendorf dagegen Vorstellungen machen ließ, schrieb er diesem: „Ich kann in Wahrheit sagen, daß die Annahme des Titels von Ostfriesland keine Malice von mir ist, da ich in Wahrheit geglaubt, daß es ein Bagatell ist, als wenn man einen Baron nennt. (Gundling und Rabenpreis, der Jagd- und Tafelrath waren solche Bagatell-Barone.) Indessen assecuriren Sie dem Kaiser, daß durch solche Lumperei in nichts meine wahre Freundschaft soll alteriret werden.“

Doch befahl Friedrich Wilhelm dem Adel 1739 schlechterdings und pour cause an: „sich nicht zu unterstehen, eines geringen Bürgers oder Bauers Tochter oder Wittwe oder wohl gar eine unehrbare Person zu heirathen" — er selbst legte in diesem Edicte ein großes Gewicht auf das, was ihm vor Allem wichtig war — Geld. Seitdem die Geldheirathen Mode wurden, seitdem Minister und Generale aus den ältesten Häusern, wie Knyphausen und Haake sich mit den reichen Erbtöchtern der neugeadelten Ilgen und Creutz verheirathet hatten — seitdem beim Adel im achtzehnten Jahrhundert der fortwährende Güterschacher anfing — seit die Handlung die Städter reich machte und ihnen durch diesen Reichthum an Geld dieselbe Unabhängigkeit gab, die dem alten Adel sein Güterbesitz gegeben hatte, seitdem der alte Adel sich durch den Hofluxus ruinirte, herunterkam, verarmte, während zu den neuen reichen Kaufleuten sich nach und nach ganze Schaaren noch reicher gewordnen Lieferanten, Banquiers und Fabrikherrn gesellten, seitdem kam dieser alte Adel in eine ganz neue Stellung. Die größte Veränderung aber brachte der vom Venusberg in Paris einreißende Cavaliergeist; er setzte den alten, sonst so ehrenwerthen Adel in der Achtung herunter. Wer es nicht verstand, gegen die Leute aus dem Volke „die Canaille", wie man sie nannte, sein Wort zu brechen, Gläubiger und Mädchen zu betrügen, ungeheure Schulden zu machen, sie nicht zu bezahlen und noch dazu mit der Nichtbezahlung zu prahlen, die

Betrognen noch dazu vollends zu brüsquiren und sie für den Betrug sich bedanken zu lassen, konnte ja nicht für einen ordentlichen richtigen „Cavalier“ passiren.

Solche Exempel, wie sie Friedrich der Große mit dem Baron Pöllnitz statuirte, dem nichts weiter zu borgen öffentlich auf den Straßen Berlins bei Trommelschlag unter hundert Ducaten Strafe ausgerufen wurde — und mit dem Gouverneur von Königsberg, Grafen Dohna, dem durch Cabinetsordre die Pflicht, seinen Schneider zu bezahlen, begreiflich gemacht werden mußte — und mit dem Grafen Frankenberg zu Gröditzberg in Schlesien, dem die Cavalierslust, seine armen Unterthanen in den eisernen Stock zu legen, diese Manier — „une manière des plus cruelles injustes et insupportables“, wie der König in der ihm zugefertigten Cabinetsordre sie bezeichnete — durch diese Cabinetsordre erst gelegt werden mußte — seitdem fiel der Adelsstand tief in der öffentlichen Schätzung. Die Zeiten waren vorüber, die den Schluß der pommerschen Ritterschaft auf dem Landtage zu Stettin 1602 zu Wege gebracht hatten, wo der Adel feierlich schwur, denjenigen, der sich weigern werde, richtige Schulden prompt zu bezahlen für einen Unmann, Schelm und Bösewicht zu halten und mit ihm weder essen, noch trinken zu wollen.

7. Personalien Friedrich Wilhelm's I.

Friedrich Wilhelm war ein deutscher, einfach bürgerlicher Herr, er richtete sich in Berlin und Potsdam ganz einfach bürgerlich ein, wie ein guter deutscher Haushalter. Sobald er seinen Vater zur Erde bestattet und die Staatstrauerkleider ausgezogen hatte, zog er seine einfache, blaue Uniform mit rothen Aufschlägen und silbernen Litzen, dazu gelbe Weste und Beinkleider und weiße Leinwand-Stiefeletten an, den Degen trug er stets an der Seite und in der Hand ein tüchtiges Rohr von Bambus. Dieser Bambus war der Zauberstab, mit dem die Monarchie regiert wurde. Ging der König nicht in Uniform, so trug er einen braunen Rock und eine rothe Weste mit schmaler goldner Borde. In Wusterhausen ward ein grünes Jagdkleid angezogen. Wenn er im Cabinet arbeitete, zog er leinwandne Ueberärmel an und band sogar eine Schürze vor, aus Reinlichkeit und um seine guten Hauskleider zu schonen. Tapeten, Polsterstühle, Teppiche und dergleichen sah man in seinen Wohnzimmern nicht, alle Tische, Stühle und Bänke waren von Holz. Sogar sein Lavoir war von Holz, eine Art Mulde. Statt der Perrücke trug er einen Zopf. Seine Unterthanen folgten ihm hierin nach, sie nahmen ebenfalls den Zopf. Auch die Geistlichen nahmen ihn endlich, aber es machte ungeheures Aufsehen, als der s. g. Zopfprediger Schulz im Dorfe Gilsdorf

bei Berlin zuerst im Zopf auf der Kanzel erschien. Lange hielt man noch eigensinnig an den Perrücken fest, wie man früher sich eigensinnig gegen sie gestemmt hatte. Erst als dem katholischen Clerus verboten ward, Perrücken zu tragen, hatte sie der protestantische angenommen. Die ächt orthodoxen Perrücken der lutherischen Geistlichen waren von ganz schwarzem Bockshaar. Auch sie aber wurden vom Zopfe verdrängt.

Deutsche Ehrlichkeit und Häuslichkeit und holländische Reinlichkeit waren Hauptzüge und Hauptvorzüge in Friedrich Wilhelm's sonst so höchst wunderlichem Wesen. Fleißige Handwerker, reinliche Hausfrauen belobte er sehr. Mit der Reinlichkeit konnte er an seiner Person nicht genug thun, er hatte wiederholten Wäschewechsel und wiederholtes Händewaschen, namentlich bei Tisch, in stetem Gebrauche. An seinem Kronprinzen verdroß ihm das Gegentheil so, daß er ihm in jenem schon erwähnten Billet vom Jahre 1728 ausdrücklich vorwarf: „er sei mal propre an seinem Leibe.“ Eine fernerweite sehr löbliche Eigenschaft des Königs war Wahrheitsliebe. In der Instruction von 1723 für die Räthe seines Generaldirectoriums schrieb er ihnen eigenhändig vor: „Wir wollen die Flatterien durchaus nicht haben, sondern man soll Uns allemal die reine Wahrheit sagen.“ Aber er war ein gar sehr gewaltthätiger Herr und König, zu Zeiten wild und furchtbar, im Zorne aufbrausend und entschieden despotisch. Schon sein Aeußeres war schrecklich. Bielefeld, der ihn 1739, ein Jahr vor seinem Tode, sah,

sagt, daß sein Anblick geradezu fürchterlich gewesen sei: die Farbe des Gesichts habe in Roth, Blau, Gelb und Grün sich schattirt, der dicke Kopf tief in den Schultern gesteckt, die ganze Figur sei kurz und gedrängt gewesen. Friedrich der Große und seine Lieblingsschwester hatten ihm den Spitznamen „le ragotin“ gegeben. Er war zuletzt so dick geworden, daß seine Weste fast vier Ellen weit war.

Friedrich Wilhelm verlangte von Allen und Jeden unbedingten Gehorsam ohne Widerspruch. Kein Unterthan durfte es nur wagen, „zu raisonniren.“ Die Universität zu Halle stellte einmal 1731 beweglich vor, daß ein Studiosus juris von einigen Soldaten eines Abends auf öffentlicher Straße, angefallen und zum Stadtthore hinausgeführt worden sei. Der Bescheid lautete: „Soll nicht raisonniren! Ist mein Unterthan.“

Er wollte nichts in seinem Lande haben, als: „gute Christen, fleißige Bürger und tapfre Soldaten.“ Voltaire nannte ihn nur „den Vandalen.“ Alle seine Gestrengigkeit und Härte entschuldigte er mit der Pflicht. Er äußerte öfters: „Ich bin nur der erste Diener des Staats.“ Den Staat regierte er nun auch eben nach seiner eigenthümlichen Weise mit Gewalt, um ihn zu beglücken. Mit eisernem Tritte verfolgte er diesen Weg der Beglückungsgewalt. Er war sehr gewissenhaft: es ist vorgekommen, daß er einen Beamten, den er in Stettin durch den Henker hatte ausprügeln lassen, als seine Unschuld herauskam, an seiner Tafel speisen ließ, um ihm eine eclatante

Ehrenerklärung zu geben. Aber es kam gar nicht immer so glücklich alles Unrecht heraus, das von ihm ausging. Er selbst glaubte immer streng rechtlich zu handeln. Er handelte aber nur in dem rechtlich, was er selbst für Recht erkannte. Er war sehr religiös, aber nur in dem, was er für sich selbst als Religion gelten ließ: seine starre Rechtgläubigkeit war so bizarr und eigenmächtig, wie sein ganzes Wesen, eine Rechtgläubigkeit ganz nach eignem Recept und Vorschrift. Er war zu Zeiten ungemein scrupulös: zu mehreren Malen war er ganz ernstlich abzudanken gesonnen aus Gewissensscrupeln, weil er ganz ernstlich meinte, seiner Pflicht nicht gehörig Genüge thun zu können. Er hielt sich in vollem Ernst des Wortes für einen Knecht Gottes. So wenig er sonst auf das Alte Testament gab, seine Gesetze waren wie im Alten Testamente. Er hielt streng an das Gebot: „Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden." Auf Todtschlag, auch im Duell, stand unerbittlich der Tod. Er schrieb an Seckendorf, der sich für einen Major von Damitz verwendet hatte: „Würde ich mich gewiß ein besonderes Plaisir machen, seinen Bitten zu deferiren, wenn nicht Menschenblut, wovon ich keinen in der Welt lossprechen kann, noch werde, hierunter wäre." Wilddiebe wurden unerbittlich gehangen, ebenso, wer Munition stahl. Gegen einen Wilddieb erkannte das Gericht auf Reinigungseid oder Tortur: der König ließ ihn hängen. Ein Jude war wegen Diebstahl gefoltert worden und behauptete,

fortwährend unschuldig zu sein: der König erklärte, „er wolle den Bösewicht auf sein Gewissen nehmen" und befahl, ihn zu hängen.

Aus königlicher Machtvollkommenheit cassirte und annullirte er die Urtel, die die Gerichte sprachen und verschärfte sie weit öfterer, als er sie milderte. Sein Wahlspruch, den er bei Verschärfung des Urtheils Katte's, der mit dem Kronprinzen hatte fliehen wollen, aussprach, war: „Fiat justitia et pereat mundus!" Die Gerichte hielten es für rathsam, die Urtel möglichst zu mäßigen. Das machte den König aber nur noch mißtrauischer. Er haßte überhaupt die Juristen von Grund seiner Seele und hätte sie gern alle ausgetilgt, absonderlich die Advocaten. Er verminderte wenigstens die Anzahl derselben möglichst; auf dem Lande durften sie gar nicht wohnen, um die Bauern nicht prozeßsüchtig zu machen.

Eine gute Seite bei der desperaten Justiz des Königs war, daß vor ihr kein Ansehn der Person galt. Ein Kriegs- und Domainenrath von Schlubhut in Königsberg hatte in den dreißiger Jahren von den zur Einrichtung der Salzburger Emigranten bestimmten Geldern unterschlagen und das Gericht erkannte, da der Verbrecher die Summe erstatten konnte, auf einige Jahre Festung. Der König wollte das Urtel nicht bestätigen und verschob die Sache bis zu seiner Ankunft in Königsberg zur jährlichen Musterung. Er ließ den Kriegsrath vor sich kommen und kündigte ihm an, er werde ihn hängen lassen. Schlubhut war so insolent, sich vernehmen zu lassen: „das sei nicht Manier,

so mit einem preußischen Edelmanne zu verfahren, er werde die fehlende Summe erstatten." Der König gerieth in den höchsten Zorn und rief: „Ich will dein schelmisches Geld nicht haben." Darauf ließ er einen Galgen vor dem Sessionszimmer der Kriegs- und Domainenkammer errichten und vor den Augen der versammelten Räthe Schlubhut daran aufknüpfen.

Friedrich Wilhelm ließ sich in der Ausübung seiner Souverainetät durch die gewöhnlichen Praktiken und Intriguen des Adels in keiner Weise irre machen. Ein Hauptaugenmerk war von Anfang seiner Regierung für ihn: die Besteuerung der „Junkers", wie er seinen Adel zu nennen pflegte. Schon bei der Huldigung in Königsberg erließ er an die Stände Preußens ein Verbot: „daß sie sich aller Beschwerden und Mahnungen an alte Verheißungen enthalten sollten." Die treudevotesten Stände Preußens stellten dagegen sehr beweglich vor: „Gott, der allmächtige Vater, gestatte doch auch Beschwerden ihm vorzutragen und bleibe demunerachtet allmächtig, mithin werde es Se. Maj. ebenfalls nicht ungnädig deuten." Er aber setzte die neue Besteuerung, die Versilberung der Ritterpferde gegen Allodification der Lehngüter durch. Der König stabilirte die Souverainetät, wie er sich ausdrückte, wie einen „Rocher von Bronce." Oefters drückte er diesen Felsen seines souverainen Rechts in seinen Cabinetsordres so aus: „Wir sind Herr und König und thun, was wir wollen."

Ebenso absolut souverain wie die Junkers behandelte er alle seine Unterthanen. Auch mit den Predigern machte er keine Ausnahme. Bei zwei Thalern Strafe befahl er ihnen schon unterm 18. Dec. 1714 an, daß die Predigten nie länger dauern sollten, als eine Stunde. Unterm 10. April 1717 ward dieselbe Strafe gegen die Prediger verhängt, welche königliche Verordnungen auf den Kanzeln „anzapfen" würden. Nach dem Vorgang der für die neuerbaute Petrikirche in Berlin unterm 25. Februar 1733 erlassnen Instruction, welche eine neue Liturgie anbefahl, setzte er die Abschaffung des Singens der Prediger am Altare, des Gebrauchs von Kreuzen und Lichtern, des Kreuzschlagens, der Chorröcke und der Meßgewänder durch. Alle Proteste halfen nichts. Ein Prediger Brauer im Magdeburgischen, der mit den Worten: „Hier wissen wir Gott sei Dank nichts von papistischen und abergläubischen, sondern nur von uralten, apostolischen Ceremonien," eine feste Weigerung gab, ward im Jahre 1737 cassirt. Der König beharrte dabei, daß er allen Predigern „die difficultirten, zu ihrer Beruhigung die Dimission geben wolle."

Selbst sein „hundsföttisches Cabinetsministerium", wie er es bisweilen im Königszorne nannte, schonte Friedrich Wilhelm nicht. Ja er schonte nicht einmal die königlichen Prinzen und Prinzessinnen. Eine seiner Töchter, die Memoirenschreiberin, wollte er wegen einer hitzigen Rede über Tafel einmal mit dem Messer erstechen: nur der hinter dem König stehende Jäger, der den Rollstuhl der erzürnten Majestät schnell nach der

Wand drehte, rettete die Prinzessin. Als sein Kronprinz seiner unerträglichen despotischen Behandlung zu entfliehen versuchte, mißhandelte er ihn mit dem Stocke, wollte ihn mit dem Degen durchbohren, setzte ein Kriegsgericht über ihn nieder und ging ganz ernstlich damit um, dem Deserteur das Leben abzusprechen.

Friedrich Wilhelm war ausbündig derb und grob in Reden und in Schriften. Die Ehrentitel: „Hundsfott, Coujon, Hallunke“ schwebten beständig über den königlichen Lippen. Auf Eingaben, die ihm nicht behagten, pflegte er Eselsköpfe und Ohren an den Rand zu malen. In den Instructionen und Resolutionen, die er ausgehen ließ, hieß es fortwährend: „Wofern das und das nicht geschieht, so werde ich es scharf ansehen, man wird den König zum Feinde haben, so wird Lärm werden, so wird der Donner drein schlagen, ehe man es sich vermuthet.“ Die freilich an's Nichtarbeiten als aristokratische Prärogative gewöhnten adeligen Minister commandirte er wie Unteroffiziere. Wenn ein Minister ohne königliche Erlaubniß oder wegen Krankheit eine Stunde zu spät in die Sitzungen kam, zahlte er hundert Ducaten Strafe; wer in der ganzen Sitzung nicht erschien, verlor das erstemal ein halbes Jahr seines Gehalts, das zweitemal erfolgte Cassation. Das neueingerichtete General-Directorium instruirte er 1723 eigenhändig: „Die Herren sollen arbeiten, wofür wir sie bezahlen.“ „Wegen der jährlichen Etats, welche die Räthe entwerfen sollen, werden die Herren sagen, es sei nicht möglich; aber sie sollen die Köpfe daran stecken und

befehlen wir ihnen hiermit ernstlich, es sonder Raisonniren möglich zu machen."

Einer seiner Kammerdiener sollte ihm einmal den Abendsegen vorlesen. Als die Worte kamen: „Der Herr segne Dich!" glaubte der einfältige Mann in seiner gewöhnlichen Unterwürfigkeit: „Der Herr segne Sie!" lesen zu müssen. Der König fiel ihm sofort in's Wort und fuhr ihn an: „Hundsfott, lies recht, vor dem lieben Gott bin ich ein Hundsfott wie Du!" Die Bedienten waren allerdings ihrer Haut nicht bei ihm sicher. Er hatte stets zwei mit Salz geladene Pistolen neben sich liegen: versahen die Bedienten etwas, so feuerte er sie auf sie ab. Einem wurden die Füße grausam verletzt, ein Andrer verlor ein Auge. Und dennoch beschwerte er sich noch, wie ein von Raumer mitgetheilter englischer Gesandtschaftsbericht ausweist, daß man ihn allgemein für einen Tyrannen ausgebe. Schon im Jahre 1725 glaubte man allerdings in Frankreich, er werde wegen Tyrannei und Geistesschwäche abgesetzt werden. Im Jahre 1734, im October, als er sehr krank war, sagte er zu seinem Kammermohren: „Bete nur fleißig, ich sterbe nicht." Dieser Kammermohr hinterbrachte dem Baron Seckendorf, dem Neffen des östreichischen Gesandten Grafen Heinrich, der in dessen Abwesenheit dessen Stelle versah, alles, was im Krankenzimmer vorging, es ging in das nachher publizirte: „Journal secret du Baron L. Ch. de Seckendorf" über. Unterm 27. October 1734 heißt es darin: „Der König ärgert sich über alles, hat den Pagen geprügelt, daß man

geglaubt, es wird ihn der Schlag rühren.“ Unterm 29. October heißt es weiter: „Der König prügelt die Jäger, weil sie Holz gestohlen: die Crisis scheint vorüber.“ Und endlich unterm 2. November heißt es: „Le roi se porte à merveille.“

Der Schrecken ging vor diesem Herrn her. Ein Beamter, welcher unerwartet zu ihm berufen wurde, sank aus Schreck todt zur Erde. Den Corporalstock übte er so ohne Ausnahme gegen Jedermann, daß er damit sogar einmal einen Major, und zwar vor der Fronte, mißhandelte. Dieser zog seine Pistolen, schoß die eine vor die Füße des Pferdes, das der König ritt und die andere sich vor den Kopf.

Einst hatten die Kammergerichtsräthe einen seiner langen Kerle, der ihm besonders gefiel, wegen eines Diebstahls von 6000 Thalern mit gewaltsamen Einbruchs zum Tode verurtheilt, gemäß den Gesetzen. Er ließ diese Kammergerichtsräthe einzeln vor sich kommen und prügelte sie für den Tort, den sie ihm gethan, einen nach dem andern sammt und sonders durch. Der geheime Grund zu dieser eigenthümlichen autokratischen Repressalie war: es war ihm hinterbracht worden, daß dieselben Herren des Kammergerichts einen Kriegsrath kurz vorher freigesprochen hatten, der eine weit bedeutendere Summe, 30,000 Thaler unterschlagen hatte. Solche Prügelabfertigungen waren ganz an der Tagesordnung bei dem König. Er prügelte seinen Hofapotheker, dem er den Geheimen-Raths-Titel für 1000 Thaler verliehen hatte, als dieser ihm einst in den Wurf kam und auf die

gewöhnliche Frage: „Wer seid Ihr?“ geantwortet hatte: „Ew. Kön. Maj. Geheimer Rath N.“ Er bedeutete ihn unter dem Prügelhagelschauer und dem Titelblitze „Hundsfott“, daß er künftig „Ich heiße Geheimer Rath N.“ zu antworten habe.

Friedrich Wilhelm war in seinem Hauswesen sowohl als im Staatshaushalt pedantisch sparsam, wie er denn überhaupt in dem Eindringen in die Specialia und Specialissima bis in's geringste Detail hinunter seine besondere Stärke hatte. Zu Hause war die Küche das Departement, in dem er sein unaufhaltsames Bedürfniß zum Raisonniren ausließ. Er mäkelte an den allergeringfügigsten Küchenausgaben, nur um an etwas zu mäkeln. Wie Grumbkow an Seckendorf unterm 17. August 1737 schreibt, beklagte die Königin sich insbesondere schwer über die „horrible avarice du roi par rapport au manger qui est de jour en jour plus détestable.“ Regelmäßig mußten die Küchenzettel ihm gebracht und bis auf jede einzelne Citrone à acht Pfennige, Milch einen Groschen, eine Mandel Eier zwei Groschen drei Pfennige specificirt werden. Diese Küchenzettel betrugen, wie sie gedruckt vorliegen, manchmal mehrere Octavseiten. So findet sich z. B. einer im Betrage zu einunddreißig Thaler sechzehn Groschen vom Jahre 1735. Es war Mittag- und Abendessen für den König, die Königin, die königliche Familie, deren Gesellschaft und Bedienung, einige Generale und neunzehn Pagen. Der König hatte hinzugeschrieben: „Ein Thaler zu viel.“ Ohne seine ausdrückliche Erlaubniß durfte aus Hamburg

durchaus nichts von Fischen, Fleisch und dergleichen verschrieben werden.

Die Tafel Friedrich Wilhelm's war auf's Einfachste bestellt, zum Theil mit den gröbsten Gerichten, wie Speck mit Erbsen und Schinken mit Grünkohl, seinem Lieblingsgericht. Wie seine Tochter in ihren Memoiren klagt, kamen diese einfachen Gerichte auch gar nicht sehr copios auf die königliche Tafel, sie behauptet, man habe sich kaum satt essen können. Es ist noch ein Schema zu einem Küchenzettel vorhanden, den Friedrich Wilhelm seinem Kronprinzen, der damals noch in Cüstrin war, zum Vorbilde stellte. Es figuriren darin folgende ächt deutsche Gerichte:

„Suppe von Kalbfleisch mit Hechtklösen, Sauerampfer und Körbel.
Rindfleisch mit Weißkohl.
Hammelcarbonnade mit grünen Erbsen.
Spreekarpfen mit Kirschmuß.
Krebse mit Butter.
Fricassée von jungen Hühnern.
Marinirtes Rindsmaul und Füße und
Hammelbraten mit Gurkensauce.“

Friedrich Wilhelm liebte besonders Fische, Fluß- und Seefische, namentlich Hummer und Krebse und außerdem kalte Pasteten. Sein Lieblingswein war alter Rheinwein und Ungar.

Bei Grumbkow verschmähte er es gar nicht bonne chère zu machen, er empfing mit großem Danke auch die Geschenke, die ihm Seckendorf von Zeit zu Zeit in die Küche machte; er dankte ihm für

übersandte Lerchen, Krammetsvögel, Ortolane (eine Art Goldammern, es gab besondere Ortolanenfänger damals), Trüffeln, Pasteten u. s. w. Unterm 31. December 1726 kurz nach Abschluß des Wusterhäuser Tractats mit Oestreich schreibt einmal Seckendorf an Prinz Eugen nach Wien: „Könnte die beständige Gegenwart um den König unmöglich in die Länge ausstehn, da bei den Wintertagen fast alle Abende bis Mitternacht soupirt wird, wie denn gestern bei H. Gen.-Lieutenant von Grumbkow, nicht ohne Exceß, bis in die späte Nacht zugebracht worden ꝛc. Es wurde vom König des sonst gewöhnlichen ungarischen Weines gedacht, den man nun verschiedene Jahre nicht gesendet, daher man sich Hoffnung macht, es werde in diesem Jahre geschehen und wo ein extra-guter käme, würde es sicherlich nicht unangenehm sein.“

Wie Friedrich Wilhelm zu Hause um die Küchenspesen mäkelte, bei Grumbkow aber es sich wohlschmecken ließ und ihm dafür reichliche Tafelgelder zahlte, so war er auch im Staatshaushalt ungemein knapp, profus dagegen wenn es galt, liebe blaue Kerle zu acquiriren. Für oft wichtige, und was noch stärker ist, nothwendige Staatsbedürfnisse bewilligte er kein Geld.

Berühmt sind seine Marginal-Resolutionen auf Eingaben um Geldbewilligungen. Sie lauten oft sehr lakonisch und drollig. Sehr oft schrieb er nur das Wort: „Oportet“ — die Bedeutung dieses Worts kannte man schon, es hieß soviel, als: „man muß sich zu helfen suchen, so gut man kann.“

Eben so oft hieß es: „Non habeo Pekunia“ oder „Point d'argent“ oder „Ich habe jetzo kein Geld.“ Auch die Marginal-Resolution war gangbar: „Narrenspossen! Narrenspossen! Narrenspossen! Narrenspossen!“ Selbst auf die Papierersparniß richtete der König sein Auge. Er schrieb an den Rand eines Berichts des Kammer-Collegiums: „Der Quarc ist nicht das schöne Papier werth, sollen schlecht Papier nehmen, das ist mir genug.“ Keine Rechnung durfte ohne sein Vorwissen ausgezahlt werden. Man legte ihm also auch einmal eine Note über eine zerbrochene Fensterscheibe vor. Darunter schrieb er aber doch:

„Aergert mich nicht!

Friedrich Wilhelm.“

Bei Unterstützungsgesuchen verfügte er auf die de- und wehmüthigsten Klagen: „Abweisen.“ „Kehre mich nicht daran.“

Ganz unnachsichtlich wurden alle und jede Cassendefecte bestraft. Auf die Bitten um Erlaß von Seiten der Familie resolvirte er: „Nicht einen Pfifferling erlassen, sollen Alles wegnehmen, an Mobilien und Häusern.“

Sehr anständig war die Königin dotirt: es waren ihr für ihren Hofstaat 80,000 Thaler angewiesen. Die erste Königin in Preußen, die berühmte Charlotte hatte nur 52,000 Thlr. gehabt. Doch mußte Sophie auch die Kleider und die Wäsche für den König und die Prinzessinnen bezahlen.

Außerdem übermachte der König „seinem Fieckchen“ alle Winter ein Winterkleid und jedesmal zu Weih-

nacht erfolgte ein sehr anständiges Cadeau. Im Jahre 1735 war das Weihnachtsgeschenk der Königin eine goldne Brandruthe fürs Camin, die 1600 Thaler am Werthe betrug. Im Cabinete der Königin war sämmtliches Geräth von Gold: Kron- Wand- und Armleuchter, Guéridons, Tafeln u. s. w. Das Weihnachtsgeschenk für den Kronprinzen für 1735 waren sechs Stück Schüsseln; die Kronprinzessin erhielt einen Feuerschirm; die Markgräfin von Anspach einen Caminaufsatz und die Markgräfin von Schwedt einen silbernen Tisch — alle diese vier Stücke für den Kronprinzen, die königliche Schwiegertochter und die beiden königlichen Töchter kosteten je 400 Thlr. Die übrigen Prinzen und Prinzessinnen erhielten silberne Wandleuchter, Schüsseln und Teller, Geschenke zu je 200, 150 und 100 Thalern.

Einen rastlos thätigeren Mann als den König konnte es nicht geben. Er war der ausgeprägte Choleriker, kein Hauch von Pflegma in ihm. „Der König, schreibt Seckendorf unterm 27. Juni 1725, kann allem menschlichen Ansehn nach unmöglich in die Länge die Art zu leben, ohne an Gemüth und Leib zu leiden, continuiren, maßen der Herr vom Morgen bis in die späte Nacht in continuirlichen Mouvement ist, bei sehr früher Tagesstunde das Gemüth mit verschiedenen und differenten Materien, Resolutionen und Arbeiten angreifet, hernach den ganzen Tag mit Reiten, Fahren, Gehen und Stehen sich unglaublich fatiguirt, mit starkem Essen und ziemlichen, doch nicht bis zur Debauche kommenden starken Getränke sich erhitzet,

wenig und dabei sehr unruhig schläft, folglich sein ohnedem vehementes Naturell dermaßen echauffirt, daß mit der Zeit üble Folgen daraus erfolgen dürften."

Friedrich Wilhelm war so passionirt thätig, daß man sich wohl nicht wundern darf, daß es vorgekommen ist, daß er unterweilen einen faullenzenden Berliner Eckensteher, dessen er ansichtig wurde, mit eigenen königlichen Händen abgeprügelt hat. Nicht minder prügelte er einmal den verschlafenen Potsdamer Thorschreiber, als dieser eines Morgens die Bauern vor dem Thore warten ließ, mit den Worten: „Guten Morgen, Herr Thorschreiber!" aus dem Bette.

Sehr mißlich war es, dem König auf der Straße zu begegnen. Wer ihm auffiel, an den ritt er sofort so nahe heran, daß der Kopf seines Pferdes dem Mann an die Brust stieß. Darauf kam die gewöhnliche Frage: „Wer seid Ihr?" oder „Wer ist Er?" Diejenigen, die er für Franzosen nach ihrem äußeren Ansehn hielt, waren sicher, von ihm angehalten zu werden. Einer erwiederte auf die Frage: „Qui êtes vous?" sehr klüglich: „Ich verstehe nicht französisch." Selbst die französischen Prediger wurden angehalten und jedesmal befragt, ob sie Molière gelesen hätten? — um ihnen damit zu verstehen zu geben, daß er sie für nicht viel Besseres als für Comödianten ansehe. Der Sohn des von Friedrich dem Großen so hochgestellten Beausobre antwortete einmal auf die Molière-Frage: „Oui Sire et surtout l'avare." Solche prompte Antworten liebte

der König und es ist nicht zu läugnen, daß durch diese königlichen Straßen-Examina die Eigenschaft, welche die Preußen unter allen Deutschen auszeichnet, geweckt worden sein kann — Geistesgegenwart. Ein Candidat der Theologie ward einmal von dem König angehalten. Er gab sich als „ein Berliner Kind“ zu erkennen. „Die Berliner taugen nichts“, rief ihm der König zu. „Das ist in der Regel wahr, aber Ausnahmen giebt es“. Und diese sind?“ fragte der König. „Ew. Majestät und ich,“ antwortete der Candidatus. Der König beschied denselben sofort aufs Schloß, ließ ihn examiniren und da er wohl bestand, erhielt er die erste Pfarre, die frei ward. Am schlimmsten kamen die weg, die bei den Straßenbegegnungen flohen. Der König prügelte einmal einen Juden, der ihm auf der Straße begegnete und Reißaus nahm, selbst durch, weil er beim Einholen gestand, daß er sich gefürchtet habe. Er prügelte ihn sofort mit den Worten durch: „Lieben, lieben sollt ihr mich, nicht fürchten!“

Merkwürdig und den Aufschluß zu diesen Straßen-Examinationen gebend war des Königs Passion, alle und jede curiose und komische Leute kennen zu lernen. Die Wache in Potsdam hätte Befehl, jedermann, der irgend dem Könige interessant sein könne, sofort anzumelden. So kam Mörgenstern, der Nachfolger Gundling's, der sich im Potsdamer Thore als Magister legens angegeben hatten, in des Königs Dienst. Der bekannte Separatist Edelmann verdankte seinem Barte, den er trug, die

Vorstellung beim Könige. Er ward sofort, als er am Thore angegeben hatte, daß er kein Jude sei, vorgelassen: der König empfing ihn sehr leutselig, in der der Mitte seiner Generale sitzend, befragte ihn, weshalb er den Bart trage, worauf der theologische Sonderling sich auf die Gleichheit mit der Gestalt des Heilands bezog; der König ließ dem Bebarteten einen Gulden behändigen, und als dieser deprecirte, ganz treuherzig ihn bitten, ihn „in Gottes Namen" anzunehmen.

Noch auf seinem Todtenbette rechnete der König es sich hoch an, daß er ein musterhaft treuer Ehemann gewesen sei. Galant war er allerdings nicht und es hatte damit seine gute Bewandniß. Daß er aber gar nicht über die Versuchungen, die Jahre lang dauerten, erhoben gewesen sei, davon zeugt seine eigne Tochter, die einmal in ihren Memoiren im Jahre 1731 auf diesen Punkt zu sprechen kommt:

„La reine avait à son cour une Demoiselle de Pannewitz, qui était sa première fille d'honneur. Cette dame était belle comme les anges et possédait autant de vertu que de beauté. Le roi, dont le coeur avait été jusqu'alors insensible, ne put résister à ses charmes; il commença en ce temps-là à lui faire la cour. Ce prince n'était point galant; connaissant son faible il prévit qu'il ne réussirait jamais à contrefaire les manières de petit-maître ni à attraper le style amoureux; il resta donc dans son naturel et voulut commencer le roman par la fin. Il fit une déscription très

scabreuse de son amour à la Pannewitz et lui demanda, si elle voulait être sa maîtresse. Cette belle le traita comme un nègre, se trouvant fort offensée de cette proposition. Le roi ne se rébuta pas, il continua de lui en conter par un an. Le dénouement de cette avanture fut assez singulier. La Pannewitz ayant suivi la reine à Brunswick, où devaient se faire les noces de mon frère, rencontra le roi sur un petit dégré dérobé, qui menait à l'appartement de cette princesse. Il l'empêcha de s'enfuir et voulut l'embrasser, lui mettant la main sur la gorge. Cette fille furieuse lui appliqua un coup de poing au milieu de la physiognomie avec tant de succès, que le sang lui sortit dabord par le nez et par la bouche. Il ne s'en facha point et se contenta de l'appeller depuis la méchante diablesse."

In der That war der König ein merkwürdiges und höchst wunderliches Gemisch der mannichfaltigsten Eigenschaften, von Eigenschaften, die sich geradezu direct widersprachen. Zu Hause war er ein halber Wüthrich. Auf Reisen dagegen konnte er ungemein leutselig, gnädig und herablassend sich bezeigen. Er war sogar da freigebig mit dem Gelde, generös, ja prächtig. Auch gegen Damen, die er in Berlin nicht ansah, die er durchaus aus seinen Gesellschaften verbannte, war er auf Reisen höchst zuvorkommend und galant. Pöllnitz erzählte sogar, daß der Soldatenkönig mit dem Zopfe bei der Zusammenkunft mit

Kaiser Carl VI. in Böhmen zu Kladrub bei Pilsen und zu Prag im Jahre 1732 französisch gekleidet gewesen sei und eine zierliche Perrücke getragen habe: so fügsam konnte er gegen das Reichsoberhaupt, auf dessen „Réconnaissance“ er stets rechnete, sich bezeigen.

Bei allem Anschein von Treuherzigkeit eines guten alten Deutschen war der König doch ungemein schlau. Die merkwürdigen Worte in seinem Testamente: „Schatz und Armee sind da und nun bedarf mein Nachfolger weiter keiner Maske“ erwähnte ich schon oben. Bei aller aufbrausenden Heftigkeit konnte Friedrich Wilhelm doch zu Zeiten, wenn er seinen „Profit“ dabei ersah, ein Vieles über sich ergehen lassen. Am 13. Nov. 1726 war die Mutter seiner Gemahlin Sophie Dorothee, die unglückliche Prinzessin von Alten gestorben, die wegen ihres Verhältnisses mit dem Grafen Königsmark geschieden und gefangen gesetzt worden war. Sie starb sehr reich. Der englische Hof legte keine Trauer um sie an, Friedrich Wilhelm that es. Es ging nun eine große Veränderung in der königlichen Familie vor, über die Seckendorf in einem Briefe an Prinz Eugen vom 22. Januar 1727 berichtet, zwei Monate nach dem Eintritt des Todesfalles: „Jedermann, schreibt er, der den Zustand von dem Hofe ehedessen und die Bescheidenheit, mit welcher die Königin ehedem dem Könige begegnet und die Furcht, so sie vor ihm gehabt, kennt, wundert sich über diese Veränderung. Ihre Hardiesse geht so weit, daß sie alle

diejenigen, so nicht von ihrer englischen oder hannöverschen Partei sein wollen, durch alle nur ersinnliche Drohungen abschrecken und durch viele Verheißungen auf ihre Seite zu bringen sucht. Der von Ilgen wollte mich mit vielen Eidschwüren versichern, daß ihm und den Seinigen dergleichen auf solche Art geschehen, daß, wo sie annoch in Faveur des kaiserlichen Hofes mit dem Könige sprächen, sie und ihre Nachkommen die Ungnade empfinden sollten. Gegen den von Grumbkow ist die Rache der Königin so weit gegangen, daß sie ihm durch den von Wallenrodt (den Hofmarschall), ankündigen lassen: „Sie und ihr Haus würden zwar den Fürsten von Anhalt, aber nimmermehr nicht den von Grumbkow pardonniren, sondern ihn mit allen den Seinigen ewig verfolgen. Um auch öffentlich ihn zu prostituiren, so hat sie kürzlich ihm ein, von ihr gegebenes, großes Portrait, so nebst des Königs seines in des von Grumbkow neu erbauten Hause in die Wand fest gemacht worden, wieder abfordern, und als der General Grumbkow abwesend gewesen, durch einen Kammerlaquaien und Pagen sagen lassen, man sollte es mit Gewalt herausbrechen, welches endlich durch die Domestiken verboten worden, bis der General zurückgekommen, darnach das Portrait ausgebrochen und der Königin geschickt worden ist. Die Ursache, warum der König wider seine Gewohnheit nun alle diese Extravagancen und Hardiesse duldet, soll die Hoffnung der großen Erbschaft wegen ihrer verstorbenen Frau Mutter sein, die sich vielleicht noch auf drei Millionen belaufen soll. Diese

nun in seine Verwahrung zu bekommen, so liebkoset er die Königin auf alle Art und Weise und verträgt alles, welches aber vermuthlich sich mindern dürfte, wenn entweder das Geld erst in die Schatzkammer gebracht ist, oder keine Hoffnung mehr, solches zu erlangen. In Absicht des ersteren hat der König den Geheimenrath Ludwig mit einem Secretarium von der Kammer nebst verschiedenen Domestiken nach Hannover nebst vielen leeren Kisten, das Geld hineinzupacken, geschickt, auch Ordre gegeben, ihm solches zu überbringen. Bis nun zu aber hat die hannöverische Regierung sich zu nichts erklärt, sondern sich excusirt, daß aus England hierüber keine Ordre eingelaufen." Der preußische König ward in seiner Hoffnung auf die ansehnliche Erbschaft betrogen, sein eigner Schwiegervater, der englische König, betrog ihn darum: er verbrannte das Testament seiner Gemahlin, indem er ihr die Fähigkeit zu testiren absprach. Kurz darauf starb er 22. Juni 1727. Und nun ward der preußische König noch einmal von seinem Schwager, dem englischen König Georg II. betrogen, auch dieser verbrannte das Testament seines Vaters, in welchem er seiner Schwester ein sehr bedeutendes Legat ausgesetzt hatte. Friedrich Wilhelm war wüthend, er schrieb seinem Schwager damals, „daß er die Galeeren verdiene." Darauf ward, wie einst zwischen Kaiser Carl V. und Franz von Frankreich ein Duell zwischen den beiden fürstlichen Schwägern verabredet: es sollte auf neutralem Boden des Bischofs von Hildesheim vor sich gehen.

Friedrich Wilhelm reiste an den braunschweigischen Hof nach Salzdahlum, die Secundanten waren schon ernannt, der Generaladjutant Oberst von Derschau für den König von Preußen und General Sutton für Georg II. Mit großer Mühe gelang es dem preußischen Gesandten in London, Baron Borck, die drollige Angelegenheit zu arrangiren. „Borck, erzählt Bielefeld in einem seiner Brife, eilte zu seinem König nach Salzdahlum und da er ihn im heftigsten Zorne fand, wagte er es nicht, ihm Einwendungen zu machen, sondern stellte sich, als billige er Alles und erbot sich, das Ausforderungsschreiben selbst zu überbringen. Nach einigen Stunden kehrte er aber zum König zurück. „Ich bin überzeugt, redete er ihn an, daß E. Maj. Zwist nur durch das Duell entschieden werden kann; aber Höchstdieselben sind eben erst von einer gefährlichen Krankheit genesen. Was würde die Welt, was würde der König von England sagen, wenn Sie vielleicht am Tage vor dem Rencontre einen Rückfall hätten? Wollten E. Maj. die Sache nicht noch vierzehn Tage aufschieben, um sich vorher Ihrer vollen Genesung zu erfreuen? Der König ließ sich, obgleich mit Mühe, überreden, das Ausforderungsschreiben ward noch zurückgehalten und unterdessen gewannen die Minister der beiden Höfe Zeit, die Verdrießlichkeiten auszugleichen und nach Jahr und Tag gänzlich beizulegen.“

So einfach bürgerlich Friedrich Wilhelm in seinem Lande sich gebahrte, so eifersüchtig wachte er über sein Ansehn bei fremden Mächten, namentlich über den ihm

wegen der neuen Königskrone gebührenden Rang. „Ohnerachtet der affectirten Demuth und familiären Umgangs, schreibt Seckendorf an den Kaiser, hat er eine solche Hoheit und Respect im Kopfe, daß man in diesen Stücken ihn nicht touchiren muß, maaßen er seine Jalousie nicht bergen kann, wo man ihn im Ceremoniel geringer, als andere Könige, tractiren wollte.“

Auf keinen Hof war er eifersüchtiger, als auf den stolzen hannöverischen in London, auf seinen Schwiegervater und Oheim Georg I., der ihn hofmeisterte, „nach seiner gewöhnlichen Manier den Präceptor agirte“, wie Seckendorf schreibt, und auf seinen Schwager Georg II., der sich über ihn lustig machte. Wenn ihn dieser Hof bei den Unterhandlungen hinhielt dadurch, daß er keine bestimmte oder nach englischer hoffärtiger Manier gar keine Antwort gab, so konnte er wohl einmal, wie im Jahre 1730 geschah, in seiner Ungeduld schreiben: „Es mag gehen, wie es will, so sollen wenigstens die hannöverischen Länder zuerst total ruinirt werden.“

Um sein Ansehn vor der Welt zu erhöhen, verschmähte dieser auf die Wahrheitsliebe so großes Gewicht legende Herr sogar nicht, den Schein zu Hülfe zu nehmen. Als der Czaar Peter im Jahre 1717 von Amsterdam nach Petersburg zurückreiste, wies er 6000 Thaler für die Reisekosten von Wesel bis Memel an und befahl so damit zu wirthschaften, daß das Geld auslange. „Nit einen Pfennig gebe mehr dazu, aber vor der Welt sollen sie von

30 bis 40,000 Thalern sprechen, daß es mir koste."

Friedrich Wilhelm's erste und letzte Sache war Geld. Nächst der souverainen Macht, die die Bajonete ihm schützten, waren die Finanzen sein Hauptabsehen. „Nur daß Geld im Lande bleibt, ist der lapis philosophorum", schrieb er im Jahre 1717 an die Geheimen Räthe. Eine andere Resolution lautete ganz unverhüllt: „Geld ist die Losung." Er brachte die Landeseinkünfte von etwa 4 Millionen bis beinahe auf 7½ **Millionen Thaler.** Und von diesen 7½ Millionen verthat er keineswegs alles. „Der größte Theil der königlichen Einkünfte kommt in die Gewölbe unterm Schlosse," schreibt der Tourist von Loen. Dem Ritter Zimmermann versicherte ein preußischer Minister, daß, wenn man auch nur einige Kenntniß des ältern preußischen Finanz-Etats habe, wovon sich in Wien vor vielen Jahren schon Abschriften sollen gefunden haben, man wissen könne, daß Friedrich Wilhelm in den letzteren Jahren über 1,300,000 Thaler jährlich von seinen Einkünften in den Schatz legte und daß der jährliche Zufluß aus der s. g. Recrutenkasse noch weit größer gewesen sei. Niemand, als der Minister von Marschall und der Geheime Rath Trautzettel, welcher die Schlüssel zur Schatzkammer hatte, habe aber genau die Summe gewußt, die der König jährlich in seinen Schatz legte. Nach den Oeuvres posthumes Friedrich's des Großen fand man nach Friedrich Wilhelm's Tode 8,700,000 Thaler. Der Minister sagte aber zu

Zimmermann lächelnd: diese acht Millionen seien ein Fehler des Abschreibers oder ein Druckfehler; denn die Unrichtigkeit der Summe sei klar und offenbar.

Nächst baarem Gelde verschaffte sich auch Friedrich Wilhelm Domainen. Er kaufte für fünf Millionen Thaler neue Kron-Domainen und für zwei Millionen Ländereien für die nachgebornen Prinzen.

Hauptgeldquelle war die Accise: in dem neuen Tarife für Berlin wurden die alten Ansätze auf das Doppelte bis Zwölffache erhöht. Dem Adel ward sehr geschickt nach und nach die Accisefreiheit, wie die Steuerfreiheit, abmanövrirt. Die Lehne wurden seit dem Jahre 1717 in den Marken allodificirt, gegen eine Abgabe nach Pöllnitz von mehr als 300 Thaler jährlich, dazu kamen die Ritterpferde, je 40 Thaler jährlich. In Preußen dauerte der Widerstand bis 1732. Den längsten, aber auch vergeblichen Widerstand gegen die Allodification machte die magdeburgische Ritterschaft.

Friedrich Wilhelm trieb auch Aemterverkauf. Geringere Stellen in den Collegien wurden an die Meistbietenden verkauft, eben so städtische Aemter. Diese Gelder waren es, die in die Recrutencasse gezahlt wurden. Das dauerte noch fort unter Friedrich dem Großen, der 1746 aber eine Cabinetsordre erlassen mußte, daß „keine Bedienten und Lakaien" mehr in die Kanzleien gesetzt werden sollten. Ein nicht Geringes brachten der Recrutencasse die Titel ein, die verkauft wurden. Ja, der König verkaufte sogar den kleinen Orden „de la générosité", wobei er in seinen Kalender zu setzen

nicht unterließ: „Heut wieder einen Hasen gefangen.“ „Profit“ war ihm die Hauptsache.

Und dazu waren ihm selbst solche Leute willkommen, die mit dem Plusmachen wirklich das Land ruinirten. Zu diesen Leuten gehörte unter andern der s. g. Caminrath Eckhardt, der sich in den letzten Regierungsjahren des Königs einen Namen machte. Er war geboren zu Bernburg im Fürstenthum Anhalt und begann seine Laufbahn als Fasanenwärter in Braunschweig, dann fungirte er als Kapaunenstopfer in Baireuth und darauf als Blaufärber und Marktschreier in Cöthen. Von da kam er nach Berlin, um Camine rauchlos zu machen. In dieser Funktion ward er zuerst dem König von Graf Truchseß gelobt und ihm selbst in Kossenblat bekannt. Er legte hierauf neue Oefen in den Brauereien der Domainen an und bewirkte eine bedeutende Holzersparniß. Der König schickte ihn darauf durchs Land aufs Plusmachen. Eckhardt besorgte eine Untersuchung der städtischen Cassen, welche dem König ein Erkleckliches einbrachte. Seine Instruction lautete: „Gehet geradezu und thut was Recht ist und nehmt auch nicht zu viel Plus!“ 1738 ward Eckhardt vom König geadelt, er schenkte ihm auch den Orden de la générosité und erhob ihn zum Geheimen Kriegsrath. Er gab ihm sogar ein neuerbautes prächtiges Haus in Berlin, das heutige Seehandlungsgebäude. Ueber dem Portal desselben befand sich das Wappen, das ihm der König selbst gestiftet hatte, in Stein ausgehauen: ein brennender silberner Camin, eine Fortuna mit fliegendem

Segel und dergleichen. Friedrich der Große, sobald er zur Regierung gekommen war, nahm aber Herrn von Eckhardt, der 2. August 1740 zu Gumbinnen verhaftet ward, seine Aemter und sein Palais, verwies ihn auf zwanzig Meilen von Berlin und darauf ging er aus dem Lande.

Aus keiner andern Rücksicht, als der des Profits und Plusmachens wurden auch die Universitäten und Gelehrten, die der König sonst gründlich verachtete, unterstützt. Die Akademie der Wissenschaften diente ihm nur zum Spotte. Er gab ihr auf, die Ursache des Brausens des Champagners zu erklären. Sie wich dem Begehr glücklich aus, indem sie sich zu den nöthigen Versuchen funfzig Bouteillen erbat. Er gab ihr ferner auf, laut des ihrem Vicepräsidenten, dem Tyroler Grafen zum Stein, ausgestellten Diploms d.d. 19. Jan. 1732, „darüber zu wachen, daß die Kobolde, Alpen, Irwische, Wassernixen, verwünschte Leute und Satansgesellen ausgerottet würden; wenn der Graf von Stein dergleichen Unthiere todt oder lebendig bei dem König einliefern werde, solle er für das Stück sechs Thaler Belohnung erhalten. Er befahl ihm, die vergrabenen Schätze mit der Wünschelruthe durch Segensprechen, Allrunken und auf andere Art zu heben, wobei er den vierten Theil genießen solle. Er verordnete, daß er die Kalender so einrichten solle, daß die Prognostica glücklich getroffen, der guten Tage so viel als möglich angesetzt, die bösen aber vermindert würden. Der Graf habe ferner Anzeige zu machen, wenn der Thierkreis sich am Himmel verrücke, Mars

einen feindlichen Blick auf die Sonne würfe, oder mit der Venus, dem Saturn und dem Mercurius im Quadrat stünde — ferner sofort, wenn sich begeben sollte, daß ein Wirbel des Himmels den andern nach den Lehrsätzen des Cartesius abschleifen und verschlingen sollte, darüber mit der Societät der Wissenschaften zu conferiren und nicht allein auf Ergründung solcher Unordnung, sondern auch auf Mittel und Wege, wie derselben am besten abzuhelfen, bedacht zu sein."

Friedrich Wilhelm verwarf mit den Pedanterieen und dem Aberglauben der Gelehrten alle Gelehrsamkeit, sie schien ihm völlig überflüssig. Leibnitz, einen der größten Gelehrten seiner Zeiten und aller Zeiten, den Freund seiner Mutter, erklärte er „für einen, selbst zum Schildwachstehen unbrauchbaren, närrischen Kerl."

Die Bibliothek zu Berlin ward höchst stiefmütterlich behandelt. 1722 strich der König die Besoldung aller Bibliothekbeamten. In vielen Jahren ward kein Buch angeschafft, 1734 nur für vier und 1735 für fünf Thaler.

Der damals zu Berlin lebende ehemalige sächsische Minister Graf Ernst von Manteufel schrieb an Wolf in Marburg: „Tout le monde est persuadé qu'on chasseroit tous les savans et aboliroit toutes les universités, si l'on ne s'en promettoit du profit. On n'aime les savans qu'en tant qu'ils peuvent servir à augmenter les revenues des accises."

Manteufel nennt Preußen geradezu „eine Galeere.“ „Tout sujet en ce pays-cy, de quelque condition, qu'il soit, est regardé comme un esclave né, dont le maître peut disposer comme bon luy semble.“ Selbst Grumbkow schrieb einmal 4. Nov. 1732 an Seckendorf: „Le bon Dieu me fera voire une porte, pour sortir de cette maudite galère.“ Manteufel war ein Freund des berühmten Philosophen Wolf. Die Pietisten der Waisenhaus-partei in Halle, an ihrer Spitze der Professor der Theologie Joachim Lange, einst selbst Verfolgte, waren Verfolger geworden. Sie wandten sich an zwei Generale in des Königs Umgebung, namentlich an Natzmer. Sie gaben dem König den Rath, Wolf von Halle zu entfernen. Sie stellten, um den König dazu zu bewegen, ihm sehr nachdenklich vor, daß Wolf den Atheismus predige, indem er ein fatum lehre, ein Verhängniß. Um den König an der empfindlichsten Seite zu fassen, machten sie vorstellig, daß eine solche Lehre vom fatum z. B. die großen Grenadiere in Potsdam durchzugehen zwinge, sie, die großen Grenadiere könnten dem fatum nicht widerstehen und der König thue also — so lehre Wolf — unrecht, sie deshalb zu bestrafen. Weil nun dem Könige wirklich damals viele seiner lieben, blauen Kinder durchgegangen waren, zeichnete er im Zorne die berühmte harte Ordre vom 8. Nov. 1723, daß Wolf „als ein Unchrist“ binnen achtund-vierzig Stunden bei Strafe des Stranges Halle

räumen solle. Wolf's Bücher wurden bei Karrenstrafe als atheistisch verboten. Später ward Friedrich Wilhelm günstiger und zuletzt sogar ganz günstig gegen Wolf gestimmt, er hatte Lange an der königlichen Tafel von der lieblosen Seite kennen lernen und ein Ausschuß von vier lutherischen und reformirten Theologen hatte ausdrücklich begutachtet, die gefährlichen Irrthümer fänden sich nicht in Wolf's Schriften, die Lange darin gefunden. Er äußerte nun im Vertrauen gegen Manteufel: „Ich wollte Wolfen gern in Halle placiren, aber da würden sich die Kerels gleich wieder bei die Köpfe kriegen.“ Er bot ihm 5. Mai 1739 eine Professur in Frankfurt an, Wolf schlug sie aus, obgleich ihm der König die Bedingungen zu stellen selbst überlassen hatte. Das konnte Friedrich Wilhelm nicht begreifen, da er kein hessisches Landeskind sei, Wolf war ein Breslauer. Er bot ihm nun das Vicekanzellariat zu Frankfurt an der Oder an mit 1200 Thaler Gehalt, womit der sparsame Herr viel that, aber Wolf kam nicht. Der König empfahl indeß jetzt ausdrücklich selbst nun in einem Erlaß an das reformirte Consistorium März 1739 den Candidaten des Predigtamts, „Wolf's Logik zu studiren“. Er selbst sogar las, wie sein Sohn unterm 14. Oct. 1739 an den sächsischen Gesandten von Suhm schreibt, alle Tage drei Stunden in des Philosophen Schriften. Einige Zeit später schrieb Friedrich an der Obersten Camas: „Ich habe in der Gemüthsstimmung des Königs eine merkliche Veränderung

gefunden, er hat von den Wissenschaften als von etwas Löblichem gesprochen."

---

8. Friedrich Wilhelm's religiöse Haltung. Franke und der Pietismus. Lebensart des Königs. Krankheit und Tod.

Bereits im ersten Jahre seiner Regierung gründete der König ein evangelisch-reformirtes Kirchendirectorium. Dieses Directorium stellte für jede Provinz einen oder mehrere Inspectoren an, welche die Aufsicht über das gesammte Prediger- oder Lehrerpersonal in den Provinzen führten. Die Kirchenangelegenheiten der einzelnen Gemeinden endlich wurden von den Presbyterien geleitet: sie bestanden aus dem Prediger und aus Laien, die als Kirchenvorsteher ohne Rangunterschied aus der Gemeinde gewählt wurden. In kirchlichen Angelegenheiten behielten die Gemeinden ihre Selbstständigkeit.

So orthodox Friedrich Wilhelm war, so hielt er doch, wie seine Vorfahren, die Toleranz mit allem Nachdrucke fest. Er duldete alle Religionsparteien, nur die Jesuiten waren ihm im Tod zuwider, „die Vögels, die dem Satan Raum geben und sein Reich vermehren wollen" wie er an Seckendorf zu einer Eingabe nach Wien 1727 schrieb. Schon zu Anfang seiner Regierung erließ er ein Edict, in welchem er den lutherischen und reformirten Religionsverwandten gebot, sich aller Schmähungen gegen

einander zu enthalten und friedlich mit einander zu verkehren. Mit aller Derbheit seines ehrlichen Herzens drückt er sich in einem eigenthümlichen Postscripte zu einem Erlasse d. d. Wusterhausen, 10. Sept. 1726 an den lutherischen Propst Roloff hierüber so aus: „Der Unterschied zwischen unsern beiden evangelischen Religionen ist wahrlich ein Pfaffengezänk, denn äußerlich ist ein großer Unterschied; wenn man es examinirt, so ist es derselbige Glaube in allen Stücken, sowohl der Gnadenwahl als h. Abendmahl. Nur auf der Kanzel, da machen sie eine Sauce, eine saurer als die andre. Gott verzeihe allen Pfaffen, denn die werden Rechenschaft geben am Gerichte Gottes, daß sie Schulratzen aufwiegeln, das wahre Wort Gottes in Uneinigkeit zu bringen. Was aber wahrhaftige geistliche Prediger sind, die sagen, daß man sich soll einer den andern dulden und nur Christi Ruhm vermehren, unsere Nächsten lieben als uns selbst, christlich zu leben und christlich zu wandeln und nur auf Christi-Verdienst sich zu verlassen. Die werden gewiß selig. Aber es wird nicht heißen: Bist du lutherisch? Bist du reformirt? Es wird heißen: hast du meine Gebote gehalten oder bist du ein braver Disputator gewesen? Es wird heißen: Weg mit die letzten in's höllsche Feuer zum Teufel; die meine Gebote gehalten, kommt zu mir in mein Reich, den soll die viele Freude willkommen sein. Gott gebe uns allen seine Gnade und gebe allen seinen evangelischen Kindern, daß sie mögen seine Gebote halten und daß Gott die möge alle zum Teufel schicken, die

Uneinigkeit verursachen. Dazu helfe uns Gott der allmächtige Vater unsers Erlösers Jesu Christi durch einen bittern Tod. Amen. Friedrich Wilhelm."

Nachdem August der Starke, Director des evangelischen Körpers am Reichstag, 1697 katholisch geworden war, betrachtete sich der preußische König als oberster Schutzherr der Protestanten im Reich. Zwar konnte er das Directorium Sachsens nicht erlangen, er trat aber überall, wo es galt, höchst energisch für die Interessen der Reformirten sowohl als der Lutheraner auf. Um die Bedrückungen der evangelischen Unterthanen des katholischen Kurfürsten von der Pfalz aufhören zu machen, ließ der König seit 1718 eine Abtei im Halberstädtschen und den Dom zu Minden sequestriren, der Kaiser war darüber sehr ungehalten, behauptete, solche Repressalien gebührten nur dem Reichsoberhaupte, aber er befahl doch Churpfalz, die Evangelischen in ihre Rechte wieder einzusetzen.

Als das Haupt der Protestanten nahm 1732 der König Friedrich Wilhelm auch den lebhaftesten Antheil an dem Schicksal der Salzburger Emigranten. Er schickte nicht nur ausdrücklich Commissarien zu den Salzburger Bauern, um sie einzuladen, sich in seinen Staaten niederzulassen, sondern er ergriff auch, um den Erzbischof Firmian von weiterer Verfolgung abzuschrecken, von Neuem Repressalien gegen die Katholiken in seinem Bisthum Halberstadt, er drohte die Einkünfte der Klöster daselbst in Beschlag zu nehmen. 20,000 Salzburger fanden damals in Preußen eine

Zuflucht, wo ihr Fuß ruhen konnte, nachdem sie die heimathlichen Berge verlassen. 30. April 1732 traf der erste Zug ein; der König begrüßte ihn in Person am Leipziger Thore und hieß die armen Leute als seine lieben Landeskinder willkommen; von der Königin wurden sie in Monbijou bewirthet.

Seit 1727 hatten böhmische Brüder sich nach Berlin gewendet und es war ihnen ein Theil der Friedrichstadt zum Anbau angewiesen worden. Andre folgten nach und so bildete sich die böhmische Gemeinde, welcher der König eine Kirche bauen ließ und sie auch sonst unterstützte.

Im Jahr 1727 verfiel Friedrich Wilhelm in eine tiefe religiöse Schwermuth. Er wurde so tief hypochondrisch, daß er unaufhörlich davon sprach, die Krone niederzulegen und sich in das Haag, wo ihm aus der Erbschaft König Wilhelm's III. der alte Hof und das Lustschloß Honslardik gehörte, zurückzuziehen. Es war August Hermann Franke, dem Stifter des Waisenhauses in Halle, gelungen, kurz vor seinem Tode 1727, einen bedeutenden Einfluß auf das Gemüth des Königs zu gewinnen. „Dieser Geistliche machte ihm, schreibt die Markgräfin von Baireuth, die unschuldigsten Dinge zur Gewissenssache, er verwarf alle Vergnügungen als verdammlich, selbst die Musik und Jagd, man solle einzig und allein vom Worte Gottes sprechen, alles andere war verboten. Bei Tische führte er immer das Wort und machte den Vorleser wie in einem Refectorium. Der König las uns alle Nachmittage eine Predigt vor, sein Kammer-

diener stimmte einen Gesang an und wir mußten ihn alle begleiten. Meinen Bruder (Friedrich II.) und mich ergriff die Lachlust oft so gewaltig, daß wir ausbrachen, dann ereilte uns aber ein Bannfluch, den wir mit einem reuigen Bußgesicht annehmen mußten, welches wir nur mit Mühe zusammensetzen konnten. Kurz „der Hunde-Franke" machte, daß wir wie in La Trappe lebten."

„Grumbkow, des Königs Hauptrathgeber und Seckendorf, der östreichische Gesandte, legten Friedrich Wilhelm in ihren Unterhaltungen zu wiederholten Malen die Hindernisse dar, welche sich der Abdankung entgegensetzten und wie sehr er es früh oder spät bereuen würde. Alle diese Vorstellungen vermochten aber nichts über ihn, er ward immer bigotter und man durfte nicht mehr um ihn lachen noch lustig sein."

Da nun alle Bemühungen von Seiten Grumbkow's und Seckendorf's, den König aus diesem traurigen Zustande zu ziehen, bisher vergeblich waren, griffen sie es auf eine andere Art an. Sie bestimmten ihn dem Dresdener Hofe, dem Hofe August des Starken, der in Deutschland für den glänzendsten gelten konnte, einen Besuch zu machen. Es gelang endlich den König durch politische Gründe zu der Reise nach Dresden zu bestimmen und er fuhr Mitte Januar 1728 von seinem Lustschlosse Wusterhausen dahin ab, und verweilte vom 14. Januar bis zum 12. Februar, vier ganze Wochen.

„Sobald der König nach Dresden kam, fährt die Markgräfin fort, ward er von Vergnügen zu

Vergnügen fortgerissen, wodurch seine Schwermuth und Frömmigkeit ihn verließen. Die Freuden der Tafel wurden nicht vergessen, der Ungarwein nicht gespart und die Freundschaft der beiden Könige war die innigste. Wie Grumbkow seinen Herrn auf so gutem Wege sah, verzweifelte er nicht, ihn zu Ausschweifungen zu verführen. Zu diesem Endzweck nahm er mit dem König von Polen seine Abrede. Eines Tages, wie man waidlich geschmaust hatte, führte der König von Polen meinen Vater im Domino auf eine Redoute. Immerfort schwatzend ging man von einem Zimmer in das andere, wobei die anderen Gäste und unter ihnen auch mein Bruder, stets nachfolgten; endlich gelangte man in ein großes, schön geziertes Zimmer, in welchem alles Geräth äußerst prächtig war, mein Vater bewunderte alle diese Schönheiten, als plötzlich eine Tapetenwand niedersank und das befremdlichste Schauspiel sich darstellte. Ein Mädchen, schöner wie Venus und die Grazien, lag nachlässig auf einem Ruhebette, in dem Zustand unsrer ersten Eltern vor dem Sündenfall zeigte sie einen Körper, wie Elfenbein so weiß und schöner, als der der mediceischen Venus. Das Cabinet, worin sie sich befand, war von so vielen Kerzen erhellt, daß sie das Tageslicht überstrahlten. Der König von Polen sowohl, wie Grumbkow glaubten, daß diese Angel, die sie dem König zugerichtet hatten, durchaus fassen müsse — allein es ging ganz anders; bei dem ersten Blick nahm der König seinen Hut, hielt ihn dem Kronprinzen vor das Gesicht und befahl ihm, sich zu entfernen

— es war zu spät, der Prinz hatte genug gesehen, um nicht stehen zu bleiben — der König aber wandte sich zum König von Polen und sagte: „sie ist recht schön“, worauf er fortging. Noch an demselben Abend sprach er mit Grumbkow und sagte ihm, daß er solche Dinge nicht liebe und er möchte dahin sehen, daß sie nicht wiederholt würden. Damals schrieb der König an Seckendorf unterm 16. Januar: „Sonst ist die hiesige Magnificence so groß, daß ich glaube, sie habe bei Louis XIV. unmöglich größer sein können und was das lüderliche Leben betrifft, so bin ich zwar nur zwei Tage hier, aber ich kann in Wahrheit sagen, daß dergleichen noch nicht gesehen und wenn der seelige Franke lebte und hier wäre, würde er es nicht ändern können, „daher ich auch Ursache habe hier recht vergnügt zu sein.“ Und unterm 22. Januar: „ich bin in Dressen und springe und tanze, ich bin mehr fatiguirt als wenn ich alle Tage zwei Hirsche toht hetze. Der König tuet uns so vill Höflichkeit, das es nit zu sagen ist.“ Und unterm 3. Februar: „ich gehe zukommende Mittwoche nach Hause, fatiguiret von alle guthe Dage und wohlleben; ist gewiß nit christlich leben hier, aber Gott ist mein Zeuge, daß ich kein plaisir daran gefunden und noch so Rein bin, als ich vom Hause hergekommen und mit Gottes Hülfe beharren werde bis an mein Ende.“

„Mein Bruder“, fährt die Markgräfin fort, „war indeß sehr verliebt in die Gräfin Orselska, des

Königs von Polen Tochter und Geliebte. Da derselbe ungeheuer eifersüchtig auf seine Maitresse war und merkte, daß beide in ziemlich gutem Einverständnisse stunden, ließ er, um dasselbe zu stören, Friedrich die schöne Formera, welche die Venus des Cabinets war, anbieten. Mein Bruder nahm sie an und sie war seine erste Maitresse."

"Mein Vater", schließt die Markgräfin, "ging sehr zufrieden von Dresden hinweg. Mein Bruder aber wurde vor Liebe zur Orselska krank. Erst als kurz darauf der sächsische Hof einen Gegenbesuch in Berlin machte, besuchte er die Orselska im Geheimen und ward völlig geheilt." Bei diesem Gegenbesuche zeigte sich der Berliner Hof übrigens stattlich: nach den Lettres historiques hielten alle wirklichen Geheimen Staatsräthe, mit Ausnahme des alten Ilgen (der noch in demselben Jahre, 1728, starb), Mittags und Abends eine Tafel zu zwölf Couverts und die übrigen Geheimen Räthe Mittags eine zu acht. Allen Hofchargen ward angesagt, sich nach ihrem Range mit reichen Kleidern, mit Gold und Silber besetzt, zu versehen, aber nur Stoffe und Galonen von einheimischen Manufacturen und ohne eine andere Mode, als die für immer im Lande eingeführte, zu beobachten.

1733 wiederholte sich die Idee abzudanken bei dem Könige. Seckendorf schreibt darüber unterm 28. Februar an Eugen: "Der General Grumbkow hat mir im größten Vertrauen gesagt, daß der König

in großer Gefahr ist, verwirrt zu werden. Er ist incapable chagrin und disgrâce zu ertragen, spricht nichts als vom Abdanken, will sich nach Verona retiriren. Die Ursache sind die Werbungen, weil er glaubt, man wolle ihm keine großen Kerle mehr zukommen lassen, folglich er die Schande haben würde, sein Regiment nicht im Stande zu erhalten. Die andere Ursache ist, daß er dafür hält, er würde von Kais. Maj. wahrscheinlich bei der Jülich- und Bergischen Erbfolge nichts zu hoffen haben."

Die Lebensart des Königs Friedrich Wilhelm's war außerordentlich einfach. Die Markgräfin von Baireuth beschreibt sie in ihren Memoiren.

Der König stand alle Morgen nach der Jahreszeit um vier, fünf, sechs oder sieben Uhr auf. Regelmäßig las er seinen Morgensegen in Amadei Creuzberg's gottseligen Betrachtungen auf alle Tage des Jahres. Dann erschienen im Sommer um fünf, im Winter um sieben Uhr seine beiden Cabinetsräthe, seine Secretaire, wie er sie nannte, mit diesen arbeitete er, indem er Kaffee trank und sich ankleiden ließ, zwei oder mehrere Stunden. Die Eingaben wurden in seiner Gegenwart geöffnet, gelesen und meist ertheilte der König darauf eigenhändige Marginal-Resolutionen. Hatte er die Gicht, so schrieb er mit der linken Hand. Nach der Arbeit mit den Cabinetsräthen kamen Offiziere und Minister und wer sonst ein Anliegen hatte. Zehn Uhr war Wacht-

parade, wo die Fremden vorgestellt wurden. Von der Wachtparade begab sich der König auf den Stall, ertheilte Befehle und ging dann in's Schloß zurück. Zwölf Uhr wurde gespeist. Sehr öfters aber wurde der Morgen mit Exerciren verbracht.

„Die Musterung seines Regiments," sagt die Markgräfin, „geschah unter seinen Fenstern, und da ich zu ebener Erde wohnte, konnte ich nicht schlafen, denn man feuerte divisions- und pelotonweise. Ein Soldat, der zu schnell laden wollte, hatte nicht Zeit, den Ladestock herauszuziehen, der Schuß ging los, traf in mein Zimmer und schlug den Spiegel von meiner Toilette herab. — Täglich mußte mein Gemahl, der Erbprinz von Baireuth, um neun Uhr zum König, ich um zehn Uhr zur Königin, wir begaben uns mit ihr in die Paradezimmer, wo nicht im mindesten eingeheizt war und wo wir ohne alle Nothwendigkeit und Ursache bis zu Mittag vor Kälte und Langerweile hätten vergehen mögen. Dann begaben wir uns in des Königs geheimes Cabinet, um ihm guten Morgen zu wünschen, worauf man sich an eine Tafel von vierundzwanzig Gedecken setzte, auf der, so lang und groß sie war, nur zwei Schüsseln standen; ein Gemüse aus dem Wasser gekocht, auf dem ein bischen geschmolzene Butter und gehackte Kräuter oben aufschwammen und eine Schüssel mit Kohl und Schweinefleisch; ihnen folgten zwei andere Schüsseln mit einem Hecht oder Karpfen, von denen jeder eine Nuß groß bekam, der Braten bestand meist aus einer Gans oder einem alten wälschen Huhne. Sonntags

kam, weil es Fest war, noch eine Torte dazu. Ein sehr langweiliger Mann saß mitten an der Tafel, dem König gegenüber und erzählte Zeitungsnachrichten, über welche der König dann einen langen politischen Unsinn ergoß, der einem tödliche Langeweile machte. Nach der Tafel setzte sich der König neben dem Kamin in einen Armstuhl, der so hart war, wie ein Esel, und die Königin mit meinen Schwestern um ihn her, um ihn schnarchen zu sehen. Das dauerte bis drei Uhr, wo er spazieren ritt. Um sechs Uhr kam er zurück und nun malte er oder besudelte vielmehr Papier. Um acht Uhr speiste man sehr mäßig und ohne den Magen zu überladen zu Nacht und dann begab sich der König in die Tabagie. Dieses Leben war so regelmäßig wie Notenpapier und alle Tage sich völlig gleich."

Friedrich Wilhelm starb im hundertjährigen Todesjahre des Vorgängers des großen Kurfürsten, dem für Preußen so verhängnißvollen Jahre vierzig.

Schon den ganzen Winter von 1734 auf 1735 hatte er an der Wassersucht darnieder gelegen, Zimmer und Bett hüten müssen und sein Leben war in größter Gefahr gewesen. Früher noch hatte er an Taubheit und Podagra gelitten, an Blutwallungen und Schlaflosigkeit. Fünf Jahre lang brachte er sich mit der Wassersucht hin. Er erkrankte von Neuem sehr in dem strengen Winter des Jahres 1740 zu Berlin. Er ließ den lutherischen Propst Roloff, seinen dereinstigen Feldprediger im kronprinzlichen Regiment bei den

Rheincampagnen, zu sich kommen, der ihn zum Tode vorbereiten sollte. Er verzieh allen seinen Feinden, endlich auch seinem Schwager, König Georg II. von England, „der ihm doch alles gebrannte Herzeleid angethan habe.“ Er bereuete seine Sünden und zählte sie in Gegenwart vieler Umstehenden so ausführlich auf, daß Roloff ihn bitten mußte, es zu unterlassen. Er drang dagegen auf Sinnesänderung. Dazu war aber der Herr lange nicht zu bewegen. Er führte auf, wie er die Geistlichen immer geehrt, Gottes Wort gern gehört, fleißig die Kirche besucht habe, auch daß er seiner Frau unverbrüchlich treu gewesen sei. Er behauptete, immer recht gehandelt und Alles zu Gottes Ehre gethan zu haben. Roloff widersprach dem und erinnerte ihn unter andern an die Verschärfungen der Todesurtheile, die ungerechten Hinrichtungen, das erzwungene Häuserbauen in Berlin, zum großen Druck seiner Unterthanen. Als Roloff des Königs Verantwortung nicht als vor Gott genügend gelten lassen wollte, äußerte dieser: „Er schont meiner nicht. Er spricht als ein guter Geist und als ein ehrlicher Mann mit mir. Ich danke Ihm dafür und erkenne nun, daß ich ein großer Sünder bin.“ Eine merkwürdige Correspondenz führte damals Zinzendorf, der berühmte Herrnhuter Bischof, mit dem König. Sein erster Brief war vom 24. Febr. 1740. Der König schrieb mit Bleistift darunter: „Obligirt vor den guten Rath, so er Mir geben, Ich stünde mit Gott und Meinem Heiland sehr gut und

unterwürfe solchem Mich und Meine zeitliche und ewige Wohlfahrt, er würde mich zu Gnaden nehmen. Meine Sünden bereuete und würde suchen, solche noch mehr, so viel schwachen Menschen nur möglich ist, abzulegen und suchen Gott dankbar zu werden. Ein Kopfhänger wäre ich nicht und würde es auch nicht werden und glaube nicht, daß es darin bestehe; Meinen Feinden vergäbe ich von Herzen alles, so sie mir gethan." Darauf kam ein zweiter Brief von Zinzendorf unterm 15. März 1740, der von bei Lesung des königlichen Briefes aufgestiegenen dubiis sprach. Der König schrieb darunter: „Soll seine dubia schreiben, soll sich mir expliciren." Darauf schickte Zinzendorf den berühmten Aufsatz „von der Bekehrung auf dem Krankenbette einer hohen Person, auf ihr ernstes und anhaltendes Begehren geschrieben": es ist ungewiß, ob er in des Königs Hände gelangt ist.

Bei Annäherung des Frühlings besserte es sich mit dem König, er ging deßhalb mit seiner Familie am 27. April 1740 nach dem geliebten Potsdam. Als er in den Wagen gebracht wurde, sagte er: „Leb' wohl Berlin, in Potsdam will ich sterben."

Da der König den Corporalstock nicht mehr schwingen konnte, erquickte er sein Gemüth in Potsdam wenigstens noch durch den Anblick seiner lieben blauen Kinder, ein paar Hundert von ihnen mußten vor seinem Krankenbette, wo ihn die Gicht plagte, im Zimmer aufmarschieren. Es wirkte dieß wie eine

Herzstärkung. Er ordnete sein Leichenbegängniß, bei dem sein Leibregiment feuern sollte und rief sehr lebhaft: „Aber gebt Acht, ob die Hundsfötter nicht plackern werden.“ Er ließ sich in seinen Gichtschmerzen das Lied vorsingen: „Warum sollt' ich mich doch grämen?“ Als die Stelle kam: „Nackend werd' auch ich hinziehen“, unterbrach er die Sänger mit den Worten: „Nein, das ist erlogen, ich will in der Montur begraben sein.“ Als der Feldprediger ihm bescheidentlich vorstellte: „Da oben wird es wohl keine Soldaten geben“, rief er aus: „Wie? Was Sapperment? Wie so?“ Die Antwort, weil man oben keine Soldaten im Himmel brauche, schlug ihn sehr sichtlich nieder.

Im Mai ward sein Zustand schlimmer, er hatte den Hofprediger Cochius und den Feldprediger Oesfeld kommen lassen, um ihn zum Tode vorzubereiten. Er fragte sie: „Muß ich, wenn ich in den Himmel kommen will, allen meinen Feinden vergeben?“ Als ihm geantwortet ward, daß dieß allerdings unbedingt nöthig sei, wandte er sich zur Königin und sagte: „Nun gut, so schreibe an Deinen Bruder (König Georg II. von England) und sage ihm, daß ich ihm alles Böse, was er mir zugefügt hat, vergebe. Ja schreibe ihm, daß ich ihm vergebe — aber warte bis ich todt bin.“ Am 27. Mai kam der Kronprinz, der König sprach sogleich und an den folgenden Tagen, immer vollkommen seiner mächtig, mit ihm über die inneren und auswärtigen Angelegenheiten des

Staats. Er hatte sehr große Schmerzen, war oft sehr ungeduldig, faßte sich aber immer. Nach einer der Unterredungen mit Friedrich sagte er gerührt zu den Umstehenden: „Aber thut mir Gott nicht viele Gnade, daß er mir einen so würdigen Sohn gegeben?"

Noch am Tage vor seinem Tode ließ er sich wie in gesunden Tagen zur Parade und in den Stall fahren.

Am Sterbetage, 31. Mai, hatte er in der Nacht sehr viele Schmerzen, er klagte darüber gegen Cochius, dieser tröstete ihn, darauf wurde er merklich milder. Gegen vier Uhr Morgens ließ er sich auf seinem Rollstuhle in das Zimmer der Königin fahren, weckte sie und sagte: „Steh' auf! ich kann nur noch wenig Stunden leben und werde wenigstens das Glück haben, in Deinen Armen zu sterben." Dann nahm er Abschied von seinen Söhnen, dann von allen in Potsdam anwesenden Ministern, Hofbeamten und Offizieren bis zum Hauptmann hinunter. Er ließ sich an's Fenster rücken, von dem er den Marstall übersehen konnte. Er ließ seine Pferde herausführen, um dem Fürsten von Dessau und dem General-Adjutant von Haake noch ein letztes Geschenk mit einem Pferde zu machen. Der Fürst wählte das erste beste. Der König sagte: „Sie wählen gerade das schlechteste, nehmen Sie doch das, das ist gut, ich stehe dafür." Als die Stallbedienten diesem Pferde einen Sattel von blauem Sammet und eine gelbe Schabracke auflegten,

ärgerte sich der König und sagte: „Ach, wenn ich doch gesund wäre, ich wollte die Stallknechte derb abprügeln,“ und sich zu dem strengen Haake wendend: „Gehen Sie doch hinunter und prügeln Sie die Schurken.“ Der Fürst von Dessau war tief gerührt, der König tröstete ihn: „Das ist der Menschen Geschick, wir müssen alle der Natur unsre Schuld bezahlen.“ Er wieß nun den Cabinetsminister von Podewils an, die Regierung dem Kronprinzen zu übergeben, er überlieferte ihm Krone, Scepter und die Schlüssel zum Schatze; während er mit ihm sprach, ward er ohnmächtig und in sein Bett zurückgebracht. Die Dienerschaft hatte auf seinen Befehl die neue Livree, die er ihr hatte machen lassen, angelegt. Wie er aus der Ohnmacht wieder sich erholte, rief er: „Eitelkeit, Eitelkeit und nichts als Eitelkeit.“ Darauf fragte er seinen Leibarzt, Dr. Ellert, ob sein Tod nahe sei. Auf die Antwort, daß er noch eine halbe Stunde leben könne, forderte er einen Spiegel, blickte hinein und sagte lächelnd: „Ich bin recht verändert, ich werde beim Sterben ein garstiges Gesicht machen.“ Er wiederholte die Frage an die Aerzte und da sie antworteten, es sei schon eine Viertelstunde verflossen und sein Puls steige herauf, antwortete er: „Desto besser, so kehre ich in mein Nichts zurück. Des Herrn Wille geschehe.“ Um ein Uhr Mittags fragte er nochmals. Der Leibmedicus zuckte die Achseln und sagte: „Er steht still.“ Da hob der König den Arm, schüttelte die Faust und rief: „Er soll nicht

still stehen.“ Nachdem seine Ohnmachten häufiger geworden, starb er endlich zwischen ein und zwei Uhr 31. Mai 1740 im zweiundfunfzigsten Jahre, wie Friedrich an Voltaire schrieb, „mit der Neugierde eines Naturforschers, der beobachten will, was in dem Augenblicke des Hinscheidens geschieht, und mit dem Heldenmuthe eines großen Mannes.“ Er ward in Potsdam in der Garnisonkirche begraben; bei der Leichenfeier wurden die von ihm selbst ausgewählten Trauerlieder gesungen und beim Trauermahl zwei eigends von ihm dazu bestimmte Eimer alten Rheinweins ausgetrunken.

Außer dem Kronprinzen Friedrich II. hinterließ der König drei Prinzen und sechs Prinzessinnen.

Von den Prinzen war der zweitgeborne August Wilhelm, Vater des späteren Königs Friedrich Wilhelm II. und der mit dem Erbstatthalter von Holland, Wilhelm V. von Oranien, 1767 verheiratheten Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine; er selbst, August Wilhelm, war vermählt mit der Schwester der Gemahlin Friedrich's des Großen, Luise Amalie von Braunschweig, Tochter Herzog Ferdinand Albert's.

Der dritte Prinz war Heinrich, der Held des siebenjährigen Kriegs, vermählt mit Wilhelmine von Hessen-Cassel, starb 1803.

Endlich der vierte Prinz war Ferdinand, Heermeister des Johanniterordens zu Sonnenburg, dessen Sohn der berühmte Prinz Louis, der 1806 bei Saalfeld fiel, war.

Von den sechs Prinzessinnen heirathete 1731 die älteste, Friederike Sophie Wilhelmine, den Markgrafen von Baireuth, Friederike Louise 1732 den Markgrafen von Anspach, Philippine Charlotte 1733 den Herzog Carl von Braunschweig, Sophie Dorothea Marie 1734 den Markgrafen von Schwedt, Luise Ulrike 1744 König Adolf Friedrich von Schweden, Amalie, die Geliebte Baron Trenk's, starb als Aebtissin zu Quedlinburg 1787 unvermählt.

Die Königin Mutter überlebte ihren Gemahl noch siebzehn Jahre; sie starb erst 1757, wenig Tage nach der unglücklichen Schlacht bei Collin.

Der Hof

des

großen Königs von Preußen.

1740—1786.

Friedrich II., der Große.

1740 — 1786.

Die sechsundvierzigjährige Regierung Friedrich's des Großen von 1740—1786 war eine außerordentlich wichtige Regierung nicht blos für Preußen, sondern für ganz Deutschland. Nie, so lange noch eine deutsche Seele athmet, darf Deutschland der Regierung des großen Königs vergessen. Es kam durch sie der große Wendepunkt in unsre nationale Entwicklung, durch den endlich das größte Hinderniß derselben, die deutsche Blödigkeit, Schwerfälligkeit und Unbehülflichkeit in der Gedankenbewegung, die alte mittelalterliche Barbarei und Rohheit in der Sitte und der traurig gedrückte und gebückte Gang in allen Lebensgeschäften, überwunden wurde. An Friedrich's Hofe culminirte zwar jener französische Einfluß, dem Deutschland seit dem dreißigjährigen Kriege beständig unterworfen geblieben war, in den die freigestellten höheren Stände eingegangen waren und

neben welchem immer noch das Volk in der alten banalen Beschränktheit in Folge der von allen Auctoritäten abergläubisch festgehaltenen Gedankendämpfung sich fortbewegt hatte. Friedrich's Regierung aber schaffte dem deutschen Geiste im Volke Luft, indem sie den Geist überhaupt wieder in Freiheit stellte. Sie stürzte die Pedanterie und die Spießbürgerei, sie zerbrach die Fesseln der stupiden, starren und blinden Auctoritäten, durch welche die Deutschen so lange wie Schulbuben gegängelt worden waren. Und damit kam dem Volke als Volk wieder ein weiterer und freierer Horizont, wieder ein Selbstbewußtsein und ein Selbstgefühl, und was das allerwichtigste ist, eine Selbstachtung, ohne welche kein Volk zu etwas Großem fähig wird. Die Griechen und Römer in der alten, die Engländer und Amerikaner in der neuen Welt, sind nur dadurch, daß sie sich selbst fühlten, zur Größe emporgekommen. Die nothwendige Consequenz der inneren Befreiung des deutschen Volks war auch eine freiere, frischere Bewegung nach Außen hin in allen politischen, kirchlichen, gesellschaftlichen und literarischen Lebenskreisen.

Goethe hat in Wahrheit und Dichtung diese glückliche Wandlung zunächst in Beziehung auf die Literatur mit Entschiedenheit nachgewiesen. „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt,“ sagt er, „kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Kriegs in die deutsche Poesie. — — Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen dadurch für ihre

Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können. An dem großen Begriffe, den die preußischen Schriftsteller von ihrem Könige hegen durften, bauten sie sich erst heran und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie Alles thaten, ein für allemal nichts von ihnen wissen wollte. Schon früher war durch die französische Colonie, nachher durch die Vorliebe des Königs für die Bildung dieser Nation und für ihre Finanzanstalten eine Masse französischer Cultur nach Preußen gekommen, welche den Deutschen höchst förderlich ward, indem sie dadurch zu Widerspruch und Widerstreben aufgefordert wurden; ebenso war die Abneigung Friedrich's gegen das Deutsche für die Bildung des Literarwesens ein Glück. Man that Alles, um sich von dem Könige bemerken zu machen, nicht etwa, um von ihm geachtet, sondern nur beachtet zu werden; aber man that's auf deutsche Weise, nach innerer Ueberzeugung, man that, was man für Recht erkannte und wünschte und wollte, daß der König dieses deutsche Recht anerkennen und schätzen solle."

Auf diese von Goethe mit Meisterblick hervorgehobene Weise fiel das Moment des größtmöglichsten Einflusses, den fremde, französische Bildung jemals in Deutschland gehabt hat und das Moment der Befreiung des nationalen deutschen Geistes in der Regierung Friedrich's des Großen zusammen. Der französischen Bildung an Friedrich's Hofe trat eine nationale Bildung aus dem Volke wieder entgegen.

Der so lange von den geistlosesten Schergen unwürdig gefesselt gehaltene Adler des deutschen Geistes stieg zum erstenmal wieder seit der Reformation mit freierem Fluge in die Lüfte, versuchte seine Schwingen, gewann Kraft und ward seiner Selbstständigkeit sich bewußt.

---

1. Friedrich's Jugendleben. Der Fluchtversuch und die Execution Katt's.

Friedrich II. war ein Sonntagskind, er ward am 24. Januar 1712 gegen Mittag zu Berlin geboren. Acht Tage darauf, 31. Januar Nachmittag 3½ Uhr in der Schloßkapelle ließ ihn sein Großvater durch den Bischof Ursinus mit größter Pracht taufen, der Prinz hatte eine kleine Krone auf dem Haupte und trug ein Kleid von Silberstück mit Diamanten besetzt, dessen Schleppe sechs Gräfinnen trugen. Friedrich's Pathen waren: der Kaiser Carl VI., die verwittwete Kaiserin, Gemahlin Joseph's I., der Czaar Peter der Große, die Generalstaaten, die Schweizercantone, der Kurprinz von Hannover Georg I. und die verwittwete Herzogin von Mecklenburg, die Mutter der Königin, der dritten Gemahlin Friedrich's I. Die Pathen waren alle abwesend, ihre Stellen vertraten der König, die Königin, der Kronprinz und der Fürst von Dessau. „Wie denn“, berichtet die Europäische Fama, „in dieser Suite alle

Grandes von Hofe mit waren; inzwischen wurden alle Glocken eine ganze Stunde lang gezogen, die Stücken von den Wällen dreimal herum abgefeuert, die vierundzwanzig Trompeter nebst zwei Paukern thaten auch ihr Devoir, wie denn in der königlichen Kapelle eine vortreffliche und galante Musique zu hören war. Ein Jeder rief diesem getauften Prinzen ein langes Vivat zu und ward bei Hofe splendid tractiret."

Friedrich war engelschön als Kind, er kam mit großen, blauen, strahlenden Augen auf die Welt, Augen, die nachher bei dem Manne so gestreng und durchbohrend wurden. Bis zum Anfang des siebenten Jahres ward er weiblichen Händen überlassen. Unter Aufsicht der Gemahlin des Grand Maître, Frau von Kamecke, und nach Friedrich's I. Tode der Oberhofmeisterin der neuen Königin, der Frau von Sacetot, ward die verwittwete Oberstin Marthe de Rocoulles, die schon seines Vaters Jugendpflegerin gewesen war, ihm zur Gouvernante gegeben. Der König hat ihr seine Liebe und Achtung, bis sie 1741 zweiundachtzig Jahr alt, starb, bewiesen. Eben so lieb ward ihm sein Präceptor Duhan de Jandun. Duhan war der Sohn eines nach Berlin geflüchteten französischen Protestanten, den König Friedrich Wilhelm vor Stralsund als Führer eines Sohnes des Grafen Alexander Dohna kennen gelernt hatte. Beide brachten Friedrich frühzeitig eine entschiedene Neigung für französischen Geschmack und französische Literatur bei. Die Rocoulles sprach nur französisch.

Duhan bekleidete seine Stelle von 1716 bis 1727, wo Friedrich das funfzehnte Jahr zurücklegte. Bei seinem Abgange erhielt er von ihm folgenden Brief, der einen frühen Beweis von der seltenen Liebenswürdigkeit des Prinzen ablegt:

„Mon chèr Duhan."

„Je Vous promais que quand j'aurez mon propre argent en main je Vous donnerez annuellement 1400 écus par an et je Vous aimerais encor un peu plus qu'a present sil me l'est possible.

Potsdam, le 20. Juin 1727.

Frédéric, Pr. r."

Später ward Duhan bei dem Fluchtversuch Friedrich's, 1730, nach Wesel verbannt. Er starb wenige Tage nach dem Besuche Friedrich's des Großen, den er ihm noch am Illuminationsabende des Tages seiner Rückkehr aus dem zweiten schlesischen Kriege abgestattet hatte, 3. Januar 1746.

Als Friedrich sechs Jahr alt war, 1718, erhielt er zwei Militair-Gouverneurs von seinem Vater. Es waren der fast sechzigjährige, gemessen kalte General Graf Albert Conrad Finkenstein, der schon des Vaters Oberhofmeister gewesen war, und der Oberst Christoph Wilhelm von Kalkstein, ein Preuße und heitrer Gesellschafter und, nach Pöllnitz, sehr reicher Mann und dabei vortrefflicher Oekonom. Finkenstein hatte die Königin, Kalkstein Anhalt, der ihn unter den hessischen Truppen in Italien kennen

gelernt hatte, empfohlen: er war nicht der Sohn, wie Pöllnitz sagt, aber ein naher Verwandter des unter dem großen Kurfürsten enthaupteten Kalkstein, die Familie ward auf des alten Dessauers Verwendung durch Friedrich Wilhelm rehabilitirt und der Gouverneur stieg zum Feldmarschall. Nach dem Bericht der Markgräfin von Baireuth hatte Kalkstein bei den Jesuiten seine Studien gemacht und war ihr wohlunterrichteter Schüler. Friedrich ertheilte ihm nach seiner Thronbesteigung 1741 den schwarzen Adlerorden, er ist 1759 gestorben. Unterm 13. August 1718 erhielten diese Gouverneurs von König Friedrich Wilhelm ihre „Instruction und Bestallung", und unterm 3. September 1721 noch ein besonderes: „Reglement, wie Mein ältester Sohn Friedrich seine Studien zu Wusterhausen halten soll."

Die königliche Instruction für den im siebenten Jahre stehenden Prinzen ist in doppelter Rücksicht merkwürdig, sie zeigt des Vaters höchst löbliche Absicht, seinen Sohn so, wie er es vor Gott und Menschen verantworten könne, zu erziehen, zugleich aber giebt sie eins der stärksten Zeugnisse von dem genugsam geschilderten wunderlichen Charakter des Königs, der die besten Intentionen mit der verkehrtesten Praxis zu nichte machte, immer den liberalsten Vorschriften die despotischste Auslegung in der Ausführung gab.

Den Gouverneurs wird vorgeschrieben, dem Prinzen „eine rechte Liebe und Furcht vor Gott als das Fundament zeitlicher und ewiger Wohlfahrt beizubringen, schädliche Irrungen, als Atheist-, Arrian-, Socinianische zu meiden, auch ihm vor die katholische

Religion, als welche mit gutem Fug mit unter denselben gerechnet werden kann, so viel als immer möglich einen Abscheu zu machen, deren Ungrund und Absurdidät vor Augen zu legen und wohl zu imprimiren.“ Dabei wird denn besonders auf die Furcht Gottes hingewiesen, „denn dieses ist das einzige Mittel, die von menschlichen Gesetzen und Strafen befreite souveraine Macht in den Schranken der Gebühr zu erhalten.“

Nächstdem soll dem Prinzen beigebracht werden, was er dem König und der Königin „vor Respect und Submission, welche aber nicht knechtisch und sclavisch sein muß, schuldig sei. Gleich wie die allzugroße Furcht nichts als knechtische Liebe und sclavische Effecten hervorbringen kann, so soll sowohl der Oberhofmeister als der Sousgouverneur dahin arbeiten und ihr möglichstes anwenden, Meinem Sohne wohl begreiflich zu machen, daß er keine solche Furcht, sondern nur eine wahre Liebe und vollkommen Vertrauen in Mich haben und in Mich setzen müsse ꝛc. Sollte aber Mein Sohn wider Verhoffen, sich unartig und diesem nicht gemäß aufführen, so sollen beide sie Ihm bedeuten, es der Königin zu hinterbringen, und müssen sie Ihm mit derselben alle Zeit schrecken, mit Mir niemahlen.“

Den Umgang des Prinzen anlangend, so sollen „alle Offiziers, welche Meinen Sohn frequentiren sollen, wie auch Andere, die bei Ihm kommen können, auf einen Zettel gesetzt werden, da Ich denn schon

sagen werde, welche eingehen sollen oder nicht; denn er muß mit allen Leuten umgehen lernen und gewohnt werden und nicht eingesperrt bleiben." „Er muß einen guten und manierlichen, nicht aber pedantischen Umgang haben."

„Nächst der Gottesfurcht ist nichts, das ein fürstliches Gemüth mehr zum Guten antreiben und vom Bösen abhalten kann, als die wahre Glorie und Begierde zum Ruhme, Ehre und zu der Bravour, weßhalb denn vor allen Dingen sowohl der Oberhofmeister als der Sousgouverneur ihr einziges Augenmerk sein lassen müssen, Ihm von allem aufgeblasenem Stolz und Hochmuth, wie auch allen Deperien (Depensiren), welches sich ohnedem zu leicht einschleichet, auf alle Weise abwendig zu machen, hingegen ihn zur Menage, Sparsamkeit und Demuth anzuhalten und dahin zu sehen, daß er ein guter Wirth werde. Da auch nichts schädlicher als die Flatterie, so habt Ihr allen, welche zu Meinem Sohne kommen, solche bei meiner größten Ungnade zu verbieten. Er ist auch von denen Opern, Comödien und andern weltlichen Eitelkeiten abzuhalten und Ihn so viel möglich ein Degout davor zu machen."

„Was die übrigen Studia und Wissenschaften, so einen Fürsten wohl anstehen, anbelanget, wird der Progreß darinnen mit dem Wachsthum der Jahre gesuchet und dahin gesehen werden müssen, daß das Nöthigste zum Ersten, alles aber ohne Ekel und Verdruß erlernt werden möge rc. wird solches für-

nehmlich auf die Dexterität des Präceptoris Du Han ankommen ꝛc. Er soll mit den Gouverneurs sich concertiren und dem König berichten, „ob er es approbiren werde.“

„Was die lateinische Sprache anbelanget, so soll Mein Sohn solche nicht lernen und will Ich auch nicht, daß Mir einer davon sprechen soll, sondern sie sollen beide nur dahin sehen, daß er sowohl im Französischen als Teutschen eine elegante und kurze Schreibart sich angewöhne.“

„Die Rechenkunst, Mathematik, Artillerie, Oeconomie muß er aus dem Fundamente erlernen.“

„Die alte Historie kann Ihm nur überhin, diejenige aber von unsern Zeiten und von 150 Jahren her muß Ihm aufs Genaueste beigebracht werden.“ Ueber die alte Historie sprach sich der König in einer spätern Marginalresolution auf eine Eingabe Duhan's noch deutlicher aus: „l'histoire des Grecs et des Romains doit être abolée elles ne sont bonnes à rien.“ Für die neuere Geschichte legte Duhan das bekannte Foliowerk: Theatrum Europaeum zum Grunde.

„Das Jus naturale und gentium, fährt der König in der Instruction von 1718 fort, oder Völkerrecht, wie auch die Geographie und was in jedem Lande remarquable, muß er vollkommen inne haben, absonderlich aber muß Meinem Sohne die Historie seines Hauses sorgfältig beigebracht werden, zu welchem Ende dann die Bibliothek und Archiv ihnen

offen stehen soll, denn ein domesticum Exemplum hat alle Zeit mehr Kraft, als ein auswärtiges. Nebst der Preußischen Historie hat Er auch die Geschichte derjenigen Häuser, so mit denselben vor andern verknüpft sein, zu erlernen, als da seien die Häuser England, Braunschweig, Hessen u. s. f.“ In der oben erwähnten Eingabe Duhan's wird auch noch Genealogie zu treiben anbefohlen.

„Die französische Sprache, worin Mein Sohn bereits einen guten Anfang gemachet, kann man continuiren, Ihm durch die Uebung im Reden und dann mit der Zeit durch Lesung guter französischer Bücher beibringen.“

„Das Studium mathematicum würde auch, sobald des Prinzen Alter es zuläßt, zur Hand zu nehmen und der Anfang mit Zeichnen oder Reißen zu machen sein; nachgehends und wenn die Aufmerkung zunimmt, kann man Ihm, was nöthig von der Fortification, von Formirung eines Lagers und anderen Kriegswissenschaften, nach und nach beibringen, damit Er von Jugend auf angeführet werde, einen Offizier und General zu agiren. Absonderlich haben sie beide sich äußerst angelegen sein zu lassen, Meinem Sohne die wahre Liebe zum Soldatenstande einzuprägen und ihm zu imprimiren, daß gleich wie nichts in der Welt, was einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen und Er als vor der Welt ein verachteter Mensch sein würde, wenn er solchen nicht

gleichfalls liebte, und die einzige Glorie in demselben suchte."

Zuletzt kommen noch die guten Vorschriften des Königs - für die Gesundheit des Prinzen. Die Gouverneurs sollen alles verhüten „was sie alteriren kann, es sei im Essen und Trinken, oder in denen Gemüthsbewegungen oder in denen Exercitiis Corporis, wann dieselben gar zu violent sein. Sie müssen Ihn aber auch nicht bei Leib und Leben verzärteln oder gar zu weichlich gewöhnen." Reiten, Fechten, gewisse anständige Spiele, „nicht aber von Karten oder Hasard, als welche sich sonst wohl lernen, sondern andere, womit der Esprit aufgemuntert würde, item Spazierenreiten und gehen" werden empfohlen. Vor der Faulheit, „als woraus Verschwendung und Durchbringen entstehen, und eines der größten Laster" soll dem Prinzen der allergrößte Ekel in der Welt gemacht werden. Er soll nie allein gelassen werden, weder bei Tag noch bei Nacht, einer der Gouverneure soll jederzeit bei ihm schlafen. „Da auch oftmals bei herannahenden Jahren das Laster der Hurerei und Br— — einzureißen pflegt, so hat sowohl der Oberhofmeister als auch der Sousgouverneur darauf mit vor allen Dingen Acht zu haben, daß solches verhütet werde, widrigenfalls sie Mir beide mit ihren Köpfen davor haften sollen."

Das Reglement von 1721 für den im zehnten Jahre stehenden Prinzen hatte folgenden Wortlaut — es war eigenhändig vom Vater aufgesetzt — : „Am Sonn-

tage soll er des Morgens um 7 Uhr aufstehen; sobald er die Pantoffeln an hat, soll Er vor dem Bette auf die Knie niederfallen und zu Gott kurz beten und zwar laut, daß Alle, die im Zimmer sind, es hören können."

„Sobald dies geschehen ist, soll er sich geschwinde und hurtig anziehen und sich propre waschen, schwänzen und pudern und muß das Anziehen und kurze Gebet in einer Viertel Stunde fix und fertig sein, alsdann es ein Viertel auf 8 Uhr ist. Dann soll er frühstücken in sieben Minuten Zeit. Wenn das geschehn ist, dann sollen alle seine Domestiquen und Duhan hereinkommen, das große Gebet zu halten, auf die Kniee, darauf Duhan ein Capitel aus der Bibel lesen soll und ein oder ander gutes Lied singen, da es 3/4 auf 8 sein wird. Alsdann alle Domestiquen wieder herausgehen sollen; Duhan soll alsdann mit Meinem Sohne das Evangelium vom Sonntage lesen, kurz expliciren und dabei allegiren, was zum wahren Christenthum nöthig ist, auch etwas von Catechismo Noltenii repetiren und soll dieses geschehen bis 9 Uhr; alsdann mit Meinem Sohne zu mir herunterkommen soll und mit Mir in die Kirche gehen und essen; der Rest vom Tage ist vor Ihn. Des Abends soll Er um 1/2 10 Uhr von mir guten Abend sagen, dann gleich nach der Kammer gehen, sich sehr geschwind ausziehen, die Hände waschen und sobald solches geschehen ist, soll Duhan ein Gebet auf den Knieen halten, ein Lied singen, dabei alle Seine Domestiquen wieder mit zugegen sein sollen, alsdann

Mein Sohn gleich zu Bette gehen soll, daß er 1/211 Uhr gleich zu Bette ist.“

„Des Montags um 6 Uhr wird er gewecket und sobald solches geschehen ist, sollen sie Ihn anhalten, daß Er, sonder sich zu ruhen oder nochmals umzuwenden, hurtig und sogleich aufsteht und muß Er alsdann niederknieen und ein kleines Gebet halten, wie des Sonntags früh. Sobald Er solches gethan, soll er so geschwind als möglich die Schuhe und Stiefeletten anziehen, auch die Hände und das Gesicht waschen, aber nicht mit Seife; ferner soll er das Casaquin anziehen, das Haar auskämmen und schwänzen, aber nicht pudern lassen. Indeß daß er sich kämmen und einschwänzen läßt, soll er zugleich Thee und Frühstück nehmen, daß das zugleich Eine Arbeit ist und muß dieses Alles vor 1/27 Uhr fertig sein. Alsdann Duhan und alle Seine Domestiquen hereinkommen sollen, und wird alsdann das große Gebet gehalten, Ein Capitel aus der Bibel gelesen, ein Lied gesungen, wie am Sonntage, welches Alles bis 7 Uhr dauert, da die Domestiquen auch wieder weggehen sollen.“

„Von 7—9 Uhr soll Duhan mit Ihm die Historie tractiren; um 9 Uhr kommt Noltenius (der Hofprediger), der soll ihn bis 3/411 Uhr im Christenthum informiren. Um 3/411 Uhr soll Er sich das Gesicht geschwind mit Wasser und die Hände mit Seife waschen, sich weiß anziehen, pudern und den Rock anziehen und um 11 Uhr zum Könige kommen; da bleibt Er bis 2 Uhr; alsdann er gleich wieder nach

seiner Kammer geht. Duhan soll alsdann auch gleich da sein, Ihm von 2—3 Uhr die Landcharte zu weisen; dabei sie Ihm sollen aller Europäischen Reiche Macht und Schwäche, Größe, Reichthum und Armuth der Städte expliciren. Von 3–4 Uhr soll Er die Moral tractiren, von 4—5 Uhr soll Duhan deutsche Briefe mit Ihm schreiben und darauf sehen, daß Er einen guten Stylum bekomme. Um 5 Uhr soll Er die Hände waschen und zum Könige gehen, ausreiten, sich in der Luft und nicht in der Kammer divertiren und thun, was Er will, wenn es nur nicht gegen Gott ist."

„Dienstag ganz wie Montag, nur daß Vormittags Pentzendorf (der Kadettenfechtmeister) statt Noltenius von 9—½ 11 Uhr kommt; und Nachmittags Arithmethik statt Briefschreiben."

„Mittwoch, wie Montag, ausgenommen von 7 bis ½10 Uhr soll mit Ihm Duhan nichts als die Historie tractiren und Ihm was auswendig lernen lassen, damit die Memorie verstärkt werde. ½10 Uhr soll Er sich geschwinde anziehen und zum Könige kommen. Das Uebrige vom Tage gehört vor Fritzchen."

„Donnerstag Vormittag wie am Mittwoch, Nachmittag wie am Montag Nachmittag statt des deutschen Briefschreibens aber soll Er lernen einen guten französischen zu schreiben und die Rechenkunst.

„Freitag Vormittag wie Mittwoch im deutschen Schreiben und Arithmetica."

„Am Sonnabend soll des Morgens bis ½11 Uhr in der Historie, im Schreiben und Rechnen Alles

repetirt werden, was Er die ganze Woche gelernt hat, auch in der Moral desgleichen, um zu sehen, ob Er profitirt hatt und soll der General Graf von Finkenstein und der Obrist von Kalkstein mit dabei sein; hat Er profitiret, so ist der Nachmittag vor Fritzen, hat Er aber nicht profitiret, so soll Er von 2—6 Uhr Alles repetiren, was Er in den vorigen Tagen vergessen hat."

„Im Aus- und Anziehen müssen sie Ihn gewöhnen, daß Er hurtig aus und in die Kleider kommt, so viel als menschmöglich ist. Sie sollen auch dahin sehen, daß er sich selbst aus- und anziehen lerne und daß Er propre und reinlich werde und nicht so schmutzig sei." — Diese Instruction war vom König selbst unterzeichnet.

Friedrich hatte schon jetzt seinen eignen Hofstaat, aber das Budget war ungemein kärglich gestellt und betrug jährlich nicht mehr als 360 Thlr., später ward es auf 600 erhöht. Im September 1719 wurde von den Gouverneurs für den Prinzen, der im achten Jahre stand, folgende Extra-Rechnung an den König eingesandt; der Prinz war in Wusterhausen bei demselben zur Jagd gewesen:

		Thlr.	G:
Den 3.	In den Klingbeutel	—	16
	An den Jäger vor den Hund .	2	—
Den 6.	An Ihro Hoheit den Kronprinzen	—	16
Den 10.	In den Klingbeutel	—	16
Den 17.	„ „ „	—	16

	Thlr.	Gr.
Den 17. In das Becken	—	16
Den 21. Dem Jäger, so die Globen nach Berlin gebracht	1	8
Den 24. In den Klingbeutel	—	16
Den 25. An Hammking, der das grüne Kleid gemacht	2	—
Den 27. Bei der Abreise aus Wusterhausen an die Bettmädchen	—	16
Vor die Pfeife zurecht zu machen . . .	—	4
An die beiden Laquaien von S. Maj. dem Könige und der Königin, so aufgewartet haben	1	8
Vor 2 Farbenschachteln	—	16
Vor 6 Pfund Puder	—	12
Vor Stibelettenknöpfe . . . . :	—	2
Vor 12 Ellen Haarband	1	9
In Mittenwalde	—	2
In die Armbüchse	—	2
An den Bothen, welcher die Hunde von Berlin gebracht	—	12
Vor den Hirschfänger zu schleifen . . .	—	2
Vor weiß Rundschnur zu klatschen . . .	—	4
Dem Menschen, welcher sie bestellt und herausgebracht	—	2
An einen Jungen auf dem Felde, welchen die Hunde gebissen	—	4
An einen Musquetier vom 2. Bataillon, so S. Hoheit zu Gevattern gebeten	2	—

	Thlr.	Gr.
Vor eine lebendige Schneppe	—	2
Vor einen Hirtenjungen, so den todten Hund weggetragen	—	1
Vor Pulver und Trinkgeld an den Canonier, welcher zu Schützendorf gefeuert .	1	8
Vor die Königlichen Knechte zu Bier in Schützendorf	3	—
Vor ein Rothkeligen	—	11
Vor Nagel und Löschpapier, die Globos einzupacken	—	4
Die Schuh auf'n Leisten zu schlagen . .	—	1
An einen Armen	—	2
An einen Reitknecht, welcher die Mundirung herausgebracht	—	2
An die alte Castellanin zu Wusterhausen .	—	16

Summa . 23 Thlr. 11 Gr.

Graf von Finkenstein. Ch. W. von Kalkstein.

Unter diese Rechnung schrieb der König:

„Mit diese Rechnung bin zufrieden und soll hiermit quittirt sein, aber zukünftig, wenn meine Laquaien, Kutscher und Knechte Fritz aufwarten, sollen sie nichts darvor bekommen, denn ich sie davor bezahle, denn Fritz und ich ist einerlei, sonsten bin mit allen zufrieden vor die guhte Haushaltung.

Friedrich Wilhelm."

Nachdem Friedrich, funfzehnjährig, am Charfreitag 1727 zum erstenmale communicirt hatte, blieben

die beiden Militairgouverneurs noch bis zum September, dann nahm ihn der König unter eigne Aufsicht. Seine Mündigkeitserklärung erfolgte mit Antritt des achtzehnten Jahres, 24. Januar 1729. Es wurden ihm nun zu Gesellschaftern der heitere lebenslustige und gebildete Major Baron von Keyßerling, ein Curländer, auf den ich zurückkomme, und der gestrenge Oberst von Rochow zugeordnet. Vom Hauptmann, wozu er 1725 ernannt worden war, war der Prinz seit 1728 zum Oberstlieutenant befördert worden.

Um diese Zeit traten die Mißverhältnisse zu seinem Vater ein, die zuletzt zu dem unglückseligen Fluchtversuche führten. Friedrich sollte nach seines Vaters Willen vor allen Dingen ein guter Soldat nach seinem Sinn werden. Er lernte fechten, reiten, exerciren, schon mit fünf Jahren erhielt er eine Compagnie Cadetten. Es war ein Herzensgaudium für den alten Soldatenkönig, als ihn Friedrich an seinem siebten Geburtstage in der Uniform eines Musquetiers vor seinem Zimmer als Schildwacht auf dem Posten stehend überraschte. Friedrich erhielt hierauf, neun Jahr alt, ein Zeughaus mit Kanonen. Dazu nahm ihn der Vater frühzeitig mit zu den Revuen und Jagden. — „Der Kronprinz, schreibt Seckendorf 27. Juni 1725 an Prinz Eugen, sieht von den Fatiguen, die er sich muß gefallen lassen, so ältlich und steif aus, als ob er schon viele Campagnen gethan hätte, ohnerachtet er nur ein Herr von vierzehn Jahren ist. Man merkt augenscheinlich, daß diese Art zu leben wider seine Inclination und folglich just einen

contrairen Effect mit der Zeit haben wird, maaßen des Kronprinzen Humeur ohnedem mehr auf Generosität, Propreté, Gemächlichkeit und Magnificence gerichtet, auch dabei uninteressirt, liberal und barmherzig ist, wie er denn überhaupt sehr viel natürliche Inclination zu allerhand Wissenschaften und sonderlich zur Mathesis und Mechanik hat." Friedrich's feiner, rascher, feuriger Geist fühlte sich durch das pedantische Schlendrianleben, das er führen mußte, das unabläſſige Exerciren, das Absperren von Musik und Büchern, zu denen ihn seine innerste Herzensneigung hinzog und die der harte Vater ihm beharrlich verwehrte, in einer ungemein gepreßten Lage. In dieser Stimmung reiste er mit seinem Vater zum Carneval nach Dresden 1728 und gerieth hier in die Netze der Gräfin Orselska. Diese Verbindung ward bei dem Gegenbesuche, den der sächsische Hof im Mai 1728 machte, so eng, daß sie von Folgen für die Gräfin war. Ein von derselben gebornes Kind ward bei dem französischen Richter Carrel in Frankfurt an der Oder untergebracht. Es kam nun die wüste Periode in Friedrich's Leben, wo er sich allen Debauchen einer glühenden Jugend überließ. Seine Freunde, der Page Keith und der Lieutenant von Katt nahmen in dieser Zeit eine Hauptstelle ein.

„Keith, schreibt die Markgräfin von Baireuth, Friedrich's Lieblingsschwester, in ihren Memoiren, était un des pages du roi et le ministre de ses débauches; le jeune homme avait si bien trouvé

le moyen de s'insinuer auprès de mon frère, qu'il l'aimait passionnément et lui donnait son entière confiance. J'ignorais ses dérèglements, mais je m'étais apperçue des familiarités qu'il avait avec ce page etc." Katt war der Sohn des Obersten Hans Heinrich von Katt aus einer alten magdeburgischen Familie, der seit 1715 den schwarzen Adlerorden trug und den Friedrich später 1740 zum Generalfeldmarschall und Grafen erhob; sein mütterlicher Großvater war der Feldmarschall von Wartensleben. Sein Vater hatte ihn gute Studien machen lassen und seines ausgezeichneten Genies wegen zum Civildienste bestimmt. Der König, dem das nicht gefiel, hatte ihn in das Militair versetzt. Er ward Capitain der Garde-Gensdarmen. Der häufige Verkehr in dem Hause des französischen Gesandten in Berlin, Generallieutenant Grafen Conrad Alexander von Rothenburg, verschiedene Reisen, Fleiß und Lectüre hatten Katt's Geist und Sitten verfeinert, er war sehr gebildet und besaß dabei einen höchst angenehmen Gesprächston. Zugleich war er sehr häßlich von Gesicht, braun und voller Näthe, die ihm die Kinderblattern zurückgelassen hatten, sein Bart war wild, seine dicken, schwarzen Augenbraunen, die ihm fast die Augen bedeckten und sich über der Nase vereinigten, gaben ihm eine unglückliche Physiognomie. Er war ungeheuer ausschweifend und machte den starken Geist. „Bei ihm, sagt die Markgräfin, verlor mein Bruder alles Christenthum und ließ sich zu den zügellosesten Liederlichkeiten hinreißen. Er behauptete, daß man

sich der Sünde nicht erwehren könne, sobald man für sie vorher bestimmt sei."

Friedrich warf sich mit aller Gluth einer jugendlichen, verlangenden und unbefriedigten Seele mit den französischen Debauchen auch der französischen Philosophie, wie damals Voltaire sie ausgebildet hatte und in die Katt ihn zuerst einweihte, in die Arme. Der Vater, dem die Veränderung in des Sohnes Wesen nicht entgehen konnte, behandelte ihn mit rauher Strenge. Unterm 11. September 1728 findet sich ein Entschuldigungsbrief des sechzehnjährigen Prinzen, den er von Wusterhausen aus an seinen Vater schrieb:

„Mein lieber Papa! Ich habe mich lange nicht unternehmen mögen, zu meinem lieben Papa zu kommen, theils weil es mir abgerathen, vornehmlich aber, weil ich mich noch einen schlechtern Empfang als den ordinären sollte vermuthen sein, und aus Furcht, meinen lieben Papa mehr mit mein gegenwärtiges Bitten zu verdrüßen, habe es lieber schriftlich thun wollen. Ich bitte also meinen lieben Papa mir gnädig zu sein und kann hiebei versichern, daß nach langem Nachdenken mein Gewissen mir nicht das Mindeste gezeiget hat, worin ich mich etwas zu reprochiren haben sollte; hätte ich aber wider mein Wissen und Willen gethan, daß meinen lieben Papa verdrossen habe, so bitte ich hiermit unterthänigst um Vergebung und hoffe, daß mein lieber Papa den grausamen Hass, den ich aus allem seinen Thun genug habe wahrnehmen können werde fahren lassen, ich könnte mich sonsten gar nicht drein schicken, da ich sonsten

immer gedacht habe, einen gnädigen Vater zu haben und ich nun das Contraire sehen sollte. Ich fasse nun das beste Vertrauen und hoffe, daß mein lieber Papa dieses Alles nachdenken und mir wieder gnädig sein wird, indessen versichere ich Ihn; daß ich doch mein Tage nicht mit Willen fehlen werde und ungeachtet seiner Ungnade mit unterthänigstem und kindlichstem Respect bin meines lieben Papa getreuster und gehorsamster Diener und Sohn Friedrich."

Friedrich Wilhelm war sehr übel auf den Briefsteller zu sprechen, er nannte ihn „den Querpfeifer und Poeten." Friedrich's Mutter hatte ihm heimlich Unterricht auf der Flöte geben lassen, er hatte oft in versteckten Gewölben Conzerte veranstaltet, oder die musicalischen Freunde in den Wald, wenn der König jagte, bestellt: während sein Vater Schweine hetzte, wurden die Flöten und Geigen aus den Jagdtaschen gezogen und im dicken Waldesdunkel conzertirt. Nach dem Besuche des sächsischen Hofes in Berlin im Mai 1728 war der berühmte Flötenspieler Quanz auf Bitten Friedrich's von seiner Mutter mit 800 Thaler Gehalt für einen jährlich zweimaligen Aufenthalt in Berlin engagirt worden. Der König hatte Lunte davon erhalten und den Prinzen überrascht, Quanz ward zwar glücklich in einem Camin versteckt — er erzählte, daß ihm nie eine Pause so schwer zu halten gewesen sei, wie die im Camin — dagegen hatte der strenge Vater andre verbotne Dinge, brokatne Schlafröcke und französische Poesie vorgefunden. Die Schlafröcke ließ er verbrennen, die französischen Bücher

wanderten zum Buchhändler Haude zum Verkauf. Friedrich Wilhelm war wüthend, daß sein Sohn den „Petit-maître“ machte. Allerdings war Friedrich in seiner Jugend von Eitelkeit nicht frei: er rühmte gegen den Tanzmeister, daß er den kleinsten Fuß unter allen Cavalieren am Hofe habe; er war sehr ängstlich gewesen, als ihn 1724 die Pocken überfallen hatten, die jedoch glücklicherweise keine Spur in seinem Gesichte zurückließen; er hatte sich bitter gekränkt, als sein Vater eines schönen Morgens den Hofbarbier Sternemann, der zugleich den Friseur machte, zu ihm geschickt hatte mit Ordre, ihm die schönen langen braunen Seitenlocken abzuschneiden und ihn vorschrifts-mäßig einzuschwänzen. Der gutmüthige Mann hatte, als er den Prinzen weinen sah, die Sache so gut gemacht, daß er den größten Theil der Locken mit in den Zopf einband. Friedrich Wilhelm hielt seinen Sohn für weichlich, hartnäckig und stolz. er schrieb ihm folgende Antwort, die ihn leicht hätte zu etwas weit Schlimmeren, zum Heuchler, machen können:

„Sein eigensinniger böser Kopf, der nit seinen Vater liebet, dann wann man nun alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man was er haben will, nit, wenn er dabei stehet, sondern wenn er nit alles sieht. Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen efeminirten Kerl leiden mag, der keine mennliche Inclinationen hat, der sich schämt, nit reiten noch schießen kann, und dabei mal propre an seinem Leibe, seine Haare, wie ein Narr sich frisiret und nit verschneidet und

ich alles dieses tausendmal repremandiret, aber alles umsonst und keine Besserung in nits ist. Zum andern hoffärthig, recht baurenstolz ist, mit keinem Menschen spricht, als mit welche, und nit popular und affabel ist, und mit dem Gesichte Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nits meinen Willen thut, als mit der Force angehalten; nits aus Liebe und er alles dazu nits Lust hat, als seinem eignen Kopf folgen, sonsten alles nits nütze ist. Dieses ist die Antwort. Friedrich Wilhelm."

Der Prinz ward ungemein kärglich gehalten. Als Friedrich sich bei seiner Tafel statt der zweizinkigen Eisengabeln dreizinkige silberne gegen den Befehl anschaffen ließ, ward er geschlagen. Der König überließ ihm bis zum Jahre 1729 nur 600 Thaler jährlich und darüber mußte bis auf den Pfennig genauste Rechnung abgelegt werden. Er machte nun Schulden. Als der Vater hinter die Ausschweifungen des Sohns kam, namentlich hinter sein leichtsinniges Schuldenmachen, mißhandelte er ihn wiederholt mit dem Stocke. Dazu verspottete er ihn mit den Worten, die er immer und immer hören mußte: „Du bist ein Prinz ohne Ehre, wäre mir so begegnet worden, ich wäre längst zum Teufel gelaufen." Friedrich sollte zu Gunsten seines Bruders August Wilhelm, der folgsamer und williger und deshalb des Vaters Lieblingssohn war, der Krone entsagen. Friedrich antwortete: „er werde es thun, wenn sein Vater erkläre, daß er nicht sein ehelicher und leiblicher Sohn sei." Durch diese

Antwort wurde der harte Vater, der eheliche Treue als strenge religiöse Pflicht ansah, von Erneuerung seines Antrags abgehalten. Friedrich schrieb seiner Mutter, er könne die grausame Behandlung des Stockprügelns nicht länger aushalten. Er bat den Vater, ihn auf Reisen gehen zu lassen. Es ward abgeschlagen. Die Lage ward ihm unerträglich, wiewohl Friedrich später mit größter Anerkennung einmal es gegen den englischen Gesandten Mitchel heraushob, daß er es für ein großes Glück halte, nicht als Prinz, sondern als Privatperson erzogen worden zu sein — auch sei die große Harmonie, die in seiner Familie herrsche, indirect eine Folge des harten Regiments des Vaters gewesen.

Friedrich ging nun damit um, seiner verzweifelten Lage durch eine Flucht sich zu entziehen „coûte, que coûte“, wie er später gegen den englischen Gesandten Mitchel sich äußerte. Im Junius 1730 begleitete er seinen Vater zu dem prachtvollen Lustlager August's des Starken bei Mühlberg. Schon hier suchte er, weil er wiederum mit Schlägen tractirt worden war, durch den sächsischen Cabinetsminister Grafen Hoym Päße und Pferde zur Flucht zu bekommen, Hoym schlug sie aber ab. Er kehrte hierauf mit seinem Vater nach Potsdam zurück. Kurz darauf ereignete sich die famose Scene des Königs mit dem englischen Gesandten, Ritter Hotham.

Es war damals eine Doppelheirath mit England im Projecte: Friedrich sollte sich mit der Prinzessin Emilie, der Tochter Georg's II., Königs von Eng-

land, vermählen und der Prinz von Wales, Georg's Sohn, mit der Prinzessin Friederike, der ältesten Schwester Friedrich's, der nachmaligen Markgräfin von Baireuth. Die Königin Mutter Sophie Dorothea, Georg's II. Schwester, betrieb eifrig diese Heirath. Hotham war schon am 4. April 1730 in Berlin eingetroffen und hatte die Bereitwilligkeit seines Herrn erklärt, in die Doppelheirath zu willigen. Der preußische Kronprinz sollte Statthalter in Hannover werden und mit seiner Gemahlin eine Zeit lang in England leben. Dagegen aber sollte der König den Minister Grumbkow, als einen Verräther im Dienst und Solde Oestreichs, entfernen — Hotham erbot sich, dies aus aufgefangenen Briefen Grumbkow's an den preußischen Residenten Reichenbach in London zu erweisen.

Grumbkow hatte Hotham's Insinuationen an den König durch Seckendorf, dem dieser fast nichts verschwieg, wieder erfahren und beide boten nun alles auf, um die englische Heirath zu hintertreiben. Seckendorf stellte dem Könige vor, England suche den treuen Minister zu entfernen, um mehr Einfluß am preußischen Hofe zu erhalten, die aufgefangenen Briefe würden, wie die des Betrügers Clement, untergeschobene sein, der Kronprinz als Statthalter von Hannover ganz unabhängig von seinem Vater werden. — Der König schwankte und war ungemein verstimmt.

In dieser Verfassung traf ihn Hotham in der Audienz am 14. Julius 1730. Hotham legte die Briefe Grumbkow's vor und sprach die Zuversicht

aus, der König werde den Verräther sofort entlassen. Aber Friedrich Wilhelm gerieth in solchen Zorn, daß er lebhaft ausrief: „Nun haben wir genug." Er warf dem Gesandten Großbritanniens die Briefe ins Gesicht und hob sogar den Fuß auf, als wollte er ihn mit einem Tritte bedienen. Er that dies jedoch nicht, sondern entfernte sich aus dem Zimmer, die Thür gewaltsam hinter sich zuwerfend. Hotham machte sofort dem diplomatischen Corps in Berlin Anzeige, daß er Berlin verlassen werde. Der König erkannte sehr bald seine große Uebereilung, ließ sich durch den holländischen und dänischen Gesandten bei Hotham entschuldigen, daß er ihn nicht habe beleidigen wollen, der Cabinetsminister von Bork mußte diese Entschuldigung förmlich wiederholen. Dem ohnerachtet bestand der Ritter Hotham auf seine Entlassung und erhielt sie bald darauf. Die Friedrich zugedachte englische Prinzessin Emilie hat sich später nicht vermählt, sie starb 1787, ein Jahr nach Friedrich dem Großen und soll, wie man erzählt, stets dessen Bildniß in einem Medaillon auf ihrem Herzen getragen haben. Ein Briefwechsel zwischen beiden bis zu Friedrich's Heirath bestand, wie glaubwürdige Personen versichert haben. General Grumbkow schreibt 29. Oct. 1732 an Seckendorf, daß Graf Degenfeld, der preußische Gesandte, in London ihn selbst gesehen habe. Sogar ein Heiraths-versprechen besaß die Prinzessin von Friedrich, wie die neuerlich herausgekommenen Memoiren des englischen Gesandten Mitchel bestätigen: Friedrich selbst sagte Mitchel, daß er seiner Mutter und seiner

Schwester, der Markgräfin von Baireuth, das ausdrückliche Gelöbniß gegeben habe, niemand anders zu heirathen, als die englische Prinzessin.

Am 15. Juli 1730, dem Tage nach der Scene mit Hotham, verließ der König Potsdam, um eine Rheinreise zu machen. Der Kronprinz begleitete ihn. Der Weg ging über Leipzig, Meuselwitz bei Altenburg, das Gut Seckendorf's, wo dieser sich anschloß, Anspach, Augsburg, Ludwigsburg bei Stuttgart, Mannheim, Darmstadt und Frankfurt. In Friedrich's Wagen fuhren Rochow, sein Gesellschaftscavalier, und die beiden Vertrauten des Königs Buddenbrock und Waldow. Sie hatten gemessenen Befehl vom König, den Prinzen keinen Augenblick aus den Augen zu lassen. Nichts desto weniger versuchte Friedrich schon in Anspach bei seinem Schwager und dann noch einmal in einem Dorfe bei Heilbronn, Steinfurth, die Flucht. Beide Versuche verunglückten, in Anspach dadurch, daß der Markgraf ihm ein erbetnes Pferd abschlug und in Steinfurth durch die Wachsamkeit seiner Begleiter. In Frankfurt fiel ein Brief Friedrich's an Katt in seines Vaters Hände. Friedrich hatte ihn in Anspach aufgegeben. Er lautete so: „In zwei Tagen bin ich frei, ich habe Geld, Kleider, Pferde, meine Flucht wird unfehlbar gelingen und sollte ich verfolgt werden, so will ich in einem Kloster mir eine Freistatt suchen, wo man unter Skapulier und Kutte den argen Ketzer nicht herausfinden soll. Du wirst mir sogleich nachfolgen mit dem, was ich dir anvertraut habe und wenn wir uns auch erst jenseits des Meers wiederfänden:

nimm deinen Weg über Leipzig und Wesel nach Holland, dort wirst du von mir hören.“ Die Aufschrift hatte Friedrich so gestellt: „An den Lieutenant von Katt. Ueber Nürnberg.“ In der Eile hatte er „in Berlin“ beizufügen vergessen. Der Brief ward vom Nürnberger Postmeister an den preußischen Werbeoffizier Katte in Erlangen geschickt. Dieser sandte ihn mit einer Estaffette sofort an den König. Friedrich Wilhelm war auch schon sonst von dem Fluchtplane seines Sohnes unterrichtet: der unvorsichtige, indiscrete Katt, der überall in Berlin mit der Freundschaft des Kronprinzen prahlte, hatte leichtsinniger Weise geschwatzt.

Die Reise ging von Frankfurt nach Wesel weiter auf einer Rheinjacht. Hier war es, wo Friedrich Wilhelm am 8. August 1730 seinen Sohn bei der Brust und bei den Haaren packte und ihn in seinem Zorne erwürgen wollte. Der General Waldow fiel dem König in die Arme. Dieser war aber in solcher Wuth, daß er mit dem Rohrknopfe seinem Sohne das Gesicht blutig stieß, der mit verbissenem Schmerze in die Worte ausbrach: „Jamais visage de Brandebourg n'a souffert un affront pareil!“ Es ward ihm der Degen abgenommen und eine besondere Jacht brachte ihn nach Wesel. Auf dem Wege dahin, in Meurs, mißlang noch ein dritter Fluchtversuch: Friedrich hatte von unbekannter Hand Bauernkleider und eine Strickleiter erhalten. Aber auch hier gelang seine Rettung nicht, die Schildwache rief ihn an.

In Wesel, 12. August, erneuerten sich die Mißhandlungen. Der König fragte den Prinzen, warum er habe desertiren wollen? Dieser erwiederte entschlossen: „Weil Sie mich nicht wie Ihren Sohn sondern wie einen niederträchtigen Sclaven behandelt haben.“ „Ihr seid also nichts, als ein feiger Deserteur ohne Ehre?“ sagte der König. „Ich habe so viel Ehre als Sie,“ erwiederte Friedrich, „und nur das gethan, was Sie mir hundertmal gesagt haben, Sie würden es an meiner Stelle thun.“ Der Vater zog den Degen und wollte in der Hitze den Sohn erstechen. Der Muth des Commandanten von Wesel, General Conrad Heinrich von der Mosel (ein Sachse, gestorben 1733), rettete Friedrich, er warf sich zwischen Vater und Sohn, indem er dem König zurief: „Sire, durchbohren Sie mich, aber schonen Sie Ihres Sohnes!“

Am 31. August ward Friedrich aus der preußischen Armee gestoßen, am 4. September ward er auf das Schloß von Cüstrin gebracht. Er saß hier beinahe ein Vierteljahr lang in einem schlechten blauen Rocke im Gefängniß. Friedrich Wilhelm ließ zu Cöpnik am 25. October ein förmliches Kriegsgericht von achtzehn Militair- und Civilpersonen unter Vorsitz des alten Generallieutenants Baron Achaz von der Schulenburg (gestorben 1731, Vater des Grafen Adolf Friedrich) über seinen Sohn niedersetzen. In diesem Gericht gingen in dem am 1. November abgefaßten Urtheil alle Stimmen, auch die einflußreichsten, wie die des Obersten Derschau, auf den Tod, nur die

Generalmajore Graf Dönhoff und Schwerin erkannten auf eine mildere Strafe. Es war nahe daran, daß das Schicksal des spanischen Prinzen Don Carlos und das des Sohnes Peters des Großen sich an Friedrich wiederholte. Daß der König dem desertirten Oberstlieutenant Fritz an den Kopf wollte, um seinem ihm lieberen zweiten Sohne August Wilhelm die Krone zuwenden zu können, ist gewiß und wird selbst von preußischen Schriftstellern nicht in Abrede gestellt. Bis jetzt aber ist noch nicht hinlänglich aufgeklärt, was den König zu dieser ausnehmend grausamen Strenge bewegte. Die bloße Desertion mit der Capitalstrafe zu strafen, kann Friedrich Wilhelm, der zwar ungemein heftig und aufbrausend war, bei kälterem Blute aber recht wohl sich gar verständig und klug zu fassen wußte, unmöglich in den Sinn gekommen sein. Gewöhnlich nimmt man an, daß das Ziel der Flucht England, via Holland, habe sein sollen, die Flucht Friedrich's nach England aber allein, zum Bruder seiner Mutter, erklärt keineswegs die grausame Strenge der Capitalstrafe, die vom Vater verhängt werden sollte. Auch konnte von Holland aus, wohin er Katt beschied, der Weg nach Wien wohl gefunden werden.

Bekanntlich hat der Ritter Zimmermann in seinen Fragmenten als das wahrscheinliche Ziel der Flucht Wien angegeben. „Friedrich hat“, sagt er, nach Wien gehen und dort katholisch werden wollen, um sich mit Maria Theresia zu vermählen.“ Als seinen Gewährsmann giebt er den Baron von der Horst an, den vieljährigen Staatsminister, Gesellschafter und Correspondenten Friedrich's

des Großen, auf dessen Gute zu Halden in Westphalen Zimmermann im Junius und December 1788 einen zweimaligen Aufenthalt gemacht hatte. Dieser Aufenthalt, schreibt Zimmermann, habe ihm Nachrichten und Aufschlüsse zu Friedrich's Geschichte verschafft, die er nirgends in der Welt gefunden hätte. „Von unzähligen Briefen Friedrich's an den Minister von der Horst habe ich nicht etwa nur gehört, ich habe selbst diese unzählbaren Briefe gesehen, habe viele derselben von mancherlei Art in meinen Händen gehabt und gelesen. Friedrich's letzter Brief an den Herrn von der Horst war vom 10. August 1786, also ungefähr vom letzten Posttage vor dem Tode des Königs.“ — „Aus dem Munde zweier Männer, die Friedrich's Gesellschafter und Freunde waren, des Grafen von Münchow, nachmaligen Ministers in Schlesien und des Generals von Borck, erinnerte sich der Minister von der Horst noch jetzt ganz deutlich gehört zu haben, daß Friedrich nach Wien gehen und dort katholisch werden wollte, um sich mit Maria Theresia zu vermählen. Und dieß setzte Friedrich Wilhelm in die entsetzlichste Wuth, die auf eine Weile nichts in der Welt schien versöhnen zu können, als das Blut seines Sohnes. Friedrich Wilhelm hielt nach dem Buchstaben des Heidelberger Catechismus die Messe für eine verdammte Abgötterei, hielt fürchterlich steif an der Orthodoxie seiner Väter und hätte geglaubt, sein ganzes Volk, jede protestantische Seele in der ganzen preußischen Monarchie fahre gerade und spornstreichs mit seinem Sohne, wenn dieser in Wien die katholische Religion

angenommen hätte, hinab in die Hauptwache der Hölle. Diese preußische allgemeine Höllenfahrt ward durch die gemachte Entdeckung vermieden." — „Das Sonderbarste", setzt Zimmermann noch hinzu, „wäre, wenn die von Seckendorf an den Wiener Hof abgelieferten Papiere in's Helle brächten, was damals, höchst vermuthlich, die Höfe von Wien und Berlin unter sich beschlossen **völlig zu verschweigen.**"

Die Papiere Seckendorf's, von denen Förster, aus dem, was sich im Meuselwitzer Archiv vorfand, zu seiner Geschichte Friedrich Wilhelm's I. bei weitem nicht alles hat benutzen können, haben zwar die Aufklärung, von der Zimmermann spricht, noch nicht verschafft, aber eine andre sehr kundige Stimme aus Oestreich hat noch etwas mehr Licht über die interessante Angelegenheit gegeben. Diese Stimme ist die des fünfundzwanzigjährigen Wiener Archivdirectors Baron von Hormayr. Nach dessen Zeugniß war es ein Hauptplan des Prinzen Eugen gewesen, die Tochter seines Kaisers, Maria Theresia, mit dem nur fünf Jahre älteren Kronprinzen von Preußen, Friedrich dem Großen zu vermählen. Dieses Heirathsproject scheiterte aber an den Familienzwistigkeiten, die von Berlin her laut wurden und am meisten durch die Gerüchte, die von den unheilbaren Rückwirkungen der jugendlichen Ausschweifungen Friedrich's auf seine Gesundheit und Mannskraft ausgesprengt wurden. „Der Religionsunterschied, sagt Hormayr, wurde in Wien nicht als ein unübersteigliches

Hinderniß angesehen, ja von einigen im Rathe des Kaisers sogar als eine Brücke betrachtet zur allmäligen Annäherung des katholischen und protestantischen Reichstheils und einer engeren Verbindung gegen Frankreich, mitunter auch gegen verschiedene unbequeme Pläne des englischen Cabinets.“ Maria Theresia selbst konnte freilich Friedrich nicht ausstehen, bei einem späteren Gespräch über Schlesiens Verlust durch Friedrich, rief sie aus: „Alles besser, als ihn heirathen!“

Die Gefangensetzung des preußischen Kronprinzen machte ein ungeheures Aufsehen in Europa, namentlich am kaiserlichen Hofe und in England. Hierher hatte sich der Page Keith geflüchtet, der wie Katt im Vertrauen war. Er war glücklich aus Wesel nach dem Haag entkommen, wo er sich in den Schutz des englischen Gesandten Lord Chesterfield begeben hatte: dieser hatte ihn nach London gefördert. Der preußische Gesandte in London, Graf Degenfeld, bat unterm 19. September 1730 „ihn von der wahren Beschaffenheit zu informiren, damit er die unbändigen Mäuler dadurch stopfen könnte.“ Er zeigte unterm 29. September an, „daß die Affaire den englischen Hof sowohl als sämmtliche gute Protestanten in der Nation über die Maaßen betrübet und zum höchsten attendriret.“ Der König ließ dem Gesandten unterm 14. October zu wissen thun: „er werde ihm mit Nächstem speciem facti überschicken, daraus ersehen werden könne, daß es

kein Tour de Jeunesse sei, den der Prinz vorgenommen, sondern daß es eine Sache sei, die er schon über Jahr und Tag vorgehabt und vorher wohl praemeditiret."

Die Fassung der Worte in der Auslassung des preußischen Gesandten in London ist allerdings von der Art, daß sie die von Zimmermann angedeutete Wahrscheinlichkeit bestätigt. Wenn Graf Degenfeld schreibt: "daß die Affaire den englischen Hof sowohl als sämmtliche gute Protestanten in der Nation über die Maaßen betrübet und zum höchsten attendriret", so kann man fast nicht anders glauben, als daß es sich um einen sehr wichtigen und sehr bedenklichen Schritt gehandelt habe, wodurch auf irgend eine Weise das Interesse des Protestantismus schwer gefährdet wurde, hätte diese Gefährdung auch nur in der von Hormayr bezeichneten "Brückenstellung zur allmäligen Annäherung des katholischen und protestantischen Reichstheils" bestanden. Eine solche Brückenstellung, mit der möglicher Weise der Wiener Hof die Unerfahrenheit des preußischen Kronprinzen angelockt haben konnte, war mit hinreichenden Gefahren umgeben, um bei der bekannten intriguanten Jesuitenpolitik des Hauses Habsburg alles für den Prinzen fürchten zu lassen, der sich ihr bei einem Aufenthalte in Wien rücksichtslos hingeben wollte.

Auch die zweite Vermuthung Zimmermann's, daß die Höfe von Wien und Berlin unter einander beschlossen hätten, die ganze Angelegenheit völlig zu verschweigen, hat in neuster Zeit eine Art Bestätigung

erhalten. Kurz vor der Märzrevolution hatte der Bibliothekar des Seckendorf'schen Archivs zu Meuselwitz Dr. Bernhardi eine im Auftrag des damaligen Besitzers von Meuselwitz, des altenburgischen Regierungspräsidenten von Seckendorf, aus den Papieren des Generals ausgearbeitete sehr umfängliche Geschichte zu Stande gebracht und es war im Werke, dieselbe in Leipzig ans Licht treten zu lassen. Das östreichische Cabinet, wahrscheinlich von dem Consul in Leipzig unterrichtet, verfehlte nicht, „im Interesse beider Höfe zu Wien und Berlin“ die nachdrücklichsten Vorstellungen dagegen auf amtlichem Wege zu thun, die so gut anschlugen, daß der Druck wirklich unterblieb; Bernhardi ward, wie verlautete, mit Geld abgefunden und lieferte seine Schätze aus.

Man wird bei diesen Secretirungen unwillkürlich an das erinnert, was Professor Ranke einmal in seiner historisch-politischen Zeitschrift Band 2 Heft 4 sagt: „In der That ist es eine unzulässige Zärtlichkeit für das Gedächtniß gestorbener Fürsten, wenn man Bedenken trägt, ihre Geschichte mit aller möglichen Wahrheit und Evidenz bekannt werden zu lassen. Gewiß, es werden dabei auch Mängel und Menschlichkeiten zum Vorschein kommen, aber sollte man das fürchten müssen? Ein in absichtliches Dunkel verhüllter Name kann dem Menschen weder Verehrung noch Liebe abgewinnen. Die lebendige, kräftige und wohlmeinende Individualität, selbst mit ihren Fehlern, fesselt seine Bewunderung und Anhänglichkeit. Man thut, fürchte ich, sehr unrecht, daß man die

innere Geschichte der großen Continentalmächte so wenig mit wahrem Ernste cultivirt."

Förster hat unter den in seiner Biographie Friedrich Wilhelm's I. aus dem Meuselwitzer Archive abgedruckten Urkunden im dritten Bande S. 11. und ff. Notizen aus Berichten des Grafen Seckendorf an den Prinzen Eugen vom 5. Sept. bis 16. Dec. 1730 — aus der Zeit des Processes Friedrich's — mitgetheilt, darin finden sich folgende Stellen, die deutlich zeigen, daß der Kaiserhof, als Kriegsrecht über Friedrich gehalten werden sollte, mit der Sprache herauszugehen genöthigt wurde, ausdrücklich wird dabei auch der Religionsveränderung gedacht, über die Seckendorf Erklärung zu geben gerathen fand:

„(Der 16. Sept. 1730). Der Kaiser schreibt mir, daß ich mich bei einer so häßlichen Begebenheit als die vorgehabte Flucht des Kronprinzen, gar wohl zu kaiserlicher allerhöchster Zufriedenheit betragen hätte.

(Den 23. Sept.) Ueber den Kronprinzen soll Kriegsgericht gehalten werden.

(Den 2. Oct.) Einsendung eines Entwurfs an den Prinzen Eugen, wie der Kaiser an den König wegen des Kronprinzen zu schreiben habe.

(Den 9. Oct.) Wegen des Kronprinzen: Das angerathene Handschreiben will zurückbehalten, bis gewiß weiß, daß der König den Kronprinzen pardonniren will.

(Den 22. Oct.) Wegen des Kronprinzen, insonderheit des Vaters Wille zur Religionsveränderung.

(Den 31. Oct.) Habe das kaiserliche Handschreiben übergeben und gute Hoffnung, es werde etwas nützen.

(Den 3. Nov.) Man muthet mir zu, nach Cüstrin zu gehen und dem Kronprinzen Pardon anzukündigen.

(Den 21. Nov.) Der König sagt öffentlich, daß der dem Kronprinzen gegebene Pardon der kaiserlichen Intercession zuzuschreiben."

Weiter hat Förster in demselben dritten Bande S. 21. ein „Projet de déclaration du Prince Royal" unterm Datum Cüstrin, 11. April 1731 mitgetheilt, signirt mit den Namen Wolden, Natzmer und Rothwedel, den drei Hauptpersonen des Friedrich von seinem Vater während seines Gefängniß-Aufenthalts in Cüstrin zugeordneten Hofstaats. Dieses Actenstück beweist, daß Friedrich der Große noch nach dem Fluchtversuch die Idee festhielt, mit einer Erzherzogin sich zu vermählen und es ist wenigstens auffällig, daß er in diesem Actenstück ausdrücklich und feierlichst verspricht, die Religion unter keiner Bedingung zu ändern. Das Actenstück lautet also:

„Son Altesse Royale ayant considerée que depuis ses Malheurs Elle avait inutilement tachée de regagner les bonnes grâces du Roi son père, par une soumission aveugle à ses ordres, quoiqu'Elle se soit vu réduite au niveau des particuliers d'une petite ville, tant par rapport à son

entretien, qu'à ses occupations, et croyant qu'il se pourrait, que malgré tout cela et malgré son serment on continuait à douter de la sincerité de ses intentions et supposer qu'Elle eut toujours des vues secrètes et désagréables au Roi, surtout par rapport à son mariage. Elle veut bien déclarer à Mr. le Lieutenant-Général de Grumbkow, que non seulement Elle n'en a point, et que si Elle avait eu, Elle y renonce de bon coeur, mais qu'Elle entrera même dans les vues du Roi, si, comme on a voulu dire, S. M. en avait du côté de la maison d'Autriche, pourvu qu'on ne demande point qu'Elle change de religion et qu'Elle proteste devant Dieu na vouloir jamais faire, pour aucune considération humaine, de quelque importance et nature elle puisse être."

In dem weitern Verlauf dieser Erklärung macht der für sein Alter von neunzehn Jahren mit seltener Klugheit umschauende Kronprinz darauf aufmerksam, daß das Heirathsproject allerdings gar keine unmögliche Sache sei. Ausgehend von der Meinung, daß das Wiener Cabinet sein Absehen nicht mehr auf den Herzog von Lothringen richte, bemerkt er, daß es weiter keinen „papistischen Prinzen" gebe, der die Aufmerksamkeit des Kaiserhofs verdiene, und dieser Hof könne daher, seiner Meinung nach keine bessere Wahl treffen, als in einem Hause, das in seinen eignen Staaten im Religionspunkte eine völlige Toleranz beobachte. Würde England, unzertrennbar von den Niederlanden, durch eine Heirath des Prinzen

von Wales mit der preußischen Kronprinzessin, noch mehr mit Preußen verbunden, als es dies schon sei, so würde die dem Kaiser so am Herzen liegende pragmatische Sanction eine so feste Stütze erhalten, daß man sich um den Widerspruch wenig zu bekümmern haben werde. Um übrigens durch eine Verbindung der östreichischen und preußischen Staaten das europäische Gleichgewicht nicht zu beunruhigen, macht Friedrich sich endlich anheischig, zu Gunsten seines Bruders auf die preußischen Länder Verzicht zu leisten, vorausgesetzt, daß ihm bis zum Ableben des Kaisers ein standesmäßiges Auskommen zugesichert werde.

Merkwürdig ist die Antwort des Prinzen Eugen auf die von Grumbkow ihm mitgetheilte Nachricht von diesem Projecte. Sie ist vom 12. Mai 1731 und an Seckendorf gerichtet:

...... Das von dem Kronprinzen geschickte Project ist wunderlich und hat Grumbkow gar wohl gethan, die darauf ertheilte Antwort auf solche Art eingerichtet zu haben, gestalten es sehr wahrscheinlich, daß der Kronprinz zu Fleiß mit einem solchen Project hervorgekommen, um aus der Antwort zu sehen, ob der König auf eine Heirath mit einer Erzherzogin seine Absicht habe. So sehr nun hieraus des Kronprinzen Falschheit und aus demjenigen, so er durch Hille an Grumbkow wieder antworten lassen, was maßen er sich bei einem solchen Antrag Gewalt anthun müssen, seine, dem Erzhaus annoch wenig zutragende Lieb anzunehmen (erhellet), so sehr erhellet doch aus diesem neuen

Project, was vor weit aussehende Ideen dieser junge Herr habe und wiewohl selbige annoch flüchtig und nicht genug überlegt sein, so muß es ihm doch an Lebhaftigkeit und Vernunft gar nicht fehlen, mithin er so gefährlicher seinen Nachbarn mit der Zeit werden dürfte, wo er von seinen dermaligen Principien nicht abgebracht wird, so außer der Bevern'schen Heirath schwer oder gar nicht zu hoffen" u. s. w.

Man ersieht aus diesem Briefe Eugen's, daß schon damals das Heirathsproject mit Maria Theresia in Wien aufgegeben und dagegen das mit der Nichte des Kaisers, der Prinzessin von Braunschweig-Bevern als Auskunfsmittel angenommen war. Unter den mehreren Ursachen dieser Wandlung, deren Hormayr Erwähnung thut, hat er vielleicht die Hauptursache unerwähnt gelassen: die, daß Prinz Eugen eingesehen haben mochte, daß Prinz Friedrich ein zu kluger Kopf sei, als daß auf den Bestand einer Conversion, wie er sie vielleicht früher zugesichert haben mochte, nur mit einiger Wahrscheinlichkeit gebaut werden könne.

Nimmermehr, das ist mit Bestimmtheit anzunehmen, wäre Friedrich, hätte auch das Project sich realisirt, katholisch gesinnt geblieben, wahrscheinlicher hätte er Oestreich im Gegentheil wieder zum Protestantismus zurückgebracht. Der Jüngling mag übrigens aus Nothdrang einen großen Fehler mit dem ernstlich gewiß nicht gemeinten Conversionsversprechen gemacht haben, tausendmal hat der Mann diesen Fehler wieder gut

gemacht: Friedrich allein ist es zu danken, daß der letzte Conversionsplan scheiterte, den Oestreich mit Deutschland vorhatte. Ich komme auf diesen höchst wichtigen Punkt unten zurück und nehme jetzt die Geschichte des Processes gegen Friedrich wieder auf.

Die Untersuchung war unterdeß ihren Gang fortgegangen. Friedrich's Gefängniß war sehr hart. Zwei große Vorlegeschlösser lagen vor seinem Zimmer, das alle Tage dreimal von zwei Offizieren visitirt werden mußte, die „bei größester Ungnade“ nicht mit dem Gefangenen sprechen durften. Sein Essen „aus der Garküche Mittags vor sechs Groschen und des Abends vor vier Groschen“ mußte ihm vorher entzwei geschnitten werden, Messer und Gabel waren verboten, ebenso Dinte und Feder, Bücher und Flöte. Niemand sollte sich länger als vier Minuten bei ihm aufhalten. Statt der in der Rechnung auf den Monat September, die zweiunddreißig Thaler betrug, aufgeführten Wachslichter mußten Talglichter auf königlichen Befehl substituirt werden. Um acht Uhr Abends hatte der wachthabende Offizier Befehl, die Lichter auszulöschen. Er erinnerte den Prinzen zu Bette zu gehen und als dieser, ohne darauf zu merken, fortlas, löschte er die Lichter aus. Friedrich gab ihm eine Ohrfeige. Der Offizier erschoß sich am andern Morgen. *) Friedrich hatte wohl in allem Betracht Recht, als er später dem

*) Anecd. und Characterzüge. Berlin 1788. Sammlung 12. S. 97.

englischen Gesandten Mitchel gestand, daß er in seiner Jugend étourdi gewesen sei. Fouqué kam den andern Abend mit zwei großen Wachsstöcken, löschte die Lichter aus, zündete aber die Wachsstöcke an. Bei den Verhören benahm Friedrich sich gefaßt, stellte sich sogar, wie Seckendorf schreibt, „lustig und fröhlich an und fragte auch immer, ob die Commissarien nichts mehr wissen wollten?" Grumbkow, der sich überzeugt hatte, daß die Königin und die Prinzessin Friederike die wichtigsten Papiere weggebracht hätten, drängte den Prinzen zu Aussagen über einige Punkte. Friedrich antwortete ihm mit stolzer Verachtung. Grumbkow drohte nun mit der Folter. Darauf sagte der Prinz: „Ein Henker, wie er, könne nur mit Vergnügen von seinem Handwerke reden, er habe Alles gestanden, bereue es jedoch, weil er nicht nöthig habe sich zu erniedrigen und einem Schurken wie Grumbkow zu antworten." Es ergab sich durch die Untersuchung, daß Friedrich zur Flucht 15,000 Thaler aufgeborgt habe. Auch ein Liebesverständniß mit der Potsdamer Cantorstochter, der schönen Doris Ritter, ward dem Prinzen zur Last gelegt, weil er mit ihr Musik gemacht und sie Geschenke von ihm angenommen habe. Der König befahl, sie ewig nach Spandau in's Spinnhaus abzuführen. Der Vater verlor sein Amt. Vorher ward das sechzehnjährige Mädchen am 7. September vor dem Rathhause, vor ihres Vaters Hause und dann an allen Stadtecken ausgepeitscht. Erst nach drei Jahren kam sie aus dem Spinnhause los und heirathete den

Berliner Fiakerpachter Schomer. Rochow, Friedrich's Wagenbegleiter auf der Rheinreise und Baron Kayserling mußten zu ihren Regimentern abgehen. Duhan, des Prinzen Lehrer, ward wegen seiner atheistischen Grundsätze nach Wesel verbannt.

Das schrecklichste Schicksal hatte der unglückliche Katt. Er war in Berlin arretirt worden: er hatte mit der Flucht gezögert, wie Friedrich später einmal an den englischen Gesandten Mitchel als Muthmaßung mittheilte, weil er ein Mädchen hatte, das ihn hielt. Das Kriegsgericht hatte Katt nur zu Ausstoßung aus der Armee und lebenslänglicher Festung verurtheilt. Der König verschärfte das Urtheil auf die Todesstrafe. Am 6. Nov. früh sieben Uhr wurde der zweiundzwanzigjährige Mann vor dem Schlosse von Cüstrin vorbei, wo Friedrich gefangen saß, zum Schaffot auf den Wall geführt. Friedrich öffnete das Fenster und rief mit lauter Stimme: „Pardonnez moi, mon chèr Katt!“ Katt erwiederte: „La mort est douce pour un si aimable prince!“ Damit ging er muthig zum Richtplatz, wo sein Kopf fiel. Friedrich fiel in Ohnmacht und blieb dann unbeweglich bis zum Abend am Fenster stehen, den Blick unverwandt auf die Richtstätte geheftet.

Keith, der mit Chesterfield's Hülfe sich nach England gerettet, ward sofort von dem König reclamirt, der englische Hof schickte ihn mit einer Pension nach Irland und von da, um den König nicht zu sehr zu erbittern, nach Portugal, wo er Militairdienste nahm. 1741, nach der Thronbesteigung Friedrich's, kehrte er

zurück, bekam den Titel als Oberstlieutenant und wurde Stallmeister und mit Graf Gotter und Redern Curator der Akademie. Ein dritter Vertrauter, der Lieutenant von Spaen bei der großen Garde in Potsdam, kam mit Cassation und einem Jahre Festungsarrest in Spandau durch, ging nachher in holländische Dienste und ward General. Nach dem siebenjährigen Kriege wohnte Friedrich 1763 auf einer Reise nach Cleve bei ihm, war sehr gnädig und zutraulich, erinnerte ihn an ihre Jugendgeschichten, erwähnte aber nie des Jahres 1730, weshalb General Spaen zu sagen pflegte: „Der König habe ein vortreffliches Gedächtniß bis 1730.“

Friedrich hatte von Katt noch ein in den beweglichsten Worten abgefaßtes Bekenntniß der Reue über seine Lebensgrundsätze erhalten. Er ward dadurch tief erschüttert. Er gab nun die Erklärung, daß er sein Unrecht einsehe, an den Feldprediger Müller vom Regiment Gensd'armen ab, den der König an Katt geschickt hatte, um ihn auf seinem Todeswege zu begleiten, und dem zugleich der Auftrag gegeben worden war, den Kronprinzen zur bußfertigen Unterwerfung zu bringen. Am 10. November kündigte ihm darauf Müller die königliche Begnadigung an. Gegen das vom Kriegsgericht unterm 1. November gefaßte Todesurtheil des Prinzen hatten der Fürst von Dessau, Buddenbrock, des Königs täglicher Gesellschafter und der alte fromme Feldmarschall Natzmer energisch sich verwendet. Auf Seckendorf's

Vorschlag, den er dem König unterm 31. October 1731 schriftlich ertheilt hatte, legte nun eine königliche Commission, aus sieben Generalen und Obersten und dem Geheimen Rath Thulemeyer zusammengesetzt, Friedrich einen Eid vor, kraft dessen er bei Verlust der Krone und Kur versprechen mußte, künftig „blindlings den väterlichen Willen und Ordres zu befolgen." Er leistete den Eid am 19. November früh neun Uhr. Darauf ward er auf freien Fuß gestellt, durfte aber ohne Erlaubniß des Gouverneurs von Cüstrin die Festung nicht verlassen. Er erhielt ein besonders eingerichtetes Haus in der Stadt und für seinen kleinen Hof jährlich 2700 Thaler für die Menage, den Stall, die Wohnung, Holz, Licht, Wäsche und Kostgeld für acht Domestiquen. Dieses Budjet ward 1732 auf 6000 Thaler erhöht. Zum Hofmarschall bestellte der König einen pommerschen Edelmann, den Geheimen Rath von Wolden, und zu den zwei Gesellschafts-Cavalieren den Sohn des Feldmarschalls von Natzmer und von Rohwedel.

---

2. Friedrich's Leben in Cüstrin und Ruppin und seine Heirath. Die Correspondenz mit Grumbkow.

Seckendorf hatte gerathen: „weil der Kronprinz beständig von Organisationen spreche" ihn in der Cüstrin'schen Kriegs- und Domainenkammer arbeiten

zu lassen, damit er die Wirthschaft praktisch erlerne. Er trat nun in diese Kammer als jüngster Kriegs- und Domainenrath ein. Der Chef dieses Collegiums, der Kammerpräsident von Münchow, war angewiesen, ihn wie ein gewöhnliches Mitglied anzusehen und zu beschäftigen. Das geschah, aber man übersah es, wenn der Prinz in den Sessionen seine kleinen französischen Bücher las oder seine Herren Collegen mit Attributen abconterfeite, den einen mit Hörnern, den andern reitend auf einem Weinfaß, den dritten mit Karten u. s. w. Präsident Münchow nebst seiner Familie nahm sich liebevoll Friedrich's an. Er hatte bereits sein Gefängniß erleichtert, indem er, da er über Friedrich im Schlosse wohnte, durch die Decke von dessen Zimmer ein Loch machen und ihm leibliche und geistige Nahrung hatte zukommen lassen. Münchow suchte ihm durch Feste und Bälle in seinem Hause Erholung zu verschaffen. Ein scherzhaftes Document aus jener Zeit, vom 18. December 1730, ist noch erhalten, worin Friedrich der Tochter des Kammerpräsidenten, der verwittweten Landräthin von Manteuffel sein Bedauern zu erkennen giebt, daß sie Cüstrin verlassen wolle: „Friedrich, Königl. Hoheit. Unserm gnädigsten Kronprinzen und Herrn wird so eben unterthänigst vorgetragen, daß die Frau Landräthin von Manteuffel wider ihr Versprechen, sich dennoch unterstehen wolle, ihren Stab fortzusetzen und von hier nach Pommern zu gehen. Wie nun höchstgedachte S. K. H. an solchem strafbaren Unternehmen nicht anders als Mißfallen bezeigen können, da Sie der

Frau Landräthin Gegenwart höchst ungern entbehren wollten; So protestiren Sie wider die intendirte Desertion nicht allein hierdurch auf's Feierlichste, sondern werden auch bei dem Gouvernement Alles wider solche vorzunehmende Echapade dienliche anzuwenden nicht ermangeln. Welches Sie der Frau Landräthin nicht verhalten wollen, der Sie übrigens, wofern Sie sich eines bessern besinnt, mit Gnaden gewogen bleiben." In des Präsidenten von Münchow Hause sah Friedrich gern und oft die schöne Tochter seines Unter-Chefs und vom Vater ihm für's Finanzfach besonders bestimmten Lehrers, des Kammerdirectors Hille, den er übrigens als Bürgerlichen nicht gern auf seinem Directorial-Posten sah: er sprach sogar sein Mißfallen aus, daß adelige Räthe unter ihm dienen müßten. So verging der Winter: er brachte eine vollständige Revolution in des Prinzen Charakter hervor.

Von der schrecklichen Execution Katt's an ward Friedrich ein anderer Mensch. Von Natur weich, ward er nun mit einem Male fest und hart. „Pour l'extérieur, schrieb der Kammerdirector Hille am 5. Juni 1731 an Grumbkow, V. Exc. le trouverait fort changé; il a la démarche ferme et aisée et je ne lui trouve plus cet air de Marquis, qu'il avait cydevant." Ueber das Cüstriner Leben, das sehr einförmig und trist ward, schüttete der Hofmarschall Wolden in einem Briefe vom 23. April 1731 sein Herz an Grumbkow aus: „Il serait bien nécessaire, que Sa Maj. donnât un peu plus

d'occupation au Prince Royal. La chambre ne luy en fournit pas assez, ayant appris tout ce qu'on peut apprendre dans l'économie par la Theorie, et je défie même Mr. le Président, qu'il sache faire un meilleur Anschlag, que notre illustre auscultateur."

„Pour nous autres du Couvent nous crèverons, si ce train de vie continue encore quelque temps. L'esprit est toujour agité et inquiet wegen der großen Verantwortung, et le corps en souffre également. Il est quelque temps, que nous avons consulté Mr. Stahl (den großen Arzt in Halle) sur l'état de notre santé, qui pour toute consolation nous a envoyé de Helleborum nigrum, remède qu'on donne ordinairement aux gens à qui la tête tourne, ce qui est de très mauvais augure pour nous, si Mr. Stahl a agi par une espèce de pressentiment; néanmoins nous nous remettons entièrement à la Providence, espérant qu'elle soutiendra notre bonne cause, que nous jugeons telle, par rapport à l'obéissance aveugle, avec laquelle nous nous soumettons aux ordres de Sa Maj."

Im October 1731 sah der 1741 bei Mollwitz gefallene General Graf Adolf Friedrich Schulenburg den Kronprinzen zu Landsberg an der Warthe, Friedrich speiste bei ihm. Schulenburg schrieb über dieses Diner an Grumbkow: „Nous nous mîmes à une heure à table et y restâmes jusqu'a quatre. Jl ne parla que de choses très indifférentes etc.

Il ne mange pas bèaucoup, mais je remarque qu'il aime les petits plats et les haut-goûts; il ne se soucie pas depois son, et quoique j'avais de fort bonnes truites, il n'en mangea pas; il ne mange point de Soupe au bouillon, il ne parait pas qu'il aime le vin, il goûte de tous les vins, mais pour l'ordinaire il aime celui de Bourgogne avec de l'eau. Je lui présentai les officiers, qui se trouvent ici de mon régiment; il les reçut en Roi. Il est certain qu'il sent, ce qu'il est, et que si jamais il le devient il s'en prévaudra. Je vois qu'il n'aime pas les conseils et il ne se plait qu'avec des gens inférieurs à son esprit; il cherche d'abord à trouver le ridicule de chacun, et il aime la raillerie."

Nur in einem Punkte veränderte Friedrich sich nicht, in den Debauchen. Nach einem von Förster mitgetheilten Briefe des Generals, Grafen Schulenburg an Grumbkow vom 4. October 1731 erklärte er sich auf die Vorstellungen des Grafen „de craindre Dieu, de devenir chrétien et le maître de ses passions, mit leichtestem Blute: „qu'il était jeune et qu'il n'était pas le maître de cela, que Dieu était bon et que c'étaient des pecadilles, que pour le Roy, il ne se mettait guère en peine de luy, ou ses états, qu'il se moquerait s'il gagnerait la vérole et que tant d'honnêtes gents l'avaient eue et qu'on pouvait s'en faire guérir et que le Roy même avoit aimé le sexe pendant sa jeunesse." „Sein größter

Confident," schreibt Seckendorf an den Prinzen Eugen aus Berlin, 29. März 1732, „ist der Ratzmer, welcher sich zu allen verbotenen Handlungen und vornehmlich Liebesgeschäften gebrauchen läßt. Dieses ist die stärkste Passion, so man allerdings bei dem Kronprinzen noch zur Zeit remarquiret, deswegen viele Unordnung zu befürchten, wenn es zur Wissenschaft des Königs kommen sollte. Man hält aber dafür, daß die Kräfte des Körpers die Neigung des bösen Willens nicht genug secundiren, folglich der Kronprinz in seinen Galanterien mehr einen eitlen Ruhm sucht, als eine sündliche Neigung. In der geheimen Relation finden Sie, wie ich mich gegen den Prinzen wegen der Geldhülfe betrage. Daß er aller Orten schuldig, ist sicher, daher im Geheimen zu Abtragung seiner Schulden mich erboten, allein da er den flüchtigen Ratzmer mit in das Geheimniß ziehen und das baare Geld in Händen haben will, so wäre allzugefährlich, solches zu wagen, weil die um den Kronprinz seienden Domestiken seinen Vorrath von Geld würden gemerkt und dem Könige davon Nachricht gegeben haben, maaßen seine Kammerdiener, Lakaien und Pagen bei Verlust Leib, Leben, Ehre und Reputation angewiesen sind, dem Könige von dem, was sie von dem Kronprinzen sehen und erfahren, Rapport abzustatten. Dabei ist zu fürchten, er verschenket das, was man ihm giebt, an die Maitressen."

Friedrich war der Aufenthalt in Cüstrin äußerst zuwider. Er verzweifelte fast bald in „dieser Galeere." Sein Vater hatte ihm unterm 3. Mai 1731 zum

erstenmale wieder aus Potsdam geschrieben: „Die verfluchten Leute, die Euch inspiriret haben, durch die weltlichen Bücher klug und weise zu werden 2c. haben Euch die Probe gemacht, daß alle Eure Klugheit und Weisheit ist zu nichts und zu Quark geworden, wenn Ihr Euch bekehrt oder wenn Ihr Euch gleich nicht bekehrt, nur wenn Ihr zu Eurem völligen Alter kommet, Ihr möget es wollen oder nicht wollen, wird Euer Gewissen Euch immer überzeugen, daß alle Meine Vermahnungen, die Ich Euch von der kleinsten Kindheit bis zuletzt gethan habe, Euch an der Seele vor der Coquetten Welt, vor Meine Armee, Länder und Leute heilsam gewesen sind; da Ihr aber in allen Occasionen schnur gerade dawider gehandelt, könnet Ihr die bösen Leute, die wider Euer eigenes Bestes geredet und Euch Meine Verfassung sowohl als Meine Person odieux gemachet, jetzt am Besten erkennen, ob dieselben redlich mit Euch umgegangen, oder nicht, denn Ihr sollet persuadiret sein, auf alle chapitres, was passiret, daß Ich mehr weiß, als was Ihr habet bei der Commission ausgesaget, also sollet Ihr hier wieder eine Probe haben, daß alle Falschheit in der Welt nichts hilft, und nichts so klar gesponnen, es kommt alles wieder an die Sonnen; also hättet Ihr besser gethan, wenn Ihr hübsch die Wahrheit ausgesagt, wie alles gewesen; dadurch hätte ich noch gesehen ein aufrichtiges Herz. Gott gebe aber, daß Euer falsches Herz durch Euren Arrest möge vollkommen gebessert werden und daß Ihr Gott möget vor Augen haben, alle die verdammte, gottlose,

praedestinatische Sentiments aus Eurem bösen Herzen mit Christi Blute abwaschen.“ Der Prinz war von diesem Briefe, wie der Geheime Rath von Wolden, der Hofmarschall, an Grumbkow 5. Mai 1731 schreibt, aufs Innigste gerührt, Wolden sah ihn als „das letzte Zeugniß des gerechten Zorns S. Maj.“ an. Unterm 25. Mai erhielt Wolden ein Schreiben des Königs, darin er ihn anwies, „seinem Sohne zu sagen, daß er bedenken solle, was er gethan habe und an Gott denken. Er sollte sich gewöhnen, ein stilles Leben zu führen, denn, schreibt der König, wenn ich das gethan hätte, was er gethan hat, würde ich mich zu Tod schämen und mich vor Niemand sehen lassen. Er soll nur meinen Willen thun, das französische und englische Wesen aus dem Kopfe schlagen und nichts als Preußisch, seinem Herrn Vater getreu sein und ein deutsches Herz haben, alle Petitmaitres, französische, politische und verdammte Falschheit aus dem Herzen lassen 2c. Er sollte auch wissen, daß seine ältere Schwester sich verheirathen würde 2c. und wofern ich es à propos finde, sollte er auch heirathen und zwar eine Prinzessin, die nicht aus dem englischen Haus, doch sollte er von etlichen alsdann die Wahl haben, welches Ihr ihm sagen könnet.“ Friedrich entschloß sich, seinen Frieden mit Grumbkow zu machen, um dadurch seinem Vater wieder nahe zu kommen. Dieser sah an seinem Geburtstag 15. Aug. 1731 seinen Sohn in Grumbkow's und Derschau's Begleitung auf der Rückkehr von einer Reise nach

Preußen. Der König ließ den Prinzen ins Gouvernementshaus zu Cüstrin, wo er abgetreten war, holen, dieser fiel ihm zu Füßen. Der Vater sagte ihm damals: „Ihr habt gemeint, mit Eurem Eigensinne durchzukommen, aber höre, mein Kerl, wenn Du auch sechzig und siebzig Jahr alt wärest, so solltest Du mich nichts vorschreiben. Da ich mich bis dato gegen Jedermann soutenirt, so wird es mir an Mitteln nicht fehlen, Dich zur Raison zu bringen.“ Als der König noch an demselben Tage wieder fortfuhr, küßte ihm der Prinz in Gegenwart vieler hundert Menschen die Füße, worauf ihn dieser umarmte.

In der Instruction, die der Geheime Rath von Wolden darauf aus Potsdam 21. Aug. 1731 vom König erhielt, wurde folgendes vorgeschrieben:

„Des Morgens soll der Kronprinz wöchentlich dreimal auf die Kriegs- und Domainen-Kammer gehen; der Nachmittag aber soll vor Ihn sein zu reiten und zu fahren, zu dem Ende S. K. M. ihm Pferde und Wagen schicken werden. Der pp. von Wolden soll ihm auch zuweilen des Nachmittags ein plaisir machen, auf dem Wasser zu fahren, Enten zu schießen und solche Lust machen, die permittiret ist. Es soll aber jederzeit, wo der Kronprinz hingehet, reitet oder fährt, einer von Sie drei bei Ihm sein, daß er niemals allein ist, auch mit Niemanden allein sprechen kann, und derjenige soll sodann davor responsable sein, daß er bei keine Mädgen oder Frauens-Mensche kommt und soll derselbe auch jeder-

zeit bei ihm schlafen. Der Kronprinz soll mit keinem correspondiren, als mit des Königs und der Königin Majestäten, an welche Er schreiben kann, ohne daß die Briefe geöffnet werden. Sonst wird dem Kronprinzen permittiret, alle Mahlzeiten zwei Gäste zu bitten, wehm Er will, auch alle Wochen zweimal zu Gaste zu gehen; Es muß aber der pp. von Wolden verhüten, daß kein Frauenzimmer mit dabei zugegen ist, sondern lauter Mannspersonen; französische Bücher, auch deutsche weltliche Bücher und Musik bleibet so scharf verboten, wie jemals gewesen; ingleichen Spielen und Tanzen und soll bei Leib und Leben von alle Dehm, so hierin verboten, nichts statuiret werden, und soll der pp. von Wolden den Kronprinz jederzeit auf solide Sachen führen ꝛc."

„Der Kronprinz soll auch bereisen die Aemter Quartschen, Himmelstädt, Carzig, Mossin, Lebus, Gollow und Wollup, weiter aber nicht. Es soll aber bei Sr. K. M. jederzeit um permission angehalten und geschrieben werden, wo der Kronprinz hingehen will; und soll von der Kammer jederzeit einer mit ihm gehen, der ihm von der Wirthschaft den nöthigen Unterricht geben kann und da er jetzt die Theorie nun gelernt, so soll der Kronprinz nunmehro sich bemühen, die Wirthschaft practisch zu erlernen, zu dem Ende ihm alles gesagt werden muß, wie die Wirthschaft geführet wird, wie gepflüget, gemistet, gesäet und der Acker zubereitet und bestellt werden muß, dabei zugleich der Unterschied von der guten und

schlechten Wirthschaft und Bestellung gezeiget werden muß und daß er solches selbst kennen und beurtheilen lerne; wie ihm denn auch von der Viehzucht und Brauwesen aller nöthige Unterricht zu geben und zugleich zu zeigen, wie das Brauwesen muß tractiret, gemeischet, das Bier gestellet, gefaßt und überall dabei verfahren, auch das Malz zubereitet werden und beschaffen sein muß, wenn es gut ist. Es soll auch auf solche Weise bei Bereisung der Aemter fleißig mit ihm von allem raisonniret und gezeiget werden, warum dieses oder jenes geschehen, auch ob es nicht könne anders und besser gemachet werden, wie die Pächter es machen, daß sie können die Pachtgelder bezahlen, wie sie alles können zu Geldt machen und was sie vor Verkehr dabei machen müssen. Es soll der pp. von Wolden insonderheit den Kronprinzen dahin anführen, daß er selbst nach allen Sachen fraget und sich selbst von allem gründlich informiret" rc.

Trotz aller Instuctionen aber, trotz aller Vorkehrungen des Königs, ihn zu beschäftigen und seinen Umgang auf Männer zu beschränken, dauerten doch die Debauchen fort. Fridrich hatte namentlich ein neues Verhältniß mit der schönen und geistvollen Eleonore Luise von Wrech angeknüpft, die seit 1723, damals noch nicht vierzehnjährig, Gemahlin des Obersten Adam Friedrich Wrech war, einer Enkelin des brandenburgischen Generals, nachherigen sächsischen Generalfeldmarschalls von Schöning, Erbin des Schlosses Tamsel bei Cüstrin. Der Oberst von Wrech war ein Sohn des berühmten Generals Joachim

Friedrich unter dem großen Kurfürsten. Er starb vor seinem königlichen Rival, der ihn 1744 mit dem schwarzen Adlerorden decorirte, 1746 als Generallieutenant. Die Wrech zählten zu den reichsten Herren der Monarchie Der General Graf Adolf Friedrich Schulenburg, der den Prinzen im October 1731 im Hause der Frau von Wrech mit ihr — „qui était dans son beau, un teint de lis et de rose“ — zusammentraf, machte ihm Vorstellungen wegen seines galanten Lebens. Er gab ihm damals die oben mitgetheilte Antwort, daß es sein Vater in der Jugend auch nicht besser gemacht habe, ehrte aber später den General, indem er ihm sogleich nach seinem Regierungsantritt den schwarzen Adlerorden verlieh, den er nicht lange tragen sollte, indem er, wie erwähnt, 1741 bei Mollwitz fiel. Friedrich war mit der schönen Dame, wie Seckendorf an Eugen 23. Febr. 1732 schreibt, „connivendo aller derjenigen, so um ihn sind, in solche debauchen verfallen, daß er sich nicht Zeit gab, eine so wichtige Sache, wie der Vater mit ihm vorhat, zu überlegen.“ Diese wichtige Sache war die Verheirathung Friedrich's. Die Wahl des Königs war, nachdem die englische Heirath sich zerschlagen, auf eine Nichte der Kaiserin Elisabeth, Gemahlin Carl's VI., des letzten Habsburgers, die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern gefallen. Der König hatte volle Kenntniß von seines Sohnes Verhältniß mit Frau von Wrech. „Il m'a dit en confidence, schreibt Grumbkow an Seckendorf 20. Aug. 1732 (fünf Monate nach der Verlobung), que le P. R. avoit

fait .... à la Wréch, femme d'un Colonel, et que le mary disoit ..... qu'il ne le reconnoitrait pas pour .... Cela luy fit plaisir, espérant qu'il en feroit autant à la Bevern." Die den 27. Mai 1732 geborne Tochter der Frau von Wrech heirathete 1752 zu Tamsel den Grafen Stanislaus Gerhard von Dönhoff zu Dönhoffstädt, den Sohn des Stifters des Hauses Dönhoffstädt und Enkel des gemeinschaftlichen Stammvaters Grafen Friedrich. Er starb 1758 und sie heirathete darauf in zweiter Ehe den Geheimen Legationsrath Baron Dodo von Knyphausen. Frau von Wrech starb 1784 in Berlin zwei Jahre vor Friedrich, vierundsiebzig Jahre alt. Ihr Sohn, „der große Wrech" wegen seiner Länge genannt, war Hofmarschall des Prinzen Heinrich; eine zweite Tochter, verwachsen aber gescheit und intriguant, hieß die Fee Carabosse bei Hofe. Ein Enkel der Frau von Wrech ward noch von Friedrich Wilhelm II. 1786 gegraft, mit ihm starb das Geschlecht aus und Schloß Tamsel kam an die Grafen Dönhoff.

Ein Vierteljahr nach der obenerwähnten Zusammenkunft des Prinzen mit seinem Vater an seinem Geburtstage zu Cüstrin, am 23. Nov. 1731, ward Friedrich aus seiner Galeere abgeholt und erschien zum erstenmal wieder in Berlin zum Hochzeitsfest seiner geliebten Schwester, der Prinzessin Friederike mit dem Markgrafen von Baireuth, gleichsam um ihn auf seine eigne vorzubereiten. Allein schon diese Hochzeit erschien Friedrichen gar nicht plausibel, er

hatte an den Kammerdirector Hille, der ihm die erste Eröffnung davon gemacht hatte, geäußert: „Voilà ma soeur fiancée à quelque gredin et malheureuse pour toute sa vie.“ Friedrich erschien in Berlin in seinem hechtgrauen Civil-Kleide auf einem den Neuvermählten zu Ehren drei Tage nach der Hochzeit 23. Nov. gegebenen Hofballe. Als er mitten in einem Menuet eintrat, ward er, als er sich durch die Menge der Hofleute drängte, in seinem seltsamen Anzuge kaum erkannt. Er stellte sich hinter den Stuhl der Königin, die beim Spiel saß. Auch hier stand er lange unerkannt, endlich küßte er ihr die Hand. An einem von Seckendorf 30. Nov. gegebenen Gastmahl erhielt er Erlaubniß, wieder in der Uniform des Goltzischen Regiments zu erscheinen. Der König war mit ihm zufrieden, nur befahl er Wolden, „darauf zu sehen, daß der Kronprinz sich den wackelnden Gang abgewöhne und nicht beständig auf den Zehen wippe.“ Bei der Rückkunft nach Cüstrin schrieb Friedrich seinem Vater unterm 8. Dec. 1731: „Ich erkenne die Gnade, die mir mein Allergnädigster Vater gethan, mir wieder zum Offizier zu machen, wie ich soll und muß. Finden Sie eine falsche Ader in mir, die Ihnen nicht gänzlich ergeben, so thun Sie mir in der Welt, was Sie wollen.“

Den Brautwerber für den preußischen Kronprinzen ließ der preußische König den östreichischen Gesandten Seckendorf machen. „Dem Kronprinzen, schrieb dieser 19. Juni 1731 an Eugen, habe drei Prinzessinnen zur Heirath vorschlagen lassen: die

Gothaische, Eisenach'sche und Bevernsche. Er ist resolvirt zu heirathen, indem er sieht, daß ehender keine gänzliche Befreiung zu hoffen. Er hat sich resolvirt vor die Bevernsche à condition qu'elle n'étoit pas ni sotte, ni dégoutante, fürchtet aber, der König werde ihm so wenig geben, daß er davon nicht leben könnte. Uebrigens sagte er mir, er wäre ein grosser Poet geworden, er könnte in zwei Stunden hundert Verse machen „il étoit musicien, moraliste, Physicien, Méchanicien. Il ne sera ni général ni guerrier, ne se voulant mêler d'aucun détail de ses affaires, rendre son peuple heureux et choisir des bons ministres et les laisser faire."

Mit einem merkwürdigen Briefe d. d. Potsdam, 4. Februar 1732, setzte Friedrich Wilhelm seinen Sohn von seinen väterlichen Absichten hinsichtlich der Heirath persönlich in Kenntniß:

„Mein lieber Sohn Fritz,

„Es freuet Mir sehre, daß Ihr keine Arzenei mehr brauchet. Ihr müßt Euch noch etliche Tage schonen vor die große Kälte, denn ich und alle Menschen schrecklich von Flüssen incommodiret sein, also nehmet Euch hübsch in Acht. Ihr wißt, mein lieber Sohn, daß, wenn meine Kinder gehorsam sind, ich sie sehr lieb habe, so wie Ihr zu Berlin gewesen, ich Euch alles von Herzen vergeben habe, und von die Berliner Zeit, daß ich Euch nicht gesehen, auf nichts gedacht, als auf Euer Wohlsein und Euch zu etabliren, sowohl bei der Armee, als

auch mit einer ordentlichen Schwiegertochter und Euch suchen bei meinem Leben noch zu verheirathen. Ihr könnt wohl persuadiret sein, daß ich habe die Prinzessinnen des Landes durch andere, so viel als möglich ist, examiniren lassen, was sie vor Conduite und Education haben. Da hat sich denn die Prinzessin, die älteste von Bevern, gefunden, die da wohl aufgezogen ist, modeste und eingezogen, so müssen die Frauen sein. Ihr sollt mir cito Euer sentiment schreiben. Ich habe das Haus von Katsch gekauft, das bekommt der Feldmarschall als Gouverneur und das Gouvernementshaus (das jetzige Königs-Palais) werde lassen zurecht bauen und Alles meubliren und Euch soviel geben, daß Ihr allein wirthschaften könnt und will Euch bei der Armee im April commandiren. Die Prinzessin ist nit häßlich, auch nit schön, Ihr sollt keinen Menschen was davon sagen, 'wohl aber der Mama schreiben, daß ich Euch geschrieben habe und wenn Ihr einen Sohn haben werdet, da will ich Euch lassen reisen, die Hochzeit aber vor zukommendem Winter nicht sein kann, indessen werde sehen, Gelegenheit zu machen, daß Ihr Euch etliche Mal sehet in alle honneur, doch damit Ihr sie noch lernet kennen. Sie ist ein gottesfürchtiges Mensch und dieses ist alles und comportable so wohl mit Euch als mit den Schwiegereltern, Gott gebe seinen Segen dazu und segne Euch und Eure Nachfolgers und erhalte Dich als einen guten Christ und habet Gott allemal für die Augen und glaubet nicht die verdammliche Particular-

Glauben und seid gehorsam und getreu, so wird es Dich hier zeitlich und dort ewiglich gut gehen und wer das von Herzen wünschet, der spreche Amen. Dein getreuer Vater bis in den Tod.

Friedrich Wilhelm."

"Wenn der Herzog von Lothringen herkommt, so werde ich Dich kommen lassen. Ich glaube Deine Braut wird hier kommen. Adieu. Gott sei mit Euch."

Auf diesen treuväterlichen Brief wendet sich der Kronprinz an Grumbkow, den preußischen Minister im österreichischen Solde. Er schreibt ihm unterm 11. Februar 1732: "Je ferai tout ce qui sera en mon pouvoir. Mais cependant, en faisant mes conventions avec le Duc de Bévern, que le corpus delicti. soit élevé chez la grande mère.*) Car j'aime mieux être cocu, ou à servir sur la fontange altière de ma future que d'avoir une bête, qui me fera enrager par des sottises et que j'aurais honte de produire. Je vous pris de travaillur à cette affaire. Car quand on hait tant, que je le fais les héroïnes des romans, alors on craint les vertus farouches et j'aimerais mieux la plus grande p — — — de Berlin, qu'une dévote, qui aura une demi-douzaine de cagots à ses mines etc. Monsieur, encore une fois, que l'on fasse apprendre

*) Der Herzogin von Blankenburg, einer gebornen von Oettingen, einer renommirten galanten Dame.

à cette Princesse l'école des maris et des femmes par coeur, cela lui vaudra mieux que le vrai Christianisme de feu Jean Arndt. Si encore elle voulait danser sur un pied, apprendre la musique NB. et devenir plutôt plus libre que trop vertueuse, ah! alors mon cher général, alors je me sentirais du penchant pour elle, et un Eternel ayant épousé une Eternelle, le couple serait accordant, mais si elle est stupide, naturellement je rénonce à Elle et au diable. Tout dépendra d'elle et j'aimerais mieux épouser Mlle. Jette (Hille's Tochter?) sans avantage et sans ayeuls, que d'avoir une sotte princesse pour compagne. L'on dit qu'elle a une soeur, qui du moins a le sens commun; pourquoi prendre l'ainée, la seconde vaut autant qu'elle et peut-être plus, sapienti sat. Il y a aussi la Princesse Marie d'Eisenach qui serait tout à fait mon fait et dont je voudrais bien tâter etc. Si vous me déguisez vos pensées, alors je ne vous prendrais pas pour mon ami, car la fausseté marque une grande haine pour ceux envers qui on la met en usage. Je vous prie de rester toute ma vie sur le pièd où vous êtes et de dire un chat un chat et Rollet est un fripon. Il ne faut point flatter, car l'esprit humain se flatte assez de soi même et chacun a besoin d'un habile censeur qui soit fidèle et sache vous convaincre de votre tort ou de vos irrégularités, non en se ridant le front, mais en badinant. Je croirai être au comble de mes félicités, si

nous pourrions voyager ensemble, si j'y peux contribuer, faites moi, mon chèr Maitre, le plaisir, de me le dire, mais je crains fort, que le Roi ait trop à faire de Vous et qu'il ne puisse se passer de vos conseils.

Friedrich wußte recht gut, daß die Maus unter den Händen „der Katze" verrathen und verkauft sei. Fünf Tage darauf, am 16. Februar 1732 schreibt er wieder dem falschen Manne, den er schonen mußte, weil das Herz seines Vaters in seiner Hand war und doch nicht schonte, weil er seines eignen empörten Herzens nicht mächtig werden konnte: Mon très cher général! Je vous en croirais sur tout au monde hormis sur le sujet des femmes, quoique je sache bien que vous les avez frequentées jadis, je vois néanmoins qu'une personne pour l'autre est plus heureuse, préférablement avec cette marchandise; pour ce qui regarde le reste, je persiste ferme dans mon sentiment et il faudrait être grand philosophe pour me prouver qu'une femme coquette n'a pas beaucoup d'avance envers une dévote." Und drei Tage darauf, 19. Februar 1732 schreibt er ihm nochmals, aber in einem ganz andern Tone, der den ganzen Jammer seines Herzens erkennen läßt: „Pour l'amour de Dieu que l'on détrompe le Roi sur son sujet et qu'il se resouvienne bien que les sottes pour l'ordinaire sont les plus laides. Aussi il y a quelques mois qu'il ecrivit une lettre à Wolden, où du moins il voulut me donner le choix de

quelques princesses, je n'espère qu'il se donnera le démenti etc. il n'est ni espoir du bien, ni raison, ni fortune qui puisse me faire changer de sentiment, et malheureux pour malheureux, cela est égal que le Roi pense seulement, qu'il ne se marie pas pour lui et que c'est pour moi etc. En bon chrétien qu'il réfléchisse, si cela est bien fait de vouloir forcer les gens, de causer des divorces et d'être l'auteur de tous les péchés qu'un marriage mal-assorti nous fait commettre. Je suis déterminé plutôt à tout au monde, et puisque les choses sont ainsi, vous pouvez faire savoir d'une certaine façon au Duc, arrive, ce qui peut, que je ne la prendrai jamais. J'ai été malheureux toute ma vie, et je crois que c'est mon destin de le rester, il faut se patienter et prendre le temps comme il vient, peut-être qu'une fortune si soubite qui suivra tous les chagrins, dont j'ai fait profession, depuis que je suis au monde, m'aurait enorgueilli. Enfin, arrive ce qui veut, je n'ai rien à me reprocher, jai assez subi pour un crime d'égarement et ne veux pas m'engager à étendre mes chagrins jusqu'au temps futur, j'ai encore des ressources et un coup de pistolet peut me délivrer de mes chagrins et de ma vie, je crois que le bon Dieu ne me damnerait pas pour cela et ayant pitié de moi en 'échange d'une vie miserable, m'accordera le salut. Voilà ce que le désespoir peut faire penser à une jeune personne, dont le

sang n'est pas si rassi que celui d'un septuagénaire etc. S'il y a des honnêtes gens dans le monde, ils doivent penser à me sauver d'un pas des plus périlleux où jamais j'aie été. Mon Dieu, le Roi n'a-t-il pas encore assez vu, ce que c'est qu'un mariage mal assorti, ma soeur d'Anspac et Mr. son mari qui se haissent comme le feu, il en a mille chagrins tous les jours" etc.

Ehe dieser letztere Brief in Grumbkow's Hände gelangte, war die Sache bereits in Potsdam entschieden worden. Friedrich hatte einen Brief an seinen Vater abgehen lassen, worin er sich ohne Rückhalt und Einschränkung gehorsamen zu wollen, erklärte. Den Brief hatte der König dem Herzog von Bevern, der unterdeß mit seiner Gemahlin und Tochter in Potsdam eingetroffen war, gezeigt, und man hatte die Angelegenheit als abgemacht angesehen. „Je n'ai jamais vu le Roi si content", schreibt Grumbkow unterm 20. Februar 1732 an den Kronprinzen. „Nous allâmes l'après-midi à la maison hollandaise du parc où la Reine donna le Café, il n'y avait que la Reine, la Duchesse, la Princesse Charlotte et la Princesse de Bevern, et j'avoue qu'elle a changée beaucoup à son avantage et que plus qu'on la voit, plus qu'on s'y accoutume et plus qu'on la trouve jolie et une couche de la grand-mère et si l'embonpoint vient et la gorge, qui se montre déjà, alors elle sera appétissante."

Ende Februar fand das erste Zusammentreffen des Kronprinzen mit der Prinzessin statt. „Ihr waren,“ schreibt Seckendorf den 23. Februar, „die rothen Flecken von den Blattern, die sie gehabt, noch nicht vergangen.“ Nichts desto weniger fügte sich Friedrich in das Unvermeidliche. Am 29. Februar ward er zum Obersten des von der Goltzischen Infanterie-Regiments wieder ernannt. Dieses Regiment hatte auf der Uniform Gold, Friedrich bat um Silber. Das Gesuch ward bewilligt und hierauf fand die drollige Scene auf der Wiese bei Ruppin mit dem Umtausch der neuen Uniformen gegen die alten statt. Die Offiziere fanden einen brennenden Holzstoß, es wurden ihnen Erfrischungen gereicht. Als Alles guten Humors war, begann Friedrich; „Nun, meine Herren, da wir hier alle versammelt sind, so dächte ich, wir erzeigten der Goltzischen Uniform die letzte Ehre.“ Dabei zog er Rock und Weste aus und warf sie in's Feuer. Die Offiziere thaten desgleichen. Nun schnitt aber der Prinz mit einem Federmesser das Oberzeug der Beinkleider auf und warf es ebenfalls in's Feuer. Lange zögerten — viele aus Grund — die Offiziere, endlich brach alles in lautes Gelächter aus; darauf wurden die neuen Uniformen herbeigebracht und vertheilt. Am 10. März war die Verlobung. Friedrich hatte eingewilligt in der einzigen Perspective, mehr Freiheit zu bekommen. Er hatte seinen Entschluß gefaßt: „je me marierai, mais après, voilà qui est fait et bon jour Madame et bon chemin. Vive la liberté.“ Er hatte zu Grumbkow geäußert, als dieser

ihn fragte, „wie es mit seiner amour stände": „Je n'ai aucune aversion pour la Princesse, c'est un bon coeur, je ne luy veux aucun mal, mais je ne la pourrai jamais aimer." Der gute Christ Grumbkow hatte ihm noch am 27. Februar, ehe er nach Berlin kam, geschrieben: „Monseigneur, vous pouvez avoir tout l'esprit du monde, mais vous ne raisonnez pas en homme de bien et en chrétien, et hors de cela point de salut. V. Altesse veut que je me tourne dans des affaires, qui me pourraient coûter ma tête. Non Monseigneur, la chemise m'est plus près que le just au corps. Je ne suis pas obligé à me perdre et ma pauvre famille. Je me souviendrai toujours, ce que le Roi m'a dit à Wusterhausen, qnand V. Alt. était dans le chateau de Custrin et quand je voulais prendre son parti. „Mein Grumbkow denket an diese Stelle, Gott gebe, daß ich nicht wahr rede, aber mein Sohn stirbt nicht eines natürlichen Todes und Gott gebe, daß er nicht unter Henkers Hände kommt." J'ai frémi à ses paroles et le Roi me les répéta deux fois, et cela est vrai ou je ne veux jamais voir la face de Dieu ni avoir part au mérite de notre Seigneur. Salomon dit: „Ein verständiger Mann siehet das Unglück und verbirget sich, aber ein Narr geht blindlings durch." Et je crois qu'après avoir passé cinquantetrois ans, le rôle du dernier ne me conviendrait pas. Je souhaite à V. Alt. beaucoup de foye et de prier Dieu, qu'il la conduise par

son esprit etc. il faut que nous soyons conduits par la crainte de Dieu.“

Wie die deutschen Worte in diesem Briefe des guten Christen hatten wirken sollen, beweist ein Brief des Prinzen Eugen an Seckendorf d. d. Wien 16. April 1732: „Ew. Exc. habe ich aus Ihro Kais. Maj. allerhöchstem Befehl annoch beizufügen, daß, wie Ew. Exc. gar wohl selbsten begreifen, daß das scharfe Schreiben, so Grumbkow wegen der Prinzessin von Bevern, bevor noch der Kronprinz in Berlin angekommen, an selben abgelassen, nicht nur gegen Grumbkow selbst, als sonsten mehr ander Wege Ew. Exc. gefährliche Wirkung mit der Zeit nach sich ziehen dürfte, dieselbe dem Grumbkow ernstlich zureden, damit er auf alle mögliche Weise suche, das Schreiben in originali wieder zurück zu bekommen, widrigenfalls man aus denen darin enthaltenen deutschen Worten über Kurz oder Lang Anlaß nehmen könnte, nach des Königs Tode vorzuwenden, der Kronprinz habe gezwungener Weise und ob metum mortis in die Heirath gewilligt, nachdem zuförderst Ew. Exc. nicht unbekannt sein wird, daß es Leute an dasigem Hofe gäbe, daß auch nach erzeugten Kindern die Ehe wäre getrennt worden und ist Ew. Exc. nicht minder bekannt, auf was Weise sich der Kronprinz nach gewechselten Ringen herausgelassen. Sehr gut ist es sonsten, daß Ew. Exc. versichert zu sein vermeinen, daß England kein Ihriges vorzeigen könne, oder etwas in Händen habe, wodurch man Sie überzeugen könne, daß Ew. Exc. der Stifter der

Bevern'schen Heirath gewesen, folglich man den Robinson (englischen Gesandten in Wien) so klärer in Sachen wird sprechen können, allein ist in alle Weise behutsam mit denen Briefen umzugehen, besonders mit denen, die über die hannöverschen und kursächsischen Poststationen laufen."

Darauf schreibt Seckendorf an Eugen unterm 2. Mai 1732: „Wegen des von Grumbkow an den Kronprinzen erlassenen Schreibens dient Ew. Hochfürstl. Durchl. zur Nachricht, daß er die Originalien alle verbrennt und der Kronprinz nie eines behalte; hingegen aus des Grumbkow an mich gemachten Relation erhellt, wie wegen der Heirath dem Kronprinzen noch ein beständiger Haß beiwohnt, doch denke, es soll sich mit der Zeit alles geben, wenn nur die Vollziehung erst erfolgt; obwohl des Kronprinzen große Falschheit sattsam daraus erhellt, daß er in so obligeanten terminis an Grumbkow schreibt und so vertraulich mit ihm umgeht." Von dieser Vertraulichkeit giebt volle Bestätigung die funfzig Briefe umfassende Correspondenz, die Förster im dritten Bande seiner Geschichte Friedrich Wilhelm's I. aus den Seckendorf'schen Papieren mitgetheilt hat, die ihm in Meuselwitz, dem Familiengute des Feldmarschalls, durch den herzoglich sächsischen Präsidenten Freiherrn von Seckendorf zur Benutzung überlassen wurden. Die Correspondenz umfaßt die Zeit vom 11. Februar 1732 bis 18. October 1733: Friedrich betitelt darin den falschen Mann, den er recht wohl durchblickt, mit den Titeln: „mon très cher ami, très cher et très

généreux Cassubien," aber er schraubt ihn fortwährend. Zu Michaelis 1732 schickt er ihm den Schlüssel zum Räthsel. „La clef, à quoi vous pouvez connaître, quand c'est vrai et point de complimens, alors ce que je dis paroit naturel et est écrit sans contrainte, mais quand c'est cérémonie, alors je fais un grand galimathias et des complimens, selon les modèles ordinaires, je sais que vous êtes un peu soupçonneux c'est pourquoi je vous préviens et je vous prie de croire, que quand je vous prie de croire, que quand je vous dis, que je vous aime de tout mon coeur, que c'est bien sincèrement, avec bien de l'éstime, étant votre parfait content et fidèle ami et serviteur." Ein andresmal, zu Weihnacht 1732, schreibt er ihm: „Adieu, mon très cher ami, je suis à vous (comme le Pape au Diable) avec toute l'estime imaginable etc." Beim Michaelisbrief ließ Grumbkow tout de bon sich dupiren, er schickte ihn den 4. October an Seckendorf mit den Worten: „Vous verrez cy-joint deux lettres du Prince Royal, la dernière est très spirituelle."

Nach der Verlobung Friedrich's mit der braunschweigischen Prinzessin, 10. März 1732, ward ihm Ruppin ohnfern Wusterhausen zum Aufenthalt angewiesen. Das Jahr, das er hier bis zu seiner Vermählung — die erst den 12. Juni 1733 vollzogen wurde — verlebte, ward für die Entwicklung seines inneren Menschen das allerwichtigste seines Lebens. Man kann diese Entwicklung eben an der angeführten

Correspondenz mit Grumbkow verfolgen, die für das psychologische Interesse unschätzbar ist. Man erkennt mit Staunen, wie des grossen Mannes Geist und Charakter zur Reife sich emporhoben. Er hat es mit einem Manne zu thun, von dem er weiss, dass er grundfalsch ist, und herzlos, wie nur irgend jemand es sein kann. Er zwingt aber dem Heuchler mit der Ueberlegenheit seines Genies Achtung ab. Er ist rücksichtslos aufrichtig gegen ihn. Er lässt ihm wohl merken, dass er ihn durchblickt, aber er lässt ihm Luft, dass er sich so im Sattel richten kann, dass er, Friedrich, ihn im guten Lichte erblicken könne. Er spornt ihn selbst dazu an, sich vor ihm in diesem guten Lichte zu zeigen. Der ganze Ton, den er mit Grumbkow einschlägt, der ihn immer in Zweifel lässt, ob er es ernstlich mit ihm meine oder ob er ihn nur raillire, ist ganz darauf berechnet, ihn so zu stellen, dass er ihm Schande halber den Respect geben muss, der dem Kronprinzen gebührt, in dem der Vater nur einen Unterthanen und mit des Günstlings voller Uebereinstimmung erblickt. Friedrich's Haltung in allen seinen Briefen an Grumbkow, trotz seiner vom Vater und dem den Vater beherrschenden Günstling ganz abhängigen Lage ist ganz die, die er sich selbst schuldig ist, er vergiebt dem Kronprinzen nichts. Aber er hat seine delicate Stellung nach allen Seiten hin begriffen, er fügt sich in sie, und er zeigt Grumbkow fortwährend, dass er sich in sie füge und zwar mit dem vollen Bewusstsein, nicht aus äusserem Zwang, aus freiem, innerem Entschlusse. Er, der aufbrausende

Jüngling, von dem der Vater sich immer „eines neuen Streiches“ versehen zu müssen bisher geglaubt hat, er, der Heißblütige, der noch selbst kurz vorher Grumbkow geschrieben hat, daß er mit einem Pistolenschusse seinem armseligen Leben ein Ende machen werde, ist mit Einemmale ein Mann geworden, der sich zu fassen gelernt hat, der die volle Besonnenheit und die volle Selbstbeherrschung zeigt. Auch von dieser Seite, der Seite der Charakterfestigkeit, bringt er Grumbkow Anerkennung ab.

Ueber sein Leben in Ruppin giebt Friedrich selbst in einem Briefe vom 11. Sept. 1732 Rechenschaft an Grumbkow. „Nous sommes, schreibt er, ici dans une paix profonde et je ne souhaiterais de n'être toute ma vie ni plus heureux ni moins, je me contentrais volontiers de mon sort etc. Je n'estimerais pas les sottises dans lesquelles le monde fait consister sa vanité, et quel tort n'a-t-on pas de ne se point contenter d'un juste-milieu, qui est à mon avis l'état le plus heureux, car le trop de grandeur est à charge et fatigue infiniment, et l'indigence rabaisse trop une certaine noblesse, qui se trouve ordinairement pour base de nos caractères. Mais je m'estime heureux dans la situation où le ciel m'a bien voulu mettre, je trouve que j'ai plus que je ne mérite et je fais consister mon plus grand bonheur dans la connaissance que j'en ai. Néanmoins je n'oublie pas mes bons amis qui contribuent à m'assurer ma sécurité et je vous prie par conséquent de faire bien mes assurances

d'amitié au Comte de Seckendorf tout avant qu'il est, je suis fortement persuadé qu'il n'oublie pas ses amis. J'espère bien, que s'il va en Danemarc entre ci et Hambourg, il me fera le plaisir de vouloir bien prendre un repas chez moi, tout ce que j'ai de delicieux sera servi en abondance et je n'épargnerai ni perdrix ni chevreuil et le champagne rouge coulera; enfin je ferai tous mes efforts, pour bien reçevoir un bon ami, et le meilleur plat que je lui pourrai présenter sera la bonne volonté de l'hôte. Je suis persuadé qu'il s'en contentera et j'espère qu'il en sera persuadé. Je ne bouge quasi pas de chez moi, je me divertis avec les morts, et ma conversation muette m'est plus utile que toute celle que je puisse avoir avec les vivants; ensuite je me récrée par la musique et tantôt j'ai recours à la douce lyre, dont Apollon daigne m'inspirer, mais plus discret en ma verve, je retiens le tout pour moi et j'offre les productions d'Apollon à Vulcain qui les résout. Telle est ma vie et les occupations qui me la diversifient."

Zwischen diese ernsthaften Beschäftigungen fielen aber auch eine Menge lustige Streiche, die Friedrich mit dem Markgrafen Heinrich von Schwedt, Kayserling, Buddenbrock, Gröben und andern jungen Offizieren seines Ruppiner Regiments verübte. Unter derselben figurirte besonders das Fenstereinwerfen und mit Schwärmern Aengstigen unterschiedlicher Pastoren und die Fensterattentate bei der schönen Glaserstochter

in Ruppin, die von dem mütterlichen Eifer, wenn der Prinz den Kopf in's Fenster steckte und einzusteigen Miene machte, jedesmal mit den derbsten Correctionen zurückgewiesen wurden. Nach dem siebenjährigen Kriege machte sich diese resolute Frau eigends auf den Weg nach Potsdam, „blos um ihren gnädigsten König zu sehen," der sich jetzt ihr sehr interessant gemacht hatte; der König empfing sie mit den Worten: „Nun Mutter, seid Ihr immer noch so böse, wie sonst?" Er wollte sie beschenken, sie ließ sich aber nichts aufdringen.

25. Sept. schreibt Friedrich: „Jaime le monde néanmoins et j'avoue que le tempérament vif, que la nature m'a donné, me porte avec impétuosité vers tous les plaisirs, dont la jeunesse est folle; néanmoins le malheur m'a appris à mitiger cette fougue, et quoique je suis bien loin d'être maître de moi-même, ni d'abjurer le monde comme font les quiétistes, néanmoins j'ai appris à raisonner juste, et j'espère qu'avec le temps je serai en état de suivre les préceptes que la raison me dicte. Vous me ferez en attendant toujours un grand plaisir de me montrer le bon chemin et vous verrez que je ne suis pas ingrat, me sentant déjà avec une vive reconnaissance et une parfaite estime" etc.

Zwischen diesen französischen Brief und den vorhergehenden fällt ein deutscher Brief Friedrich's an seinen Vater vom 19. September, den ich des Contrastes wegen einschalte: er ist ganz östlich gehalten und

bespricht auch ganz gemüthlich eine östliche Sache, den Menschenfang.

„Allergnädigster König und Vater,

„Ich habe die Gnade gehabt aus meines allergnädigsten Vaters Schreiben in aller Unterthänigkeit zu sehen, daß mein allergnädigster Vater zu wissen verlangt, in was vor einem Dorfe sich der Schäfer aufhielt, da ich meinen allergnädigsten Vater von geschrieben, so heißet dieses Dorf Bressegarren und ist unter einem Schwerin'schen Amt“ (in Mecklenburg), „der Amtmann aber ist des Kriegsrath Cramer sein Schwager und könnte es wohl angehen, daß ihn selbiger uns in die Hände spielet, dieweil der Kerl dann und wann hier drei Meilen von der Grenze seine Schafe hüten geht und sich des Nachts bei seiner Heerde aufhält, sechs Wochen oder zwei Monat Zeit müßte man wohl haben, alsdann die Sache gewiß angehen kann, ich erwarte hierauf in aller Unterthänigkeit meines allergnädigsten Vaters gnädigste Ordre und verbleibe ꝛc.“

Der König resolvirte eigenhändig auf diesen Brief:

Decr. an den Kriegsrath Cramer, „sein Schwager wäre da unten, soll suchen, den Kerl habhaft zu werden, wenn es nicht anders wäre, soll suchen, ihn an der Grenze zu kriegen und stillschweigend ohne Lärm wegnehmen lassen.“

23. Oct. schreibt Friedrich weiter an Grumbkow: „Dieu sait que je suis si retiré à présent que l'on

peut être; je m'applique aux affaires du Régiment, beaucoup d'éxercices, ensuite les commissions économiques que le Roi m'a données m'occupent; après le temps du manger, après la parole, ensuite, si je ne vais pas voir quelque village, je me divertis à lire ou à la musique. Vers les sept heures je vais dans la compagnie des officiers, qui s'assemblent, ou après des capitains, ou après de Bodenbrug, ou après des autres. Je joue avec eux. A huit heures je mange; à neuf heures je me retire, et voilà comme se passe régulièrement un jour comme l'autre, hormis quand la poste d'Hambourg vient (von Hamburg kamen die Austern, Hummern ꝛc.), alors j'ai une compagnie de trois ou quatres personnes dans ma chambre, et nous soupons seuls, parceque ma dépense ne s'étend pas à rassassier dix personnes de denrées si chères. Tout le divertissement que j'ai, est de me promener sur l'eau ou bien de jetter quelques fusées dans un jardin qui est devant la ville. Voilà tout au monde qui se fait, et je ne vois pas, comme dans un endroit sédentaire, comme celui ci, l'on peut passer son temps autrement. Je souhaiterais pourtant de tout mon coeur de pouvoir détromper le Roi sur tout cela. Selon moi, il n'y a rien de si innocent que cela et je ne vois pas, comment je pourrais être plus retiré. Entre nous soit dit, l'on a mis en tête à la reine, que j'étais débauché à tout excès et il parait qu'elle le croit. Je ne sais d'où vient que tout

le monde parle de moi sur cela, car à dire vrai on a de la chair, et je ne nie point, que quelquefois elle soit faible, mais pour quelque petit péché l'on est réputé pour le plus grand débauché de la terre. Je ne connais point qui ne fasse pas tant et il y en a tant qui font pis, que je ne sais d'où cela vient, que personne ne parle d'eux. J'avoue que cela me chagrine beaucoup et que si je pouvais, je serais bien faché contre les pendards qui vont sémer de telles nouvelles, quoique pourtant tout se passe sous main. Vous voyez mon cher ami que je suis fort sincère, car je vous dis tout comme je le pense et comme cela est, sans vous déguiser rien. Je sais que vous avez compassion pour mes faiblesses et que vous savez bien (ou du moins que vous espérez) que le temps me rendra sage. Je fais tout mon possible pour le devenir, mais je ne crois pas, que Caton fut Caton comme il était jeune. Conservez moi en attendant, je vous en prie instamment, mon très cher et généreux ami votre precieuse amitié et votre assistance. Continuez à me tirer de mes peines, comme vous avez commencé si dignement et comptez sur toute l'estime et la reconnaissance, qu'un honnête homme vous doit l'ayant tiré de tant de difficultés."

Das Capitel von der Dankbarkeit ward besonders in einem Briefe vom 24. Dec. 1732 abgehandelt: "J'espère, schreibt Friedrich da, que je ne sois pas prédestiné à causes du chagrin à mes bons mais,

malheureux de ne pouvoir payer tous leurs soins que par mes bonnes intentions. Mais je sais que l'effort des ames généreuses est d'obliger sans attendre le moindre retour. Néanmoins je n'oublierai jamais qu'un honnête homme doit être reconnaissant envers ceux qui l'ont servi, aussi perdrais-je plutôt la vie que de ne vous pas témoigner un jour, que je sens que ce devoir me regarde à votre égard et je vous assure, que je n'aurai point de repos, qu'après vous avoir témoigné par des effets, comme je suis avec une parfaite amitié" etc. 19. Jan. 1733 versichert er ihm „sur son honneur, de reconnaître bien les obligations qu'il lui doit, envers ses enfants."

Der König, der seinen Sohn für falsch hielt, der immer noch glaubte, er werde ihm „wieder einen Streich machen," benutzte die Correspondenz mit Grumbkow, offenbar um ihn aushorchen zu lassen. Meisterhaft behauptet sich Friedrich diesen Manoeuvres gegenüber. Er bleibt immer resignirt und gelassen. Er schreibt Grumbkow unterm 22. Dec. 1732: „Pour ce qui regarde le Roi, je me sens la conscience fort nette envers lui et Dieu est mon témoin que je n'ai d'autre but dans le monde que de lui plaire et de me divertir." Und 21. Jan. schreibt er: „Je sais toujours que je suis en bonnes mains, qu'and l'on vous parle sur mon sujet et je ne souhaite jamais de tomber dans de plus mauvaises. Pour ce que le Roi dit, que l'on verrait mon caractère, quand je serais marié, je

n'y comprends rien, car on le peut voir à présent et rien ne me fait plus changer, pourvu qu'il me croit honnête homme. Je suis content et j'espère soutenir ce caractère jusqu'à ma mort. J'en connais les difficultés, mais la religion et la raison les savent vaincre. Enfin, mon cher ami, je me mets au dessus de l'opinion du monde et je prefère la realité de l'honnête homme à l'idée ou à la présomption de la multitude et pour mon caractère changeant et enclin aux plaisirs, il me porte plutôt, à être honnête homme qu'un tempérament atrabilaire."

Der König hatte seinem Sohne das Gouvernementhaus, das ehemals Schomberg'sche Palais in Berlin angeboten. Friedrich nahm es an, wohnte aber nicht darin. Er erkannte, daß die Entfernung vom König für ihr beiderseitiges Wohlbehagen weit vortheilhafter sein werde, übrigens hielt er sich fern von aller Politik und ließ dem König fleißig zu Ohren kommen, daß er mit seinem Regiment sich zu thun mache, damit er bei der Revue finden möge, daß wie der König sich ausgedrückt hatte „sein Regiment kein Sallat-Regiment wäre." Er schreibt unterm 21. April 1733 an Grumbkow: „Je me trouverais fort heureux si le souverain ne fit jamais mention de moi qu'à propos des boudins et des fromages, car connaissant la vicissitude du monde, je connais les changements des jugements que l'on fait, ainsi moins que l'on pense et que l'on parle de moi et plus que cela m'est agréable etc. Grace à Dieu je n'ai plus rien à démêler avec le tripotage

politique. Je viens de l'exercice, j'exerce, j'exercerai." 24. April spricht er den ganzen Umfang seiner bescheidenen Wünsche aus: „Pour mon plan futur j'espère de l'exécuter et suis dans la joie de mon coeur, dé voir que vous le goûtez. Je ne vois point d'autre salut pour moi et quoique je ne doute point d'être entouré d'observateurs, je les crains pourtant moins ici qu'à Berlin; car, au lieu de dix que j'aurais ici, j'en trouve mille à Berlin, dont le jargon accoutumé à ce manége, sait répandre un fiel malaisé sur toute chose. Enfin, cher Cassubien, je crois que dans ce monde il faut faire vie qui dure et se mettre dans une situation où l'on puisse se maintenir long temps; car je connais assez l'esprit du maître où ma faveur est fort sujette aux changements; ainsi pour me mettre dans un heureux oubli, l'absence et le régiment est la situation la plus convenable."

Friedrich hatte aus der Noth eine Tugend gemacht. „J'enrage de devenir un bon mari, mais je fais de nécessité vertu." Zu diesem Entschlusse war er schon am 4. Sept. 1732 gekommen. Seine völlige Resignation sprach er in einem Briefe vom 4. Mai 1733 einen Monat vor seiner Hochzeit aus: „Je ne crois pas d'avoir manqué de confiance au Souverain, car quoique je ne la croie pas fort sincère sur mon chapitre, je vais mon grand chemin, sans me défier de lui, puisque je n'ai rien à me reprocher, puisque la triste expérience

m'a fait voir dans le monde, que la meilleure politique que je pourrais avoir était de laisser aller toutes choses, comme il plait à Dieu de les diriger et au Roi de les mettre en exécution et de ne penser à autre chose qu'au plaisir. De quoi devrais-je donc faire confidence au Roi? Je me distrais, par raison, l'esprit de toutes les affaires et j'en suis si bien venu à bout, qu'en honneur je puis vous assurer, que je vis comme si le Roi était immortel et je veux mourir sur l'heure, si me suis formé un plan après sa mort."

Das Stärkste, was der östreichische Hof, der die Heirath mit der braunschweigischen Prinzessin so angelegentlich betrieben hatte, dem preußischen anmuthete, war, daß sie wieder rückgängig gemacht werden sollte. Der König war mit dem Kronprinzen, der Königin und dem Gefolge am 10. Juni 1733 in Salzdahlum eingetroffen, auf den 12. Juni war die Hochzeit anberaumt. Am 11. Juni früh erhielt Seckendorf, der den König begleitet hatte, noch eine Depesche vom Prinzen Eugen mit der bestimmtesten Ordre, noch die englische Heirath in Vorschlag zu bringen: das Wiener und Londoner Cabinet hatten sich völlig ausgesöhnt und so arrangirt. Seckendorf traf den König neun Uhr früh noch im Bette, brachte mit erdenklichster Vor- und Um- und Rücksicht seine Proposition an, erhielt aber von ihm folgenden Bescheid: „Wenn ich Ihn nicht so wohl kennete und wüßte, daß Er ein ehrlicher Mann, so glaubte ich, Er träumte;

hätte man vor drei Monaten so gesprochen, so wüßte nicht, was aus Liebe vor Ihro Kaiß. Maj. nicht gethan, ohnerachtet wider dero, auch wider mein Interesse, daß mein ältester Sohn sollte an eine englische Prinzessin vermählt sein, aber nun, da ich mit der Königin schon hier und ganz Europa weiß, daß morgen das Beilager geschehen soll, so ist es abermal eine englische Finesse, mich vor der ganzen Welt vor einem wankelmüthigen Menschen ansehn zu machen, der weder Ehre noch Parole zu halten gewohnt ist."

Die Hochzeit ward 12. Juni 1733 auf dem Lustschlosse Salzdahlum bei Wolfenbüttel gefeiert. Die Markgräfin von Baireuth schildert ihre neue Schwägerin in ihren Memoiren mit folgenden Worten: „Die Kronprinzessin ist groß, aber von schlechter Haltung und Wuchs; sie ist von blendend weißem Teint und diese Weiße ist von den lebhaftesten Farben gehoben; ihre Augen sind von einem blassen Blau und verrathen nicht viel Geist, ihr Mund ist klein, alle ihre Züge sind niedlich, ohne schön zu sein und das gesammte Ganze ihres Gesichts ist so reizend und so kindlich, daß man glauben sollte, dieser Kopf gehöre einem Kinde von zwölf Jahren. Ihre Haare sind blond und natürlich gelockt. Aber alle ihre Schönheiten sind durch schwarze und übelgestaltete Zähne entstellt. Sie hat wenig Anstand, ist im Sprechen sehr unbehülflich, sie kann sich schwer verständlich machen, es ist nöthig zu errathen, was sie sagen will, was sehr in Verlegenheit setzt." — Noch härter beurtheilte sie die Königin Mutter, die ihrer

Schwiegertochter sehr abgeneigt war, weil sie unschuldigerweise ihre Unterhandlungen wegen der englischen Heirath gestört hatte. Sie schrieb über ihre Schwiegertochter an die Markgräfin von Baireuth: „Die Prinzessin ist schön, aber dumm, wie ein Bund Stroh und ohne die geringste Erziehung. Ich weiß nicht wie Ihr Bruder sich mit dem Dummbart vertragen wird.“ Friedrich, ein sehr großer Liebhaber des Tanzes in seinen früheren Jahren, fand hauptsächlich an ihrem Tanz auszustellen; er schrieb einmal: „elle danse comme une oye.“ Seckendorf ließ vor der Hochzeit deßhalb noch einen sehr berühmten Tanzmeister aus Dresden kommen, um einige Monate in Wolfenbüttel das Möglichste zu leisten. Zur Oberhofmeisterin erhielt die Prinzessin Frau von Katsch, über die Seckendorf 16. April 1732 an Eugen schrieb: „Diese Frau ist zu der Function vor andern geschickt und willig. Es ist kein Zweifel, daß sie auch bei dem Kronprinzen vor das kaiserliche Interesse viel Gutes und Heilsames zu stiften im Stande, allein fürchte ich nur, der König und die Bevernsche Herrschaft werden dieser Frau einen nur in hundert Thalern bestehenden Gehalt auswerfen, mit welchem sie ohnmöglich bestehen kann, daher E. Hochfürstl. Durchl. erleuchteten Ermessen überlasse, ob nicht rathsam wäre, dieser vertrauten Frau eine jährliche Pension von 1000 bis 1200 Gulden auszuwirken, damit diese künftige Oberhofmeisterin vollkommen in das kaiserliche allerhöchste Interesse gezogen würde.“

3. Der Hof zu Rheinsberg. Die Verbindung mit Voltaire, Jordan, Kayserling, Suhm, Manteufel u. s. w.

Sobald der Kronprinz sich 1733 vermählt hatte, wurde ihm von seinem Vater das Städtchen Rheinsberg in der Mark Brandenburg angewiesen. Rheinsberg gehörte früher den Herren von Bredow und war eines ihrer drei Stammhäuser. Der große Kurfürst vergabte es als ein heimgefallenes Lehn an den General du Hamel. Von diesem gelangte es durch Kauf an einen andern französischen Refugié, den Hofrath von Béville: von diesem kaufte es der König. Außerdem erhielt Friedrich noch das Amt Ruppin, wo sein Regiment stand, nebst allen Einkünften dieses Amtes, um damit seinen Haushalt zu bestreiten. Hier in Ruppin wohnte er vorerst, während das Schloß zu Rheinsberg für ihn eingerichtet ward. Im Anfang war sein Verhältniß noch sehr abhängig. In dem Brief vom 2. November 1733, worin er sich bei seinem Vater für Rheinsberg bedankt, fragte er wegen einer Reise nach Berlin und nach Frankfurt an der Oder zur Messe an, der König resolvirte: „ich würde ihm schon schreiben, wenn er soll nach Berlin kommen, wenn ich Zeit hätte.“

1733 war der polnische Erbfolgekrieg ausgebrochen; im folgenden Jahre erhielt Friedrich Erlaubniß, den Feldzug am Rhein bei Philippsburg unter den Augen des greisen Prinzen Eugen mitzumachen: er begab sich in's Lager bei Bruchsal.

Es fehlte auch hier wieder nicht an einer strengen Instruction. Friedrich ward unter strenge Aufsicht gestellt des oben schon erwähnten Generals Adolf Friedrich Grafen Schulenburg, des Generals Henning Alexander Kleist, den später Friedrich, wie Schulenburg, zum Ritter des schwarzen Adlerordens machte und der als Generalfeldmarschall 1749 starb, und des Obersten Friedrich Sigmund von Bredow, der sein Wirthschaftschef sein sollte: er ward 1742 ebenfalls mit dem höchsten Ehrenzeichen Preußens decorirt und starb 1765 als General. Die Instruction ist vom 13. Juni 1734 und sie enthielt wieder sehr expressive Bestimmungen. „Dieweil auch notorisch ist, daß bei der Armee es allerhand Menschen giebt, unter welchen sich auch viele Fürstenkinder, junge Grafen und andere junge vornehme Leute befinden, unter denen aber gemeiniglich mehr Böse als Gute sind, so sollen des Kronprinzen Liebden Dero Gesellschaft wohl auswählen“ — „Es werden S. Kön. Maj. von des Kronprinzen Lbdn. noch bevor Er seine Reise antreten wird, seine Parole auf Ehre und Reputation von Ihm nehmen, daß Er die ganze Campagne hindurch keine Karten, Würfel, Paar oder Unpaar und wie ein Spiel heißen und genannt werden mag, spielen, auch sich auf keine Wetten einlassen wolle. Mit dem General von Schmettau*) soll Er wegen des Dienstes fleißig

*) Samuel (der nachherige Grand Maître der Artillerie) damals in östreichischem Dienst, Ritter des schwarzen Adlerordens

umgehn und ihn nach Allem fragen; außer dem Dienste aber soll er sich wohl vor ihm hüten und sich mit demselben in kein Spielen, Kaufen, Schachereien, es habe solche Schacherei Namen, wie sie in der Welt wolle, noch sonsten dergleichen etwas einlassen, weil ihn der v. Schmettau sonst gewiß betrügen und Er sich nur exponiren wird, daß die ganze Welt ihn deßhalb auslacht, welches ihm schlechte Reputation geben würde.“ — „Allemal und so oft des Prinzen Eugenii Durchl. ausreitet, es sei nun, um etwas zu recognosciren, oder aber wenn er in die Laufgräben oder zur Bataille reitet: so soll des Kronprinzen Lbd. sich bei ihm einfinden und ihn begleiten, auf Alles wohl Acht geben und die bei sich habenden Generals nach Allem fragen. Des Prinzen Eugenii Durchl. aber selbst darum zu fragen, ist wider den Respect und darf daher nicht geschehen.“ — „Wenn im Lager von den Feldwachten die Husaren sich mit den feindlichen herumjagen oder Offiziers von der Armee sich mit den feindlichen pistolettiren, so wollen S. Kön. Maj., daß so wenig des Kronprinzen Lbd. als Dero Vettern sich dabei finden lassen, noch sich darein meliren und unnützlicher Weise canoniren sollen.“ — „Des Kronprinzen Lbd. soll sich von allem und jedem, so zu dem Dienst gehört, wohl und accurat informiren und zwar nicht allein von dem großen Dienste, sondern auch von

---

1741, gegraft 1742, gest. 1751, der Bruder Carl Christoph's, des Vertheidigers von Dresden; beide waren Neffen des Hofpredigers des großen Kurfürsten, Heinrich Schmettau.

dem Einzelnen bis ins Kleinste, was zu dem Soldaten gehört, daß er z. B. wisse, wie die Schuhe der Musketiere sein müssen, wie lange der Soldat ein Paar tragen kann, wie lange er in der Campagne damit auskommen muß, desgleichen von allen andern Kleinigkeiten, die zum Soldaten gehören und so ferner bis zur hundertpfündigen Kanone hinauf, auch endlich bis zu dem großen Dienste und bis zu des Generalissimi Dispositiones, als welches Alles er gründlich lernen und nichts davon auslassen muß.“ — „Zu des Kronprinzen Tafel sollen zu Mittag nicht mehr als acht Schüsseln, jedesmal vier und vier, des Abends aber nur kalter Braten gegeben werden, es wäre denn, daß des Prinzen Eugenii Durchl. bei des Kronprinzen Lbd. speiseten, alsdann die Tafel mit vierzehn Schüsseln couvertirt sein soll. So oft aber der Kronprinz zu Gaste geht, sodann muß seine Küche nicht rauchen, außer einer Bagatelle für den Ordonnanzoffizier, indem Seine Küche keine Marketenderei sein soll, wie Er sich denn ganz und gar nicht auf den Fuß setzen soll, Marketender von der Armee zu sein.“

Nach der Rückkehr aus dem Feldzug ging Friedrich eifrig daran, seine neue Einrichtung in Rheinsberg zu fördern. Er schreibt unterm 7. Dec, 1734 seinem Vater: „Anitzo mache ich Anstalt guhte Obst böhme bis Früjar in Reinsberg zu setzen und dar alles in Ordnung zu setzen, auf daß, wenn ich einmal die Gnade habe, meinen aller Gnädigsten Vahter dar zu sehen, ich Ihm

die Wirtschaft und alles in Ordnung zeigen wolte."

1735, 28. Juli, bei einer Revue ward Friedrich zum Generalmajor befördert: weiter ist er nicht avancirt.

Die zu dem kronprinzlichen Haushalt ausgesetzten Einkünfte des Amtes Ruppin wollten dafür nicht ausreichen, Friedrich gerieth fort und fort in Geldverlegenheit. Der Wiener Hof gab einen jährlichen Zuschuß von 3000 Ducaten. Seckendorf schreibt darüber in seinen von Förster mitgetheilten Papieren über die geheimen Ausgaben im Jahre 1733: „Es hat zwar bishero der Kronprinz sowohl bei mir selbst, als durch Grumbkow seine Geldnoth vorgestellt und einige Beihülfe haben wollen; weil er sich aber einige Zeit hier auf keine Weise so aufgeführt, daß er der kaiserlichen allerhöchsten Gnade würdig, so habe ihn zappeln und in große Noth kommen lassen wollen, ehe man ihm beispringt. Da er hinfüro allen Conferenzen mit beiwohnen soll, so bin der unschuldigen Meinung, man solle es mit der ausgesetzten Pension von 3000 Ducaten noch ein Jahr probiren." Die Abhängigkeit Friedrich's, auch von dieser Seite, war drückend. Er wandte sich deßhalb an seinen Freund Suhm, sächsischen Gesandten in Petersburg: die Kaiserin Anna und der Herzog Biron von Curland, ihr Favorit, schossen vor. In einem Briefe vom 10. Jan. 1739 machte Suhm Aussicht auf jährlich 20,000 Thaler. Friedrich wünschte 24,000 zu haben. Er hatte als Kronprinz stets Schulden.

40,000 Thaler bezahlte der Vater einmal in einer glücklichen Stunde und noch einmal 100,000 Thaler. Erst 1737 gab ihm Friedrich Wilhelm eine jährliche Zulage von 12,000 Thalern und 1739 das einträgliche Trakehner Gestüte in Preußen, das eine Rente von 10—12,000 Thalern abwarf.

Im August 1736 bezog Friedrich das Schloß Rheinsberg, am 4. September wurde es in Gegenwart des Königs und der Königin feierlich eingeweiht. Das Schloß — an einem von Eichen- und Buchenwäldern bekränzten See gelegen — war gothisch gebaut. Friedrich hatte zu dem einen Thurm, den er vorfand, noch einen zweiten erbauen und beide durch einen Säulengang verbinden lassen, über diesen Säulengang lief eine schön ausgeschmückte Galerie. Am Portal des Schlosses stand die Inschrift: „Friderico tranquillitatem colenti“ (Friedrich's Ruhe.) Den weitern Ausbau übernahm Friedrich's Freund, der Intendant Baron von Knobelsdorf, der eben von einer Reise nach Italien zurückgekehrt war. Erst im Jahre 1739 ward der Schloßbau ganz beendigt.

Friedrich richtete sich in Rheinsberg ganz nach seinem Wunsche als Philosoph ein, er ward der Philosoph von Rheinsberg. Das waren seine glücklichsten Jahre, wie er selbst dem englischen Gesandten Mitchel einst sagte. Er überließ sich den Studien, der Gartenkunst und einer heitern Gesellschaft. Ja, er trat sogar als Schriftsteller jetzt auf: 1738 erschien seine erste Druckschrift: Betrachtungen

über den gegenwärtigen Zustand der Politik in Europa und 1739 sein „Antimacchiavelli.“

Friedrich verstand in Folge des absoluten Verbots seines Vaters, diese verhaßte Sprache ihm nahen zu lassen, wenig Latein, Griechisch verstand er gar nicht. Die Classiker las er alle in französischen Uebersetzungen. Er las die italienische Literatur, besonders aber die französische. Macchiavelli und Bayle wurden die Hauptschriftsteller, die er am eifrigsten studirte. Den Macchiavelli suchte er sogar in seinem Antimacchiavelli zu widerlegen. Aber schon Voltaire sagte von dieser Widerlegung: „Friedrich spuckt in die Schüsseln, um andern die Eßlust zu verleiden.“ Von Zeitgenossen waren Voltaire und Wolf seine Lieblinge, von den Alten besonders Horaz, Cicero, Lucian, Lucrez, Epicur und Plutarch. Unter den Dichtern stellte er Racine am höchsten, seine größte Bewunderung hatte die Athalie desselben.

Mit den Studien wechselte der Antheil ab, den Friedrich an der Gartenkunst nahm. Er schreibt an seinen Vater kurz nach dem Einzug 14. Nov. 1736: „Anjetzo bin ich beschäftich mit dem flantzen der Bäume fertig zu werden, dieweil wir anjetzo noch schöne tage haben.“ Er legte die berühmten Gärten von Rheinsberg und in ihnen die schönen Treibhäuser und eine Holländerei an; seinem Vater überschickte er in die königliche Küche fortwährend Sachen, „die er gerne isset.“ So schreibt er 10. Febr. 1736: „Die gnädige Art, wohrmit Mein allergnädigster Vater die puhlen, so ich geschicket, hat an nehmen wollen, beherzet mir

die Freiheit zu nehmen, eine kalte Rindfleisch-Pastete, wie Er sie gerne ißet, zu schicken und mit nechst kommender gelegenheit werde pularden, so nuhr noch nicht fet genung seindt, schicken und hoffe ich in ein Jahr meine Wirthschaft so in zu richten, das Mein allergnädigster Vahter kein Fleischwerk wirdt gebrauchen von Hamburg kommen zu lassen. Der ich mich beständig in Meines allergnädigsten Vahters Gnaden ganz unterthänigst Emphele und mit unaufhörlichem respect bis an mein Ende verharre

Als Meines aller Gnädigsten Königs und Vahters
treugehorsamer Diener und Sohn
Friedrich."

Frühen Spargel und Blumenkohl, Kirschen, Erdbeeren, Melonen, Weintrauben, fette Kälber, „um zu probiren, ob solche so wie in das Clevische werden könnten", Poularden, Capaunen, Tauben und Truthähne, Kibitzeier, auch Fische, eingemachte Gänse, Schinken- Pasteten und Rouladen — fortwährend schickt das der immer eifriger in der guten Menage beflissne Sohn dem Vater.

Friedrich selbst hatte Gefallen an den Freuden der Tafel und die Gastmähler in Rheinsberg gehörten zu den geistreichsten und heitersten, die man haben konnte. Es ging zuweilen hoch her.

„Heute Nacht, schreibt der Prinz seinem Vater aus Rheinsberg 8. Nov. 1736, um drei Uhr so wecken mich meine Leute und sagen mir, es wäre eine Staffette an mich mit Briefe gekommen; ich stehe sofort eiligst auf und als ich den Brief erbreche, so

ist er von Prinz Mirau (Mirow, Carl von Mecklenburg-Strelitz, der Großvater der schönen Königin Luise), welcher mir schreibt, daß er heut Mittag hier sein würde, ich habe mir wohl was geäußert, habe aber doch das Lachen nicht lassen können über der reitenden Staffette, so er mir eine Meile weit geschickt. Hier habe alles angestellt, um ihn zu empfangen, als wär es der Kaiser selbst und hoffe ich Materie zu haben, meinen allergnädigsten Vater mit künftiger Post gewiß lachen zu machen.“ 11. Nov.: „Des Prinzen von Mirau's Visite ist gar zu curieus gewesen, als daß ich nicht meinem allergnädigsten Vater alle Umstände davon berichte. Wie ich mit dem Prinzen in die Kammer kam, so fing der General Pretorius, der sich eben bei mir fund, an: Voilà le Prince Cajuca! und das so laut, daß es alle Leute hörten, kein Mensch konnte das Lachen lassen und hatte ich alle Mühe, daß ich es so drehte, daß er nicht böse ward. Kaum war der Prinz im Hause, als man mir sagte, daß dem armen Prinzen zum Unglück der Prinz Heinrich (von Schwedt) gekommen sei, welcher ihn denn dermaßen aufzog, daß wir alle gedachten todt von Lachen zu bleiben. Er wurde immer gelobt, absonderlich über seine schöne Kleidung, sein gutes air und seine ungemeine Leichtigkeit im Tanzen; ich habe auch gedacht, es würde kein Aufhören des Tanzes werden. Den Nachmittag, um ihm den Rock zu verderben, so haben wir im Regen nach dem Vogel geschossen, er wollte wohl nichts sagen, aber man konnte doch sehen, daß

er sich um den Rock sehr hatte. Den Abend so kriegte er einige Gläser in den Kopf und wurde recht lustig, sagte, wie er nothwendig wegen Staats- und considerabeln Angelegenheiten wieder nach Hause müßte, welches aber doch bis in die Nacht um zwei Uhr verschoben wurde. Ich glaube, daß er sich des Tages darauf nicht mehr wird viel zu erinnern wissen." 18. Nov. 1736: „Berichte aller unterthänigst, daß der Prinz von Mirau wieder nebst seiner Mutter, Frau, Tante, Hofdamen, Cavalier und die junge Menage bei mir gekommen ist, so daß ich dachte, daß es die Flucht aus Egypten vorstellen sollte. Ich bin bange, daß man die guten Leute anjetzo nicht wird können los werden, indem sie mir versichert haben, daß sie gern öfters kommen wollten." Und 23. Nov.: „Der Prinz von Mirau hat mir wieder mit einer Visite drohen lassen."

„Ich verlebe hier, erzählt der Baron von Bielefeld, der zum erstenmal im Herbst 1739 nach Rheinsberg kam, in seinen vertrauten Briefen, wahrhaft entzückende Tage. Eine königliche Tafel, ein Götterwein, eine himmlische Musik, köstliche Spaziergänge, sowohl im Garten, als im Walde, Wasserfahrten, Zauber der Künste und Wissenschaften, angenehme Unterhaltung: Alles vereinigt sich in diesem feenhaften Palaste, um das Leben zu verschönern. Doch da nichts auf Erden vollkommen ist, so hat sich auch ein Tropfen Wermuth in meine Freuden gemischt. Ich habe das einem unglücklichen Bacchusfeste zu danken. Eines Tages hatte der Kronprinz einen ganz

ungewöhnlich guten Humor bei der Mittagstafel. Seine Heiterkeit belebte die der ganzen Gesellschaft. Einige Gläser Champagner versetzten uns in die Laune der heitersten Späße. Der Prinz fand, daß dieser leichte Witz uns ganz vortrefflich vom Zuge gehe und erklärte uns beim Aufstehen von der Tafel, daß er entschlossen sei, das kleine Bacchanal beim Souper da wieder anzufangen, wo wir es beim Diner gelassen hätten.

Gegen Abend ließ mich der Prinz zum Concert einladen und als dasselbe zu Ende war, sagte er zu mir: „Gehen Sie jetzt zur Prinzessin, sobald sie mit ihrem Spiele zu Ende ist, wollen wir uns zu Tafel setzen, um nicht eher wieder davon aufzustehen, als nachdem wir die Lichter ausgelöscht und mit einer kleinen Champagner-Erleuchtung." Ich hielt diese Drohung für einen Scherz. Aber als ich zur Prinzessin gekommen war, ließen Ihro Kgl. Hoheit mich die Sache als ganz im vollen Ernste ausgesprochen ansehn, sie verkündigte mir lachend, daß ich der List des Prinzen nicht werde entgehen können.

In der That, kaum hatten wir uns zu Tisch gesetzt, so fing er an, eine interessante Gesundheit nach der andern auszubringen, auf welche Bescheid gethan werden mußte. Auf diesen ersten Angriff folgte ein ganzer Strom von Witzworten und jovialischen Ausfällen von Seiten des Prinzen und seiner Umgebung, die ernsthaftesten Stirnen erheiterten sich, die Heiterkeit wurde allgemein und auch die Damen nahmen daran Theil. Innerhalb des Zeitraums von zwei Stunden

fühlten wir, daß die weitesten Behälter doch keine Abgründe sind, in die man Spirituosa sonder Maaß schütten kann, ohne ihnen eine Ableitung zu verschaffen. Die Nothwendigkeit setzte uns über die Etikette hinweg und selbst die der anwesenden Kronprinzessin schuldige Ehrfurcht war nicht im Stande, einige von uns zurückzuhalten, im Vorhause frische Luft einzuschöpfen. Auch ich gehörte zu diesen. Als ich herausging, befand ich mich noch ziemlich wacker, aber nachdem ich an die frische Luft gekommen war, bemerkte ich beim Wiedereintreten in den Saal eine kleine Wolke von Dünsten, die mein Bewußtsein zu umnebeln anfing. Ich hatte vor mir ein großes Glas Wasser. Die Prinzessin, der ich gegenüber zu sitzen die Ehre hatte, ließ aus einer liebenswürdigen kleinen Bosheit dieses Wasser weggießen und das Glas statt dessen mit Sillerychampagner füllen, so klar, wie Felsenwasser und man blies dazu auch noch den Schaum und die Perlchen hinweg. Ich hatte schon die Feinheit des Geschmacks verloren und mischte nun meinen Wein, ohne es zu wollen, mit Wein. Statt mich nüchtern zu machen, berauschte ich mich, aber mit einem Räuschchen, das fast bis zur Trunkenheit anstieg. Um mich vollkommen zu verderben, befahl mir der Prinz mich an seine Seite zu setzen, sagte mir höchst verbindliche Sachen, ließ mich so viel, als meine schwachen Augen damals trugen, in die Zukunft hineinblicken und dabei ein volles Glas um das andere von seinem Lünel trinken. Indessen die übrige Gesellschaft empfand nicht minder, als ich selbst, die Wirkungen des

Nektars, der bei diesem Banquet in Strömen floß. Eine der fremden Damen, die in andern Umständen sich befand, fühlte sich ganz eben so belästigt wie wir Herren, brach plötzlich auf und machte eine kleine Abwesenheit in ihrem Zimmer. Wir fanden diese That heroisch und höchst bewundernswürdig. Der Wein macht zärtlich. Die Dame ward, als sie zurückkam, mit Liebesworten und Liebesbezeigungen überschüttet. Niemals hat man einer Dame für eine gleiche Unternehmung so viel Lobsprüche ertheilt.

Endlich, geschah es durch Zufall oder mit Fleiß, zerbrach die Kronprinzessin ein Glas. Das war ein Signal, unserer ungestümen Heiterkeit gegeben, und ein großes Beispiel, das uns der Nachahmung werth zu sein schien. In einem Augenblick flogen die Gläser in alle Ecken des Saals, sämmtliches Glaswerk, Porzellain, Spiegel, Kronleuchter, Gefäß und Geschirr, alles war in tausend Stücken zerschlagen. Inmitten dieser gänzlichen Zerstörung stand der Prinz wie der tapfre Mann des Horaz, welcher, Zeuge der Zertrümmerung des Weltalls, dessen Ruinen mit ruhigem und heitrem Auge betrachtet. Als aber endlich aus der Heiterkeit ein Tumult ward, flüchtete er sich aus dem Gedränge und zog sich mit Hülfe seiner Pagen in seine Gemächer zurück. In demselben Augenblick war auch die Kronprinzessin verschwunden. Ich war unglücklich genug, nicht einen Bedienten zu finden, der sich meiner Hülflosigkeit erbarmt hätte. Ich kam so tappend der großen Treppe zu nah und stürzte von oben herab. —

Am Morgen sprach man von Trepaniren, ich mußte indeß doch vierzehn Tage das Bett hüten. Das ganze Schloß war zum Sterben krank. Weder der Prinz, noch einer der Cavaliere konnte sichtbar werden und die Prinzessin befand sich beim Diner ohne Herren. Man wird in Rheinsberg noch lange an diesen Tag denken, der glücklicherweise wenig Brüder zählt, da der Prinz durchaus kein Trinker ist."

Zu dem heitern, gewählten Kreise, den Friedrich in Rheinsberg um sich versammelte, gehörten Personen aus den verschiedensten Kreisen der gebildeten Stände, Offiziere, Hofleute, Diplomaten, Gelehrte und Künstler, theils Ausländer, theils Preußen. Friedrich stiftete einen geheimen Ritterbund, der zwölf der Erwähltesten umfaßte, der Patron dieses Bundes war der Ritter ohne Furcht und Tadel. Friedrich selbst führte den Bundesnamen: Le Constant. Das silberne Kreuz mit den Buchstaben F. C. P. Fridericus Constans Princeps, das er an einem grünseidnen Bande auf der bloßen Brust trug, wird noch auf der königlichen Kunstkammer zu Berlin aufbewahrt. Die Prinzen Wilhelm und Heinrich, Herzog Ferdinand von Braunschweig und Herzog Wilhelm von Bevern gehörten zu dem Bayard-Bunde. Zum Großmeister gewählt ward der Rittmeister, nachherige General Baron Heinrich August de la Motte Fouqué, der 1698 im Haag geborne Sohn eines französischen Refugié, aus einer alten Familie der Normandie, der wegen Aufhebung des Edicts von Nantes Frankreich verlassen hatte. Fouqué, der nachherige Held von

Landshut, trug den Bundesnamen le Chaste, er blieb bis zum Tode einer der zärtlichst geliebten Freunde Friedrich's. Friedrich's vornehmste Lieblinge in Rheinsberg waren Jordan und Kayserling, der schon oben 1729 nächst Rochow genannte Gesellschaftscavalier.

Carl Stephan Jordan, 1700 zu Berlin geboren, war früher französisch-reformirter Prediger in Prenzlau. 1732 starb seine Gattin, da verließ er die Predigerstelle und begleitete einen Baron von Kniphausen, der nachher nach Ostindien ging und dort in den holländischen Colonien sein Glück machte, auf Reisen nach Frankreich, Holland und England. Friedrich suchte damals einen Gelehrten zur Unterhaltung und zu den literarischen Commissionen. Der Graf von Manteufel, früher sächsischer Minister, wie oben erwähnt Hauptanhänger des Philosophen Wolf, der seit 1731 in Berlin lebte, empfahl Jordan, der nur in den Büchern lebte und nirgends mehr als in den Buchläden und Bücherauctionen anzutreffen war, an Friedrich, dieser nahm ihn 1736 zu sich als Lektor und Bibliothekar und faßte bald die zärtlichste Neigung zu ihm. Jordan war ein kleiner, lebhafter, witziger Mann von großer Liebenswürdigkeit und dabei sehr überlegtem Nachdenken. „Jordan, schreibt Bielefeld unterm 30. Oct. 1739, ist klein, gutgewachsen und angenehm, mit einem Auge voll Leben und Feuer. Seine Gesichtsfarbe ist dunkel, die starken Brauen und der Bart sind schwarz. Er ist geistreich und sehr wissenschaftlich gebildet. Sein Witz in der Unterhaltung ist unversiegbar. Was ihn mir aber besonders werth macht, ist seine Herzensgüte

und das Leichte und Angenehme seines ganzen Wesens. Auch ist er, was viel sagen will, der Liebling des ganzen Hofes.“ Jordan — „doctissimus, sapientissimus Jordanus“ — ward Friedrich's trautester Freund. Friedrich erhob ihn zum Geheimen Rath und Vicepräsident der Akademie und correspondirte mit ihm fortwährend in den Jahren 1739—1745, namentlich während der schlesischen Kriege. Er starb aber schon 1745 zu Friedrich's herbstem Schmerze. Der König selbst machte seine Lobrede für die Akademie. Jordan war es, der 1742 die Fiacres in Berlin einführte. Er starb mit Hinterlassung zweier Töchter, von denen eine die Gattin Merian's, des bekannten Akademikers war. Der König hatte ihm die Bundesnamen Hephästion und Tindal gegeben. Jordan hatte sehr freie Ansichten über die Religion und damit auf Friedrich als Mann denselben Einfluß, den Katt auf ihn als Jüngling gehabt hatte. Büsching erzählt aber, daß Jordan auf seinem Sterbebette viel Gewissensangst darüber empfunden habe, daß er im Umgange mit dem König die Religion so oft hinweggewitzelt. Der König selbst hatte diese Reue für Phantasie eines dem Tode nahen Kranken erklärt. Bielefeld bestätigt das und schreibt, daß Jordan einige Tage vor seinem Tode zu ihm gesagt habe: „Ich sterbe mit der Ueberzeugung und dem Glauben an die göttliche Sendung Christi; sagen Sie das dem Könige, wenn Sie Gelegenheit dazu haben.“

Ein zweiter vertrautester Freund Friedrich's war der wie gesagt schon 1729 von seinem Vater zum

Gesellschafter erbetene Oberst Dietrich Freiherr von Kayserling, geb. 1698, aus Mitau in Curland, der sich in Preußen niedergelassen und für 100,000 Thaler Güter gekauft hatte. Seine Mutter war eine Französin, die Tochter des Erbauers des Schlosses in Potsdam, de la Chieze. Er war Friedrich wegen seiner feinen, freien und vielseitigen Bildung und als heiterster, aufgewecktester Gesellschafter überaus werth. Er nannte ihn Cäsarion oder le Cygne de Mitau. Die Markgräfin von Baireuth titulirt ihn: „fort honnête homme, mais fort debauché, grand étourdi et bavard, qui faisoit le bel esprit et n'étoit qu'une bibliotheque renversée."

Bielefeld schreibt von ihm 30. Oct. 1739 aus Rheinsberg, wo er ihn zum erstenmale sah: „Ich hatte viel vom Baron K. gehört, ich suchte ihn vergebens in dem Billardzimmer des Erdgeschosses, wo ich die meisten Offiziere und Herren des prinzlichen Hofs fand, mit den Augen. Endlich trat er in den Saal mit einem Geräusch und Getöse, wie der Nordwind im Rosenballet. Er kam von der Jagd und zu meinem Erstaunen erblickte ich ihn im Schlafrock, mit der Flinte über der Schulter. Er redete mich heiter an, wie man einen alten Freund anredet, und trug mich beinahe in sein Zimmer. Während er sich ankleidete, sagte er mir einige Verse aus der Henriade her, führte Stellen aus deutschen Dichtern an, machte einige Kapriolen und Pas aus dem Rigodon, kam auf gelehrte Gegenstände und unterhielt mich von Politik, Mathematik, Malerei, Baukunst, von den

schönen Wissenschaften und von der Kriegskunst. Ich stand wie betäubt, hörte schweigend zu und bewunderte alles an ihm, sogar die glücklichen Sprünge von einem Gegenstand zum andern, doch schien mir diese sehr große Lebhaftigkeit nicht ganz ungekünstelt und keineswegs hervorgehend aus einem übersprudelnden Geiste. Obgleich ich bei näherer Bekanntschaft meine Meinung nicht geändert habe, finde ich doch, daß K. ein sehr lieber Mann ist, der mancherlei weiß, gut spricht und schreibt, sogar Verse macht und neben dem aufgewecktesten Kopf das beste Herz besitzt. Sein Aeußeres ist kurz und gedrängt, er hat kleine Augen, eine breite Nase, keinen angenehmen Mund und eine gelbe Hautfarbe. Sein Wesen ist offen und ungezwungen; seine Haltung gut, er hat ganz die Sprache und die Manieren eines Weltmanns. Er ist immer in der Gesellschaft des Prinzen." Nach der Thronbesteigung Friedrich's schreibt Bielefeld unterm 20. Juni 1740: „An der Spitze aller freudigen Unterthanen ist der Baron K. Seine Zimmer werden nicht leer. Man bestürmt ihn und er ist außer sich vor Wonne und Entzücken; er beantwortet alle schriftlichen Glückwünsche und beschäftigt funfzig Secretaire. Gestern hat er einen Anfall von hitzigem Fieber gehabt, welches in seinem aufgeregten Zustande vorherzusehen war."

Kayserling ward Friedrich's Generaladjutant und von ihm 1744 gegraft, aber höher stieg er nicht. Da er ziemlich rasch gelebt hatte, starb er kurz nach Jordan im Jahre 1745, vermählt seit 1742 mit einer Gräfin Schlieben-Sanditten, Tochter des

Oberjägermeisters, von der er eine Tochter Adeleide hinterließ, welcher der König sich sehr annahm. Friedrich schrieb über den Tod dieser beiden liebsten Freunde: „Ich habe in weniger als drei Monaten meine beiden treuesten Freunde verloren, mit denen ich immer gelebt habe und deren angenehmer Umgang und tugendhaftes Leben, wie die wahre Freundschaft, welche ich für sie hegte, mir oft den Kummer haben besiegen und Krankheiten ertragen helfen.“ — „Das war meine Familie und ich glaube nun verwittwet, verwaiset und in einer Herzenstrauer zu sein, welche finstrer und ernster ist als die schwarzen Kleider.“

Außer Jordan und Kayserling gehörte zu Friedrich's Lieblingen in dem Rheinsberger Aufenthalte, der ehemalige sächsische Gesandte in Berlin, Ulrich Friedrich von Suhm, dem sich Friedrich bei einem erotischen Uebel kurz nach seiner Hochzeit in die Arme geworfen hatte und dem er deshalb zu lebenslänglicher Dankbarkeit sich verpflichtet glaubte.

Suhm war von 1720 – 1730 Gesandter in Berlin. Er führte Friedrich auch zum Studium Wolf's und übersetzte ihm dessen Schriften in die französische Sprache. Als Suhm von Berlin nach Copenhagen und von da ebenfalls als Gesandter 1737 nach Petersburg gegangen war, blieb Friedrich in fortwährender Correspondenz mit ihm. Namentlich ist ein Brief merkwürdig, den Friedrich aus Rheinsberg 1737 in seinen Geldverlegenheiten an Suhm schrieb. „Da Sie nun einmal mein Commissionair in Rußland sein wollen, so bitte ich mir die neue Ausgabe vom Leben des

Prinzen Eugen zu verschaffen, die man bei Ihnen druckt, das wird das kürzeste sein. (Es war dieser Titel der vorher verabredete Ausdruck für ein Darlehn). Die Absendung an mich wird leichter, der Accord mit dem Buchhändler viel sichrer sein und ich werde dabei meine Rechnung viel besser finden, als bei den Wiener Buchhändlern, die langsam drucken, den Subscribenten keinen Credit geben und die mit einem Worte mir nicht anstehen. Man verlangt 12 Exemplare von mir (12,000 Thlr.); die sie bestellt haben, verfolgen mich bei Tag und Nacht, als ob ich eine Druckerei in meinem Hause hätte und nach meinem Belieben sie befriedigen könnte ꝛc. Schließen Sie daher mit dem Buchhändler den Accord ꝛc. Ihre Klugheit und Wolf stehen mir für den günstigen Erfolg Ihres Unternehmens." Suhm verschaffte die Summe durch ein Anlehn beim Herzog Biron von Curland. „Vierzehn Tage später und ich war verloren, schreibt Friedrich, als das Geld gekommen war." Als Friedrich König ward, berief er Suhm sofort in seine Dienste; aber auf der Reise von Petersburg nach Berlin starb Suhm 8. Nov. 1740 in Warschau. Friedrich ließ seine Kinder erziehen und gab ihnen bis zu ihrer Versorgung eine Pension.

Damals schrieb Friedrich: „Ich möchte lieber Millionen verloren haben. Man findet schwer einen Mann wieder, der so viel Geist mit so viel Gefühl und Aufrichtigkeit verband. Mein Herz wird trauern, tiefer als man für die meisten Verwandten trauert. Suhm's Andenken wird so lange in mir währen,

als ein Tropfen Blut's in meinen Adern rinnt und seine Familie wird die meinige sein."
Suhm führte den Bundesnamen Diaphane, der Offenherzige.

Ein zweiter Sachse, der von Berlin aus, wo er damals lebte, fleißig mit Friedrich nach Rheinsberg correspondirte, war der unter Friedrich Wilhelm schon genannte ehemalige sächsische Minister Graf Ernst von Manteufel, der den Bundesnahmen Quinze vingt führte. Wie Suhm der Lehrer in der Philosophie, war Manteufel der Lehrer in der Staatskunst. 1740 aber, kurz nach dem Regierungsantritt Friedrich's, mußte er Berlin verlassen, weil eine Erkaltung des freundschaftlichen Verhältnisses eingetreten war: man hatte Friedrich, weil man nicht wünschte, daß er, wenn er König würde, Manteufel mit einem Ministerposten betraue, hinterbracht, daß dieser sich der Mentorschaft berühme, obgleich er den bescheidnen Namen Quinze vingt — einer von der dreihundert Blinden des großen Hospitals in Paris — sich selbst gegeben hatte. Er starb in Leipzig 1749.

Nächst diesen beiden sächsischen Staatsmännern Manteufel und Suhm und den hochgeliebten Spezialen Jordan und Kayserling stand Friedrich im Schlosse Rheinsberg am Nächsten der Erbauer und Ausschmücker desselben, der Intendant Baron Georg Wenzel von Knobelsdorf: er war ebenfalls einer seiner vertrautesten Freunde und Friedrich pflegte ihn in seiner Vertraulichkeit nur „den dicken Knobelsdorf" zu nennen. Knobelsdorf war ein Schlesier von Geburt, ein biedrer,

ernster, fast finstrer Mann; er wohnte mit im Schlosse zu Rheinsberg und starb im Jahre 1753. Noch wohnten daselbst der biedere und muntere, altdeutsche und altfromme Major Christoph Ludwig von Stille, der als General und Curator der Akademie 1752 starb und der alte Ingenieuroberst Senning, Friedrich's ehemaliger Lehrer in der Mathematik und Fortificationskunst, ein guter Soldat und wackrer Stelzfuß, der in der niederländischen Campagne gegen die Franzosen ein Bein eingebüßt hatte und der zugleich als geistreicher Gesellschafter sich werth machte.

Ferner wohnten in Rheinsberg die nachherigen Generale: Johann Jobst Heinrich Wilhelm von Buddenbrock, ein Sohn des Generalfeldmarschalls, später Chef des Cadettencorps und der Academie militaire, gestorben 1781 — Friedrich Baron von Wylich, der 1770 als Generallieutenant, Generaladjutant und Ritter des schwarzen Adlerordens starb — und Conrad Heinrich von der Gröben, aus dem Hause Quossen, der schon 1746 mit Tode abging — alle drei damals junge, gebildete, geistreiche Offiziere Friedrichs Regiment in Ruppin.

Noch gehörten zu diesen jüngeren Umgebungen des Kronprinzen ein paar Ausländer: Graf Chazot und Baron Bielefeld. Der Rittmeister Graf Egmont von Chazot war ein junger, lebhafter, heiterer und freimüthiger Franzose, der aus der Normandie stammte. Er blieb bis 1752 in preußischem Dienste, mußte aber eines Duell's wegen in diesem Jahre austreten und ward durch Friedrich Gouverneur

von Lübeck. Chazot blieb in fortwährender Correspondenz mit dem König und mußte ihn von Zeit zu Zeit auch in Sanssouci besuchen. Der mehrerwähnte Baron Bielefeld war, wie Jordan, einer der Bürgerlichen, die Friedrich vorzog. Er war ein Hamburger von Geburt, Sohn eines Leinewandhändlers. Friedrich verwandte ihn, als er den Thron bestiegen hatte, in diplomatischen Aufträgen nach Hannover und London und als Legationsrath im Departement des Auswärtigen. Er ward dann Gouverneur des Prinzen Ferdinand und Oberaufseher der Universitäten, 1748 ward er baronisirt und heirathete in diesem Jahre ein reiches Fräulein von Reich aus Halle. Er kaufte den neuen Palast des Grafen Kayserling auf der Wilhelmsstraße in Berlin und starb im Privatstand auf seinem Gute Trebra im Altenburgischen 1770.

Auch eine kleine Künstlerwelt war im kurprinzlichen Hoflager zu Rheinsberg versammelt. Von Musikern war der berühmteste: Carl Heinrich Graun, der Componist des Todes Jesu, den Friedrich sich von seinem Schwiegervater aus Braunschweig 1735 erbeten hatte. Graun war Capellmeister der Rheinsberger Capelle und sein älterer Bruder fungirte darin als Conzertmeister. Eine anderweite Zierde dieser Capelle war der schon 1732 engagirte berühmte Violinenspieler Franz Benda und sein Bruder Georg. Als Maler war der schon unter Friedrich I. angestellte Antoine Pesne installirt, den Bielefeld zugleich als angenehmen Gesellschafter rühmt. Pesne war ein

vorzüglicher Portraitmaler, wie er denn nicht weniger als zwölf Souveraine gemalt hat, er war besonders in der Farbengebung ausgezeichnet. Im Rheinsberger Schlosse malte er namentlich den Sonnenaufgang im Plafond des großen Saales. Von ihm rührt auch das beste Portrait Friedrich's her, das G. F. Schmidt mit der Umschrift: Fridericus Magnus Rex Borussiae 1746 in Kupfer gestochen hat. Eins der schönsten Bilder von Pesne ist das bekannte, wo Friedrich als dreijähriger Kronprinz dargestellt ist, die Trommel schlagend, den lebhaften Blick in die Höhe gerichtet: seine Schwester, die nachherige Markgräfin von Baireuth marschirt darnach und hinter beiden geht der Kammermohr mit dem Schirme. Es gehörte dieses schöne Bild der jüngeren Schwester Friedrich's, der Prinzessin Amalie, und hing in deren Wohnzimmer in ihrem Palaste auf der Wilhelmsstraße. — Pesne starb im Jahre 1757.

Hofmarschall in dem Rheinsberger Hoflager blieb der redliche alte Herr von Wolden, der kurz vorher, ehe Friedrich König wurde, in des Kronprinzen Gemach am Schlagflusse starb. Seine junge schöne Gemahlin, eine Tochter des Cabinetsministers von Borck, die Schwester der Frau von Maupertuis, trug nach Bielefeld's Versicherung zur angenehmen Geselligkeit in Rheinsberg nicht wenig bei.

Endlich ist noch von den Männern, die den kleinen Hofkreis in Rheinsberg bildeten der Oberst von Bredow zu nennen, der Wirthschaftschef in der Rheincampagne, die Friedrich mitmachte: er war

14 *

gewissermaßen der Resident des Königs am kurprinzlichen Hofe.

Zu diesem Männerkreise gesellte sich nun auch ein Kreis von Damen, unter denen nicht minder angenehme und anmuthige Persönlichkeiten sich befanden. An der Spitze des Hofstaats der Kronprinzessin stand die schon genannte, von Seckendorf in Oestreich's Interesse gekaufte Oberhofmeisterin, Frau von Katsch, die Wittwe des gestrengen Ministers für die Militair-Justiz- und Criminalsachen unter Friedrich Wilhelm. Frau von Wolden, die junge, schöne Gemahlin des alten Hofmarschalls, habe ich soeben erwähnt. Außerdem werden noch ausgezeichnet die beiden Hoffräulein der Kronprinzessin von Schack und von Walmoden. Als liebe Gäste sprachen häufig in Rheinsberg ein: Frau von Morien, geborne von Marwitz, Gemahlin des Oberhofmeisters der Königin Mutter, eine große Freundin von Friedrich, Frau von Kannenberg, geborne Gräfin Finkenstein, später Oberhofmeisterin der Gemahlin Friedrich's und ebenfalls eine sehr große Freundin von ihm, auf die ich unten noch einmal zurückkomme. — ferner Frau von Brand, die besonders die Hand zu Liebesabentheuern bot, bei denen auch Graf Manteufel sich thätig bezeigte, Frau von Haake und Frau von Veltheim.

„Der Umgang mit eben diesen Personen,“ schreibt Bielefeld, „ist höchst angenehm. Alle, die in Rheinsberg wohnen, genießen die ungezwungenste Freiheit. Sie sehen den Kronprinzen und seine Gemahlin nur bei der Tafel, beim Spiel, auf dem Balle,

im Concert oder bei andern Festen, an denen sie Theil nehmen können. Die Zeit, die dem denkenden Menschen so kostbar, dem oberflächlichen so lang vorkommt, wird hier nicht mit Schlafen bis zum Mittag, nicht mit Frühstücken, nicht mit Besänftigung und Vertröstung der Gläubiger, nicht mit wichtigen und geheimnißvollen Conferenzen mit Schneidern und Putzmacherinnen, nicht mit Toilettemachen, noch mit unnützem Geschwätz in den Vorzimmern verbracht. Jedermann denkt, liest, schreibt, zeichnet, musicirt, beschäftigt sich auf seinem Zimmer bis zur Zeit der Tafel. Nachher begeben sich die Herren in das Zimmer derjenigen Dame, an der die Reihe ist, die Honneurs zu machen. Die Oberhofmeisterin der Kronprinzessin, Frau von Katsch, macht den Anfang und die andern folgen; selbst die fremden Damen sind nicht ausgeschlossen. Der ganze Hof versammelt sich bei der Dame, an der die Reihe ist, am Kaffeetische: man spricht, man scherzt, man macht ein Spiel, man geht umher und diese Stunde ist eine der angenehmsten des Tages. Der Prinz und die Prinzessin nehmen den Kaffee in ihrem Zimmer. Die Abende sind der Musik gewidmet, der Prinz hält Concert in seinem Salon, wozu man eingeladen sein muß."

In Rheinsberg setzte sich Friedrich auch mit den vorzüglichsten auswärtigen Gelehrten, Philosophen, Schöngeistern und Weltmännern seiner Zeit in Verbindung, er schrieb an die Mathematiker Maupertuis und Gravesand, an den Philosophen Fontenelle,

an die Historiker Rollin und Hénault, an den Dichter Gresset, an den berühmten Italiener Algarotti, der 1739 persönlich auf acht Tage nach Rheinsberg kam, in demselben Jahre, wo auch Mylord Baltimore, Enkel und Erbe des Gründers von Maryland, der berühmte englische Sonderling, den König besuchte. Vor allen trat er seit 1736 mit Voltaire in Verbindung. Sein erster Brief an ihn ist vom 8. August 1736 geschrieben, nach Schloß Cirey in der Champagne, wo Voltaire damals seit 1733 einsam bei seiner langen, hagern, aber gelehrten Freundin, der Marquise du Chatelet lebte, der Gemahlin des Generals und Hofmarschalls bei König Stanislaus, der göttlichen Emilie, wie sie Friedrich Voltaire zu Gefallen nannte, einer gebornen Baronesse von Breteuil.

Voltaire ward für Friedrich der stärkste Magnet, den die Erde für ihn hatte. Er nennt ihn den ersten Mann seines Jahrhunderts; er schreibt ihm, es gebe nur Einen Gott und Einen Voltaire; er verspricht ihm, seine Werke eben so köstlich aufzubewahren, wie Alexander die Werke des Homer; er setzte im Gedanken seiner Henriade über die ganze Iliade; er bittet ihn sogar, seine Handlungen künftig als die Früchte seine Lehren anzusehen. Juli 1737 schickte er ihm Kayserling als Gesandten nach Cirey, er wird von der Marquise und Voltaire mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen, Ende März kommt er mit dem Anfang des Siècle de Louis XIV. zurück. Friedrich konnte nicht genug von Cirey und Voltaire hören.

Er schreibt ihm 9. November 1738: „Uns fehlt in Rheinsberg, um vollkommen glücklich zu sein, nur ein Voltaire. Wenn Sie aber gleich fern von uns leben, so sind Sie doch mitten unter uns. Ihr Bild schmückt meine Bibliothek, es hängt unmittelbar über Ihren Werken und dem Orte gegenüber, wo ich gewöhnlich sitze, daß ich Sie immer vor Augen habe. Fast möchte ich sagen: Ihr Bild sei mir die Memnonssäule, die, wenn die Sonnenstrahlen sie berührten, harmonisch ertönte, und wer sie anschaute, dessen Geist ward belebt.“ Er schickte ihm Ungarwein zum Geschenk und Bernsteinsachen, einen Ring, einen goldnen Stockknopf in Gestalt eines Socrateskopfs und ein zierlich gearbeitetes Schreibzeug. Sechzehn Jahre dauerte die Correspondenz zwischen Friedrich und Voltaire. Zweimal in dieser Zeit, das erstemal kurz nach der Thronbesteigung Friedrich's, 1740 im October, das zweitemal 1743 im September und October, erschien Voltaire in Sanssouci zum Besuch, das erstemal eine Woche, das zweitemal vier Wochen. Es waren kostbare Wochen. Den 28. November 1740 schon schrieb Friedrich an Jordan: „Von den sechs Tagen, die Voltaire hier gelebt hat, kostet mich jeder 550 Thaler. Das nenne ich einen Spaßmacher (fou) theuer bezahlen.“ Schon hier hatte er Gelegenheit, Voltaire's Habsucht kennen zu lernen. Endlich, nachdem seine Freundin, die zuletzt einen Offizier, S. Lambert, begünstigte, nach zwanzigjähriger Unfruchtbarkeit in eben nicht vergnügter Ehe, vierundvierzig Jahr alt, im Kindbette zu Lüneville in Lothringen 1749 gestorben war, entschloß Voltaire sich, bei Friedrich zu wohnen.

Er kam am 10. Julius 1750 in Sanssouci an, und erhielt 5000 Thaler Gehalt, freie Wohnung in dem Flügel des Pavillons des Schlosses, wo der jetzt regierende König zu wohnen pflegt, freie Tafel und Equipage. Dies Verhältniß dauerte aber nur drei Jahre. Schon 1749 hatte Friedrich an Algarotti geschrieben: „Was geht mich Voltaire's Moral an? Man kann schöne Sachen bei einem Bösewicht lernen.“ Friedrich erfuhr aber, daß diese Studien bei dem großen Manne mit bedeutenden Unbequemlichkeiten verknüpft seien. Er hatte Gelegenheit, diese Größe mit ihren Hauptschwächen und Lastern, mit ihrem Intriguen- und Cabalengeist, ihrer schmutzigen Habsucht und ihrem giftigen Neide in solcher Nähe kennen zu lernen, daß er nicht wenig erfreut war, als sie sich wieder von ihm entfernte. Er änderte nun sein Urtheil dahin um: „Il a la gentilesse et la malice d'un singe.“ „Der Mann ist nur gut ihn zu lesen, zum Umgang ist er gefährlich.“ „Voltaire ist seinem Geiste nach ein Gott, seiner Gesinnung nach ein Schuft.“ Er schrieb ihm selbst: „Für Ihre Werke verdienen Sie Ehrensäulen, für Ihr Betragen Ketten.“ Er hatte den König auf vielfache Weise prostituirt. Schon am 24. Februar 1752 hatte ihm Friedrich schreiben müssen: „Sie sind bei dem russischen Gesandten gewesen, um mit ihm über Dinge zu reden, die Sie gar nichts angehen, und man hat geglaubt, Sie hätten es in meinem Auftrage gethan. Mit den Juden hatten Sie die häßlichste Geschichte von der Welt und Sie erregten in der ganzen Stadt damit ein abscheuliches Aufsehn. Die Geschichte mit

den sächsischen Steuerscheinen (die Preußen ohne Verlust ausgewechselt werden mußten) ist so bekannt in Sachsen, daß man sich sehr hart bei mir beklagt hat." Noch in demselben Jahre, 1752, ließ Voltaire gegen des Königs ausdrücklichen Willen die famose Satyre vom Doctor Akakia gegen den Präsidenten der Berliner Akademie, **Maupertuis**, drucken; er ward nun zu einem Reverse genöthigt, daß er weder Gelehrte noch Souveraine angreifen und des Königs Briefe nicht mißbrauchen wolle. Er unterschrieb ihn am 27. Nov. 1752. Aber das Verhältniß war gestört. Voltaire söhnte sich zwar, um Kammerherrnschlüssel und Ordenskreuz wieder zu bekommen, mit dem König aus, verließ dann aber den Hof, 26. März, und ging wieder nach Frankreich zurück. Er nahm jedoch, als er Sanssouci verließ, einen Band Gedichte des Königs heimlich mit, um sie in Paris drucken zu lassen und den bedeutenden Gewinn dafür an sich zu ziehen. Friedrich mußte daran gehen, ihn in Frankfurt mit der Verhaftung drohen zu lassen. Voltaire wandte sich damals in seiner Angst an **Kaunitz** und den Wiener Hof mit wahrhaft lächerlichen Bitten und Anträgen und verhieß die abentheuerlichsten Entdeckungen: diese Briefe Voltaire's wurden 1809 von den Franzosen aus dem Wiener Archiv in's Pariser geschafft, wo sie der Heidelberger **Schlosser** nachweist. Voltaire mußte nun definitiv am 1. Juni 1753 seinen Kammerherrnschlüssel und das Ritterkreuz des Orden pour le mérite herausgeben. Jedoch schon im Jahre 1755 näherte sich

Friedrich Voltaire wieder; aber dessen Mißstimmung blieb während des ganzen siebenjährigen Kriegs, wo Voltaire sich sogar als Unterhändler gegen Friedrich brauchen ließ, gegen den „Marquis de Brandebourg," wie er in seinem Zorne ihn zu nennen pflegte. Nach dem Hubertsburger Frieden kam die Correspondenz wieder in Gang. Voltaire hatte dem König geschrieben: „Sie vergaßen, daß ich ein Mensch war." Das versöhnte Friedrich. Er antwortete Voltaire: „Hätten Sie mir das, womit Sie Ihren Brief schließen, vor zehn Jahren gesagt, so wären Sie noch hier." Nun erhielt sich der Briefwechsel bis zu Voltaire's Tode, 1778, er hatte zweiundvierzig Jahre gedauert. 1780 an seinem Todestage ließ Friedrich ein feierliches Todtenamt in Berlin für Voltaire halten.

Eben so unglücklich wie mit Voltaire, war Friedrich mit Rousseau. Rousseau hielt sich im Jahre 1765 auf der Petersinsel im Bieler See in der Schweiz auf und ward von den dortigen Geistlichen verfolgt, man zwang ihn, das Land zu verlassen. Sein und Friedrich's Freund, der damalige Statthalter in Neufchatel, Lord Marishal, war darüber höchst niedergeschlagen. Friedrich erbot sich, Rousseau in seinem Lande ein sicheres Asyl und eine Pension von 2000 Francs jährlich zu geben. Er sollte in Pankow, dicht bei dem Schloßgarten von Schönhausen, wo die Königin wohnte, eine Stunde von Berlin, ein geräumiges Haus mit Garten erhalten, so daß er dort, ähnlich wie er auf der Petersinsel gelebt hatte, eine Kuh füttern, sich hinlänglich Federvieh halten und

Gemüse bauen könne. Lord Marishal war sehr dankbar für dieses Erbieten des Königs, schrieb an Rousseau und legte seinen Brief dem Könige noch vor der Absendung vor. Dieser schrieb eigenhändig darunter: „Venez mon cher Rousseau. Je vous offre maison, pension et liberté.“ Rousseau antwortete, wie Thiébault in seinen Souvenirs de Berlin erzählt, bald darauf: „Votre Majesté m'offre un asyle et m'y promet la liberté! Mais Vous avez une épée et Vous êtes Roi! Vous m'offrez une pension, à moi, qui n'ai rien fait pour Vous? Mais en avez Vous donné à tous les braves gens, qui ont perdu bras et jambes en Vos services?“

Bei dieser Antwort blieb die Sache liegen und der König begnügte sich, wenn wieder auf Rousseau die Rede kam, zu äußern: „Oh celui-là est un fou.“ Gut unterrichtet aber war Rousseau: es gab im Jahre 1779 drei bis viertausend unversorgte Invaliden in Preußen. Preuß in seiner Biographie Friedrich's des Großen erklärt übrigens den Brief Rousseau's für unächt. Rousseau wollte nach Potsdam, wohin Lord Marishal 1765 gezogen war, kommen, entschloß sich aber in Straßburg auf Hume's Einladung nach England zu gehen, von da ging er nach Montmorency, wo er starb. Hier setzte er unter Friedrich's Bild die Worte: „Il pense en philosophe et se conduit en Roi.“ Friedrich mochte Rousseau nicht leiden, er nannte ihn „la honte de la littérature.“

Glücklicher als mit Voltaire und Rousseau, gestaltete sich Friedrich's Verhältniß zu d'Alembert, dem Herausgeber der berühmten Encyclopédie und einem Sohn der Liebe der berühmten Claudine de Tencin, Schwester des Cardinalministers. Friedrich lernte d'Alembert 1755 zuerst in Wesel persönlich kennen, er gab sich viele Mühe ihn zu vermögen, 6000 Thaler Jahrgeld und die Anwartschaft auf die Präsidentenstelle der Berliner Akademie der Wissenschaften nach Maupertuis' Tode anzunehmen. d'Alembert konnte sich aus Liebe zur Unabhängigkeit und einem ganz abgezogenen gelehrten Leben nicht entschließen, den stillen einfachen Aufenthalt in Paris im Hause der Glaserfrau, die ihn in Pflege genommen hatte und wo er mit einer Rente von 1200 Livres von seinem unbekannten Vater lebte, zu verlassen, und noch schwerer ward es ihm, die freundschaftliche Verbindung mit der glühend, aber unglücklich geliebten Madame Julie de l'Espinasse — ein Kind der Liebe, wie d'Alembert selbst — aufzugeben, als diese ihm erlaubt hatte, mit ihr unter einem Dache zu leben. d'Alembert besuchte den König nur einige Sommermonate des Jahres 1763 und erschien hier mit seiner Perrücke, die Friedrich auf der nach seinem Tode geschlagenen Medaille vermißte, „weil Jedermann, um sich ähnlich zu sehen, in seiner gewöhnlichen Tracht abgebildet werden müsse." Er correspondirte dann mit Friedrich bis zu seinem Tode 1783. Seit 1754 schon genoß d'Alembert von Friedrich eine Pension von 1200 Livres jährlich. Friedrich schätzte ihn, „seinen Anaxagoras",

wie er ihn nannte, ungemein, er sagte von ihm: „Schlachten haben Viele gewonnen, Provinzen Viele erobert, aber etwas so vollkommnes, wie die Vorrede zur Encyclopédie ist, haben nur Wenige geschrieben.“

Die vier Jahre des Rheinsberger Aufenthalts bis zu seiner Thronbesteigung wurden für Friedrich besonders dadurch wichtig und unvergeßlich, daß er während derselben den großen Kampf durchkämpfte, den die Seele jedes denkenden Menschen in dem unabweisbaren Verlangen nach Aufschluß über die höchsten religiösen Gegenstände durchzukämpfen hat. Friedrich gelang es, aus diesem Kampfe mit einer selbstständigen freien Ueberzeugung hervorzugehen. Er liebte es, während dieser Zeit sich mit den beiden französischen Predigern in Berlin, Isaac de Beausobre und Achard, über Glaubenslehren schriftlich zu unterhalten. Er schrieb an Achard von Rheinsberg unterm 8. Juni 1736: „Ich habe das Unglück, einen sehr schwachen Glauben zu haben, und ich muß ihn oft durch gute Gründe und solide Argumente mir stützen.“ Den alten siebenundsiebzigjährigen Beausobre, den Friedrich zum erstenmal am 11. März 1736 in Berlin predigen gehört hatte, suchte er unmittelbar nach dieser Predigt, die ihn mit der höchsten Bewunderung erfüllt hatte, kennen zu lernen. Beausobre starb aber schon im Junius 1738. Außer Beausobre fand Friedrich nur noch einen einzigen Prediger, der ihm genügte, den Oberhofprediger Quandt in Königsberg, den er im Jahre 1739 kennen lernte. Als König hat Friedrich nur

neun Predigten gehört, wie man nachgerechnet hat, es waren theils Huldigungspredigten vom Propst Reinbeck und dem Hofprediger Jablonsky in Berlin, und von Quandt in Königsberg, theils Predigten während des schlesischen und des siebenjährigen Kriegs gehalten vom Inspector Burg und dem Bischof von Sinzendorf in Breslau, sowie vom Superintendent am Ende in Dresden. Friedrich kannte die Bibel durch und durch sehr genau und hatte die katholischen Predigten von Bourdaloue, Massillon und Fléchier und die des Protestanten Saurin sehr fleißig gelesen. Sein Hauptstudium in Rheinsberg wurde unter Suhm's Anleitung die Wolf'sche Philosophie; er schrieb Suhm unterm 13. April 1740, kurz vor seiner Thronbesteigung: „Mein Inneres ist ruhig, und ich kann Sie versichern, daß ich nie mehr Philosoph gewesen bin, als jetzt. Mit gleichgültigem Blicke betrachte ich Alles, was mich erwartet, ohne das Glück weder zu wünschen noch zu fürchten, voll Mitgefühl gegen Leidende, voll von Achtung gegen Rechtschaffne und voll von Zärtlichkeit für meine Freunde.“

Später genügte Friedrich die Wolf'sche Philosophie und überhaupt keine Philosophie mehr, er fand 1770 in seinem Aufsatz über Erziehung auch Leibnitz Monadenlehre und vorherbestimmte Harmonie ungereimt und unverständlich. „Mit der Philosophie,“ schreibt er unterm 24. Juli 1774 an d'Alembert, „giebt sich seit Leibnitzens Genie und Wolf's dicker Monade niemand mehr ab.“ Er ward entschiedner

Skeptiker und bekannte sich zu der Ansichten des Epicur, die er aus Lucrez und zu den Lehren der Stoa, die er aus Cicero schöpfte. „Das dritte Buch des Lucrez,“ schrieb er unterm 26. October 1776 an d'Alembert, „lese ich, wenn ich traurig bin und das tröstet mich.“ Er schrieb unterm 25. November 1769 an Voltaire: „Ich liebe die schönen Wissenschaften bis zur Thorheit. Sie allein erheitern unsre Muße und gewähren uns wahres Vergnügen. Die Philosophie würde ich völlig eben so lieben, wenn unsre schwache Vernunft in ihr die Wahrheiten zu entdecken vermöchte, die sich vor unsern Augen verbergen und nach denen doch unsre eitle Neugierde so begierig verlangt. Sobald man sich Kenntnisse erworben hat, lernt man zweifeln. Ich verlasse also dieses Meer, das so sehr von Klippen und Ungereimtheiten wimmelt.“ „Alles wohl erwogen,“ schrieb er unterm 1. November 1770 an d'Alembert, „ist es für Jedermann wichtiger, gut zu verdauen, als das innere Wesen der Dinge zu erkennen.“

Am 27. Mai 1740 kam Friedrich zu seinem sterbenden Vater nach Potsdam, eines Freitags Abends, am 31. Mai, Dienstag darauf, Nachmittags zwischen ein und zwei Uhr, starb Friedrich Wilhelm.

---

4. Friedrich's Regierungsantritt. Die ersten schlesischen Kriege. Die schlesischen Minister Münchow, Massow, Schlabrendorf und Hoym. Der siebenjährige Krieg.

Die Thronbesteigung Friedrich's war ein Freudenfest für Preußen. „Ausschweifend,“ schreibt Bielefeld aus Charlottenburg unterm 20. Juni 1740, „ist die Freude aller Unterthanen; es ist hier ein solcher Andrang von Fremden, daß man erstickt zu werden fürchten muß, wenn man über den Schloßhof geht. Unter ihnen befindet sich auch eine Unzahl von Glücksrittern, die sich einbilden, der König habe bloß ihretwegen den Thron bestiegen. Vielleicht erregte nie ein Regierungswechsel so allgemeine Bewegung. Die Poeten schwärmen um den Thron Friedrich's wie die Bienen. So wie man den König erblickt, ist das Jubelgeschrei ohne Ende. Es zeigt sich aber, daß man sich ziemlich allgemein in dem neuen König irrte. Seine Widersacher zitterten vor ihm: er ist zu edel und groß, um sie zu strafen; seine Anhänger hofften von ihm mit Gold überschüttet zu werden: er ist zu weise, um thörichten Erwartungen zu entsprechen.“ Bielefeld selbst, der so etwas, wie das Portefeuille des Aeußern erwartet hatte, erhielt dieses Portefeuille nicht; Jordan, der Präsident der Akademie zu werden gehofft, ward nur Vicepräsident, aber Präsident der Bettelvoigte von Berlin, indem er die Direction eines Armen- und Arbeitshauses erhielt; auch Kayserling erhielt keinen hohen

Posten: die Rheinsberger pflegten daher den Tag der Thronbesteigung la journée des dupes zu nennen. Als der ausgelassene Markgraf Heinrich von Schwedt aber sich einst in der Weise der lustigen Brüder von Rheinsberg einen unpassenden Scherz in Gegenwart mehrerer Generale erlaubte, sah ihn Friedrich mit großen Augen an und sagte sehr ernst zu ihm: „Monsieur, à présent je suis Roi!“ — ähnlich wie Heinrich V. von England dermaleinst zu Falstaff.

Gleich bei seinem Regierungsantritt überraschte Friedrich alle seine Umgebungen mit seiner Rührigkeit: er stand im schönsten Alter, er war jetzt achtundzwanzig Jahr alt. Bei der Huldigung schon brach er die Fesseln des Hofceremoniels. Gegen die Gewohnheit und Etikette blieb der König nach der Ceremonie noch eine halbe Stunde auf dem Balcone des königlichen Schlosses zu Berlin mit festem, aufmerksamen Blick auf die vor demselben versammelten Volksmassen hinabschauend. Von Berlin nach Potsdam ritt er mit unterlegten Pferden in einer Stunde, immer Galop und Carriere; seine Reisen im Wagen mit acht Pferden waren Flüge. Von der Huldigungsreise nach Königsberg kehrte er in drei Tagen trotz der schlechten Landstraßen zurück.

Als die Staatsminister am 2. Juni zu dem neuen König nach Charlottenburg kamen, um den Eid abzulegen, erklärte er ihnen seine Regierungsgrundsätze, welche die Zeitung vom 6. Juni zur Veröffentlichung

brachte: „Ob Wir euch gleich sehr danken wollen für die treuen Dienste, welche ihr Unsers Höchstgeliebtesten Herrn Vaters Majestät erwiesen habet; so ist ferner Unsere Meinung nicht, daß ihr Uns inskünftige bereichern und Unsere armen Unterthanen unterdrücken sollet; sondern ihr sollet hingegen verbunden sein, vermöge gegenwärtigen Befehls, mit eben so vieler Sorgfalt für das Beste des Landes, als für Unser Bestes zu wachen, um so vielmehr, da Wir keinen Unterschied wissen wollen zwischen Unserm eigenen besonderen und des Landes Vortheil und ihr diesen sowohl, als jenen in allen Dingen vor Augen haben müsset; ja des Landes Vortheil muß den Vorzug vor Unserm eigenen besonderen haben, wenn sich beide nicht mit einander vertragen."

Zu Friedrich's ersten Regierungshandlungen gehörte die Zurückberufung Wolf's aus Marburg. Er trug diese Zurückberufung dem Propste Reinbeck zu Berlin auf und schrieb dazu eigenhändig die so oft gerühmten und stets rühmlichen Worte unterm 6. Juni 1740: „ich bitte ihm, sich um des Wolfen mühe zu geben, ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebet mus unter aller menschlichen geselschaft werht gehalten werden." Er schrieb ferner an Maupertuis nach Paris und trug ihm die Präsidentenstelle der Berliner Akademie der Wissenschaften an. Maupertuis kam noch vor der ersten schlesischen Campagne. Friedrich veranlaßte ferner sofort die Berliner Buchhändler Haude

und Spener*), eine neue Zeitung: „die Berlinischen Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen“ herauszugeben, das erste Stück erschien schon am 30. Juni 1740. Diese Zeitung erschien ohne Censur, da nach des Königs eignen Worten „Zeitungen, wenn sie interessant sein sollten, nicht genirt werden müßten.“ Der Minister Thulemeyer ertheilte hierauf das Decret: „Wegen des Artikels Berlin ist dieses indistincte zu observiren, wegen auswärtiger puissancen aber cum grano salis und mit guter Behutsamkeit“ — Graf Podewils hatte den König darauf aufmerksam gemacht, daß der Wiener Hof in diesem Punkte sehr pointilleux sei. Der Redacteur der neuen Zeitung ohne Censur wurde Lamprecht, der schon in seiner Vaterstadt Hamburg Blätter im Geschmacke des englischen Zuschauers geschrieben hatte. Die Zeitung von Haude und Spener benutzte Friedrich selbst, wenn es ihm dienlich erschien, über irgend eine seiner Maaßnahmen eine Art von öffentlicher Rechenschaft abzulegen. Er stiftete ferner den Orden pour le mérite. Schon am 3. Juni ward die Folter abgeschafft. 112 Jahre, nachdem sie schon in England abgeschafft worden war, ging in Deutschland der neue König von Preußen mit dem Beispiel voran, trotz des Geschreies seiner Juristen, die ohne dieses Hülfemittel die Wahrheit nicht mehr

*) Dieser Compagnon Haude's war der Enkel des berühmten Propst Spener.

erforschen zu können behaupteten und die lärmendsten Vorstellungen machten, daß nun alle Diebsbanden aus ganz Deutschland sich nach Preußen wenden würden. In einem Briefe an Voltaire vom 27. Juni 1740 bezeichnet Friedrich die drei Hebel: Wissenschaft, Gewerbfleiß und vor allem andern Heeresmacht, die er im Sinne des großen Kurfürsten in Bewegung setzen wolle, um seinen Staat emporzuheben. Er schreibt ihm: „Fürs Erste habe ich die Macht des Staats mit funfzehn Bataillonen, fünf Schwadronen Husaren und einer Schwadron Garde du Corps vermehrt und den Grund zu unserer neuen Akademie gelegt. Wolf, Maupertuis, Vaucanson (der Mechaniker, Verfertiger des berühmten Flötenspieler-Automats) und Algarotti habe ich schon, von Gravesande und Euler erwarte ich Antwort. Ich habe ein neues Handlungs- und Fabrikendepartement etablirt, engagire jetzt Maler und Bildhauer und reise nach Preußen.“

Die Reise nach Preußen zur Huldigung erfolgte in der Mitte Juli, der aus London zurückgekehrte Graf Algarotti fuhr mit in des Königs Wagen. Die Krönung, die schon sein Vater unterlassen hatte, unterließ Friedrich gleichfalls. Mitte August erfolgte die Reise in die westphälischen Provinzen, Friedrich besuchte seine Schwester in Braunschweig und eilte dann, um die geliebten Franzosen von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, nach Straßburg. Von da ging er den Rhein hinab nach Wesel, in Cleve sah er Voltaire zum erstenmale, er ließ sich von ihm den

Mahomet vorlesen und äußerte darüber: „er habe nur bewundern können und schweigen.“ 23. September war Friedrich wieder in Potsdam. Im October brach eine ungewöhnliche Kälte ein: Friedrich ließ in Berlin und den Vorstädten so viel Stuben miethen, daß darin tausend arme Frauen und Kinder sich mit Spinnen beschäftigen konnten. Er selbst war in Rheinsberg und hier eben beschäftigt mit Voltaire's Cäsar, wo er die Titelrolle spielen wollte, und mit den Franzosen in London von Boissy, die zu Ehren seiner Schwester, der Markgräfin von Baireuth, die mit ihrem Gemahl zu Besuch war, aufgeführt werden sollten. Er lag am Quartanfieber nieder, als am 25. October der geheime Tresorier Fredersdorf, sein vertrauter Kammerdiener, ihm die Depesche von Wien ans Bett brachte mit der wichtigen Nachricht von dem am 20. October erfolgten Ableben des letzten Habsburgers, Kaiser Carl's VI., des Vaters von Maria Theresia, der zu Gunsten die pragmatische Sanction gegeben worden war und gegen die Baiern und Frankreich alsbald als Feinde auftraten. Sofort nach Eingang der wichtigen Kunde mußte Cabinetsrath Eichel den Cabinetsminister Graf Podewils und den nachherigen Feldmarschall Schwerin nach Rheinsberg bescheiden: vom 27. October bis 1. November arbeitete der König trotz seines Fiebers unausgesetzt mit ihnen, speiste auch mit ihnen allein. Schon den 28. October schrieb er an Algarotti: „Ich werde nicht nach Berlin gehn. Eine Kleinigkeit, wie der Tod des Kaisers ist, fordert keine großen Regungen. Alles war vorherge-

sehen, Alles vorbereitet; also handelt's sich nur um die Ausführung der Entwürfe, welche ich seit langer Zeit in meinem Kopfe bewegt habe.“ Eben so schrieb er an Voltaire: „Der Tod des Kaisers zerstört alle meine friedlichen Ideen. Ich glaube, im Monat Juni wird es mehr auf Pulver, Soldaten und Trancheen ankommen, als auf Actricen, Ballete und Schauspiele. Die Zeit ist da, wo das alte politische System eine gänzliche Aenderung erleiden kann. Der Stein ist losgerissen, der auf Nebukadnezar's Bild von vielerlei Metallen rollen und es zermalmen wird.“

Baron Gotter war nach Wien gegangen, um dem östreichischen Hofe Vorschläge zu machen. Maria Theresia verwarf sie. Bereits acht Wochen nach dem Tode des Kaisers stand Friedrich mit seiner Armee auf schlesischem Boden. 13. December 1740 war ein großer Maskenball bei Hofe zu Berlin, wo Friedrich noch mit allen Damen tanzte. Unmittelbar nach diesem Balle brach er nach Schlesien auf. 15. December traf er in Crossen ein; an demselben Tage brach der morsche Dachstuhl in der Hauptkirche und die Glocke fiel herab. Mit der Geistesgegenwart Cäsar's rief Friedrich: „Das Hohe soll erniedrigt werden“ — er meinte das Haus Oestreich. 16. December standen 28,000 Preußen auf schlesischem Boden.

Schlesien war schlecht bewacht, es standen kaum zwei Infanterieregimenter da; Oestreich pflegte nach seinen Feldzügen die Heere aufzulösen und erst im Nothfalle wieder frische Mannschaften zu werben. Nur

drei Festungen waren im Stande sich zu halten: Glogau, Brieg und Neisse. Friedrich ließ sie berennen. Er ging auf Breslau los, das eine eigne städtische Besatzung hielt und das Recht hatte, keine Truppen des Landesherrn aufnehmen zu dürfen. Breslau sperrte die Thore, aber schon am 1. Januar rückten die Preußen in die Vorstädte ein und bestellten für Friedrich Quartier, der in Pilsnitz, eine Meile entfernt war. Alle dabei vorgefallene Feindseligkeiten bestanden, wie Bielefeld erzählt, in einer Ohrfeige, die der General von Münchow einer Schildwache gab, die am ersten Schlagbaume stand und diesen zuziehen wollte. Am 2. Januar capitulirte die Stadt. Am 3. Januar hielt Friedrich seinen feierlichen Einzug, auf einem Schimmel reitend, in blausammtnem, silberbesetzten Kleide, einen schlechten blauen Mantel darüber; vier colossale Läufer, vier von den zu Heyducken umgewandelten allergrößten Riesen der aufgelösten Potsdamer Garde mit ihren großen Mützen in rother Livree mit Silber liefen vor ihm her; der Hofstaat und dreißig Gensd'armen folgten. In Friedrich's nächster Umgebung war damals: der sehr bald nachher so berühmte General Curt Christoph von Schwerin, der damals zu Breslau gegraft und zum Feldmarschall promovirt ward. Er war einer von den dem König so lieben Pommern, Stifter des Hauses Schwerinsburg daselbst: er erfocht in diesem Jahre 1741 noch den ersten Sieg um Schlesien bei Mollwitz und fiel im letzten Krieg um Schlesien 1757 bei Prag. Ferner noch ein Pommer: der Oberst Heinrich Adrian von Borck,

der damals ebenfalls gegraft und später 1756 Oberhofmeister des Prinzen von Preußen, des spätern Königs Friedrich Wilhelm II. ward. Und endlich: der Oberst Carl Friedrich Posadowsky, ein Schlesier, aus einer ursprünglich polnischen Familie, der 1743 gegraft und Hofmarschall ward, 1745 den schwarzen Adlerorden erhielt und 1747 als Generallieutenant starb.

Der König wohnte in Breslau beim Grafen Schlegelberg in der Albrechtsgasse, dem heutigen Gouvernementshaus. Er zog die obersten Magistratspersonen und die Geistlichkeit, sowohl der lutherischen als katholischen Confession zur Tafel. Am 5. Januar Abends gab er der Stadt einen großen Ball im Locatelli'schen Hause: er tanzte hier mit den vornehmsten Damen des schlesischen Adels, mit seiner Wirthin, der Gräfin Schlegelberg, der Gräfin Nostitz und der Baronin Stronski. Er gewann sich durch seine hohe Liebenswürdigkeit auch die Herzen, die sonst warm für Oestreich geschlagen hatten und zum Theil noch dafür schlugen.

„Wir werden, schreibt Bielefeld von dem Empfang in Breslau, mit Artigkeiten überschüttet. Obgleich ich dies dankbar erkenne, so kann ich mich doch nicht enthalten, oft in meinem Herzen zu lachen, wenn ich sehe, wie sich der hohe östreichische Adel nach den Zeitumständen herabstimmt. Wenn ich in ein Haus eintrete, dünkt es mich immer, als hätten die 28,000 Preußen doch mit ihren Antheil an dem guten Empfange. Jeden Abend ist der Reihe

um in sieben Häusern Assemblée, nämlich beim Cardinal Zinzendorf (Philipp Ludwig, einem höchst galanten Lebemann, Sohn des „Apicius“ des Kaiserhofs, des Wiener Staatskanzlers und Premiers, Bischof von Breslau) — bei den Grafen Hochberg und (Otto Wenzel) Nostitz (diese beiden Grafen und der Cardinal wurden mit dem schwarzen Adlerorden in den ersten Vierziger Jahren decorirt) — beim Grafen Wilczeck — dem Grafen Almeslo (einem der letzten dieser jetzt ausgestorbenen Familie) — dem Baron Warkotsch (der nachher dadurch traurig berühmt wurde, daß er 1761 im Lager von Strehlen den König und damit ganz Schlesien wieder an Oestreich überliefern wollte: er ward verrathen, auf seinem Gute bei Strehlen aufgehoben, entsprang aber und starb in Ungarn) — endlich bei dem Herrn von Sweerts (dem Friedrich später die Aufsicht über das Theater in Berlin vertraute). Der schlesische Adel scheint sehr artig und gesellig zu sein, doch erstreckt sich das über alle Stände. Sobald die preußische Garde, die aus sechs Fuß langen, wohlgebildeten, gleichsam gedrechselten, in Blau und Silber gekleideten Leuten besteht, in Breslau einrückte, waren die Damen aller Stände bezaubert, ich habe nie einen solchen Enthusiasmus gesehen. Gestern wurde ich eine junge, recht hübsche Frau gewahr, die die bittersten Thränen weinte. Nach einem kleinen verlegenen Zögern gab sie mir den Aufschluß, daß sie einen Füsilier des Münchow'schen Regiments geheirathet habe; sie bereue aber nun ihre Uebereilung,

da sie, wenn sie noch acht Tage länger gewartet hätte, jetzt einen sechs Fuß zwei Zoll langen Gardisten hätte bekommen können."

Bereits am 14. Januar 1741 schrieb Friedrich an seinen Special Jordan, „den sehr achtbaren Inspector der Armen und Waisen, Wahnsinnigen und Irren": „Mein lieber Herr Jordan, mein süßer Herr Jordan, mein friedlicher Herr Jordan, mein sanfter, mein guter, mein milder, mein friedliebender, mein allerleutseligster Jordan, ich melde Deiner Heiterkeit, daß Schlesien so gut als erobert ist."

Friedrich hatte gleichzeitig mit seinem Einmarsch in Schlesien eine vom Halle'schen Kanzler Ludwig gestellte gelehrte Deduction ausgehen lassen. Darin war ausgeführt, wie ihm auf die vier schlesischen Herzogthümer Jägerndorf — das im dreißigjährigen Kriege Brandenburg genommen worden — und Liegnitz, Brieg und Wohlau — die von Kaiser Leopold nach dem Aussterben der alten Piastenherzoge 1675 zu Oestreichs Besitz gebracht worden waren — sehr triftig gegründete Erbansprüche zuständen. Er hatte erklärt, daß, wiewohl ihm nur auf diese vier einzelnen Herzogthümer das Erbrecht gehöre, er doch auf das ganze Land jetzt seinen Anspruch stellen müsse — um, da jene Herzogthümer dem Hause Brandenburg so lange vorenthalten worden seien, zu den verlorenen Interessen zu kommen. Seine eigenste Herzensmeinung aber sprach er an den Intimus Jordan unterm 3. März 1741 in einem Briefe aus: „Meine Jugend, der Leidenschaften Feuer, Begierde nach Ruhm,

ja selbst um Dir nichts zu verhehlen, Neugierde, endlich ein geheimer Instinct und das Vergnügen, meinen Namen in den Zeitungen und auch wohl künftig einmal in der Geschichte zu erblicken — das alles hat mich verführt."

Als Kronprinz schon hatte Friedrich oftmals mit Ingrimm die herbe Geringschätzung wahrnehmen müssen, mit welcher die alten großen Höfe Europa's auf den neuen kleinen preußischen Hof herab sahen. Seines Vaters friedliche Soldatenleidenschaft bildete das Thema zum Spotte; es hieß nur immer an den alten großen Höfen: „er spannt immerwährend und drückt nicht los!" König Georg II. von England pflegte zu sagen: „Mein Herr Bruder von Preußen ist „der Unteroffizier und Erzsandstreuer" des h. Römischen Reichs." Auch jetzt hielt Alles in Europa den Einfall Friedrich's in Schlesien für eine pure Thorheit. Der englische Gesandte Robinson meinte: „der neue König von Preußen verdiene in der Politik excommunicirt zu werden." Und Ludwig XV. von Frankreich rief geradezu aus: „Cet homme là est fol!"

Von Breslau aus war sofort auch Oberschlesien bis Teschen und Jablunka hinauf rasch besetzt worden. Der König führte nun nach gethaner Arbeit seine Armee in die Winterquartiere: Statthalter in Schlesien ward der zum Feldmarschall ernannte Graf Curt Christoph Schwerin. Schon am 29. Jan. 1741 war Friedrich wieder in Berlin. Er blieb hier einen Monat. Ende Februar war er schon wieder bei seiner

Armee in Schlesien: 27. Februar besuchte er bereits die nach der Grafschaft Glatz zu zwischen Silberberg und Frankenstein stehenden Vorposten. Er wagte sich hier einmal so weit vor, daß ihn beinahe die Oestreicher gefangen hätten. Sein Leben war noch von einer andern Seite bedroht. Der östreichische Hof wollte geradezu ihn auf die kürzeste Manier über die Seite schaffen: er ließ Meuchelmörder auf ihn lauern. Ausdrücklich beklagte sich Friedrich in einem eignen Memorial, das er seinen Minister-Residenten Baron Dankelmann in Mainz ausgeben ließ, daß der östreichische Hof Banditen zu ihm in's Lager geschickt habe.

Im März 1741 schritt Oestreich zur Campagne: Feldmarschall Graf Neipperg brach von Olmütz in Mähren her, in Schlesien ein, um hier zuvörderst Brieg zu entsetzen. Bei Mollwitz, ohnfern dieser Festung kam es zur ersten — entscheidenden Schlacht, am 10. April 1741. So leicht, wie Friedrich sich die Sache vorgestellt hatte, ging sie nicht. Er wollte selbst commandiren und setzte sich an die Spitze seiner Cavalerie. Es ward aber die preußische Cavalerie von der östreichischen, die der tapfre Römer führte, geschlagen: Römer attakirte nach Art der Türken im Galop. Friedrich mußte weichen und an Schwerin den Oberbefehl abgeben. Die preußische Infanterie bewährte sich bei Mollwitz: es ward jetzt klar, was der alte Dessauer aus ihr geschaffen hatte. Die östreichischen Reiter, nachdem sie die preußischen aus dem Felde geschlagen, umtrabten die preußische

Schlachtordnung des Fußvolks von vorn, wie von hinten — umsonst. Sie hing untrennbar zusammen und stand so fest, wie Mauern, unbeweglich. Besonders standen zwei Grenadierbataillone wie Mauern, postirt zwischen den Schwadronen des rechten Flügels, drei Mann hoch, ohne ein Quarré zu formiren. Die preußische Infanterie feuerte erst die östreichischen Reiter nieder und dann das östreichische Fußvolk, dem es in der Schnelligkeit des Ladens unendlich überlegen sich zeigte. Dann rückte die preußische Infanterie vor auf einige hundert Schritte und damit war die Schlacht aus, der Feind aus seinen Stellungen vertrieben. Schwerin war es, der diesen Sieg erfocht und der Sohn des alten Dessauers (der den Krieg gewaltig widerrathen hatte) der Erbprinz Leopold Max.

Der König, der später durch die große Kraft des Geistes es dahin brachte, daß er in allen Schlachten und im heftigsten Feuer den kältesten Muth bewies, fand in dieser seiner ersten Schlacht, daß ihm dieser Muth von Natur nicht verliehen war: er ritt, nachdem er das Gefecht verlassen, auf dem berühmten „langen Mollwitzer Schimmel" vierzehn Meilen weit in Einem Zuge nach Oppeln. Zum Unglück waren hier unterdeß Oestreicher eingerückt: sie empfingen ihn mit Schüssen aus dem Gitterthor der Stadt. Friedrich mußte umkehren und wartete die Affaire in einer Mühle ab.

Folge des entscheidenden Siegs bei Mollwitz war die Uebergabe von Brieg — Glogau war schon vorher am 9. März durch den berühmten Nachtüberfall des

Dessauer Erbprinzen in Zeit von einer Stunde übergegangen.

Hauptfolge aber war die Stimmung der öffentlichen Meinung für den neuen König von Preußen. Am englischen und französischen Hofe bewirkte der Sieg einen sehr schnellen Umschlag in der Opinion von dessen vermeintlicher Tollheit und Thorheit. Im Sommer 1741 fanden sich in des jungen interessanten Monarchen Feldlager zu Strehlen zwischen Brieg und Schweidnitz die Gesandten fast aller europäischen Höfe, auch der alten, ein: es erschienen von Frankreich der Marquis Valory und der Marschall von Belle-Isle; von England Lord Hyndford und der in seiner Opinion rectificirte Robinson; von Rußland kam Baron Brackel; von Spanien Graf Montijo; von Sachsen-Polen von Bülow; von Baiern Graf Törring; von Holland Baron Ginckel; von Schweden von Rudenskiöld; von Dänemark von Prätorius. Ja selbst der stolze Kaiserhof schickte jetzt einen Gesandten, den Feldmarschall Baron Carl Christoph von Schmettau, den Bruder des Samuel, den Friedrich schon von der Rheincampagne her unter Prinz Eugen kannte und der nachher wie dieser in seine Dienste trat und besonders als Vertheidiger von Dresden im siebenjährigen Kriege bekannt geworden ist: er übergab die Stadt nach der Kunnersdorfer Niederlage.

Unter der Diplomatenwelt im Strehlner Lager machten das meiste Aufsehn durch den Glanz, mit dem sie sich umgaben, der Herzog von Belle-Isle und der spanische Gesandte Graf Montijo. Bielefeld

berichtet unter andern, mit welchem ausgesuchten Comfort der Spanier sich bedienen ließ, auch in dem armseligsten Dorfe, wo er übernachtete. Er ließ stets ein paar Packwagen für sich vorausgehen, und wo er immer zur Nacht eintraf, fand er ein prächtiges Zimmer vor, indem seine Dienerschaft die schönsten Hautelisse-Tapeten an die Wände mit Ringen an Nägel aufhing, auf dem Boden türkische Teppiche ausbreitete, sammtne Feldstühle aufstellte und dazu eine Tafel servirte, deren Speisen und Weine der bestbestellten Pariser Tafel den Rang streitig machten.

Das Resultat der Conferenzen mit den Gesandten der verschiedenen Höfe war: am 1. November 1741 trat Preußen der Verbindung gegen Oestreich bei und ward zum erstenmal Alliirter von Frankreich.

Im Herbst wimmelte Breslau von Fremden dergestalt, schreibt Bielefeld, daß man sich nach Paris versetzt glaubte: der gesammte, nach der neuesten Pariser Mode auf's reichste mit Gold betreßte schlesische Adel fand sich ein. „Man sieht nichts als vier- und sechsspännige Equipagen, Bediente von allen Farben, Heyducken und Läufer von Golde strotzend vom Kopf bis zu den Füßen.“

Merkwürdig war das Dankfest nach der Mollwitzer Schlacht in Breslau, merkwürdig durch den Text zur Dankpredigt. Es war I. Timotheus 2. Vers 12. Dieser Vers lautete ziemlich deutlich anzüglich: „Zu lehren aber verstatte ich dem Weibe nicht, noch sich zu erheben über den Mann, sondern sich ruhig zu verhalten.“ Der Maria Theresia-

Hof verfehlte nicht, sich gewaltig im Zorn zu ereifern. Darauf ließ „der böse Mann“, wie Maria Theresia Friedrich zu nennen pflegte, in der Zeitung bekannt machen, es sei ein bedauerlicher Fehler vorgekommen, der Setzer habe statt Vers 1. 2. Vers 12. gedruckt.

Am 7. November 1741 war in Breslau die Erblandeshuldigung von Schlesien. Sie geschah im großen Saale des schönen alten Rathhauses. Der alte Thron, auf dem im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts vor dem dreißigjährigen Kriege zuletzt dem Kaiser Matthias gehuldiget worden war, ward in der Eile zu der preußischen Ceremonie verwendet: dem auf dem Sammtüberzug des Throns gestickten doppelten Reichsadler hatte man den einen Kopf abgeschnitten und ihm den Namenszug Friedrichs auf die Brust geheftet.

Bei der Feierlichkeit hielt der Minister des Auswärtigen von Podewils die Anrede, während welcher der König mit entblößtem Haupte stand: der Adel Schlesiens stand ebenfalls; die Abgeordneten des Bischofs und die der Geistlichkeit lagen auf den Knieen. Während die Eidesformel, welche Alle insgesammt nachsprachen, gelesen wurde, saß der König mit bedecktem Haupte auf dem Matthias-Throne. Das Reichsschwert war in der Eile vergessen worden: Friedrich ließ sich auf seinen eignen Degen, mit dem er das Land erobert hatte, schwören: die Stände küßten den Knopf desselben und legten dabei die Hand auf die Bibel.

Mittags war großes Diner an sieben Tafeln. Die des Königs war zu funfzig Converten. Abends

war Illumination und großer Maskenball bis an den lichten Morgen.

Bei dieser Huldigung übte Friedrich auch das königliche Recht aus, zu fürsten, zu grafen, zu baronisiren und zu nobilitiren. Die ersten preußischen Fürstendiplome wurden an die schlesischen Grafenhäuser Carolath-Benthen und Hatzfeld-Trachenberg verliehen. Der erste Fürst von Carolath, Hans Carl, Ober-Fürstenthums-Raths-Präsident zu Breslau ward zugleich Minister und Ritter des schwarzen Adlerordens, er erlebte noch den siebenjährigen Krieg: er starb 1763. Die Familie des ersten Fürsten von Hatzfeld, Franz Philipp Adrians, des Erbauers des großen Hatzfeldischen Palastes in Breslau, der jetzt königliches Eigenthum ist, erlosch im Jahre 1794 und das Fürstenthum Trachenberg fiel damals an den General des vorletzten Kurfürsten von Mainz, den Grafen Franz Ludwig Hatzfeld, der 1803 gefürstet ward und der bekannte Gouverneur von Berlin war, dem Kaiser Napolon Pardon gab. Zu diesen beiden Fürsten wurden noch vier Grafen, vier Barone und vier Edelleute ernannt. Unter den Grafen befanden sich der Minister des Auswärtigen von Podewils, der erste schlesische Minister von Münchow, die Familie Sandretzky auf Langenbielau und der Kammerherr von Zedlitz. Im vorigen Jahre 1740 waren bereits gegraft worden: Katt, Schwerin, Haake, Borck, Kamecke, Gotter und Algarotti.

Während der Huldigungsfestlichkeiten besah sich ein Preuße die Thürme von Wien: der tapfre Husarenoberst Hans Joachim von Ziethen, der in wenig Monaten vom Oberstwachtmeister zum Regimentscommandanten befördert worden war, streifte bis Stockerau in Oestreich. Er sah vom Bisamberge die Thürme von Wien.

Aber bereits am 9. October 1741 war durch englische Vermittlung des Lord Hyndford im tiefsten Geheimniß und dergestalt, daß der Krieg zum Schein fortgesetzt wurde, der Waffenstillstand zu Oberschnellendorf im Fürstenthum Oppeln mit Oestreich abgeschlossen worden. Das Wiener Cabinet wollte sich Luft machen: die Baiern und die Franzosen waren von der andern Seite über Linz her angerückt und bedrohten ebenfalls Wien. Sie hatten darauf Böhmen erobert. Gegen diese Feinde sollten vorerst alle Waffen gekehrt werden. Es gelang Oestreich Baiern zu erobern.

Kaum war dieser Erfolg erlangt, so nahm das Wiener Cabinet wieder seinen hohen Ton an. Friedrich aber besann sich nicht lange. Er brach sofort den Oberschnellendorfer Waffenstillstand, verließ Berlin am 18. Januar 1742, ging über Dresden nach Prag, wo die Franzosen und Baiern standen und rückte nun tiefer in Mähren ein: die Eroberung von Ollmütz war bereits am 26. December 1741 geschehen. Ebenso war am 9. Januar 1742 Glatz, die letzte Festung Schlesiens übergegangen; am 29. Februar 1742 ward

die Erbhuldigung auch für die gesammte Grafschaft Glatz eingenommen und am 6. Mai 1742 empfing General Heinrich Carl von der Marwitz, Commandant von Breslau (ein Enkel des berühmten Derfflinger, gest. 1744) die Huldigung von ganz Oberschlesien.

Am 17. Mai 1742 schlug Friedrich den neuen östreichischen Oberfeldherrn Herzog Carl von Lothringen, Bruder des Kaisers Franz bei Czaslau oder Chotusitz in Böhmen. Er selbst war es hier, der mit einer Bewegung seines rechten Flügels den Sieg entschied.

In dieser Schlacht nahm Friedrich den schwer verwundeten östreichischen General Polland gefangen. Friedrich besuchte ihn. Der gerührte General äußerte, „er werde ruhiger sterben, wenn er nur den König mit seiner Monarchin ausgesöhnt wüßte, Friedrich würde ja doch nur schändlich von Frankreich betrogen.“ Polland machte sich anheischig, die Beweise davon zu liefern. Friedrich stutzte und erfüllte des Verwundeten Bitte, ein von demselben mühsam dictirtes Schreiben nach Wien abzuschicken. Am sechsten Tage kam der Courier mit einem Originalbriefe Fleury's an Maria Theresia zurück. In diesem Brief bot Fleury derselben Frieden und Integrität aller ihrer Besitzungen, auch die Garantie für Mähren und Schlesien an, wenn sie das verlorne Böhmen und das Land ob der Enns an Carl VII. von Baiern abtreten wolle. Sachsen solle für die Hoffnung auf einen Theil Mährens durch Magdeburg entschädigt werden.

Und für das alles sollten die gesammten Streitkräfte Frankreichs, Oestreichs, Sachsens und Baierns sich wider den Preußenkönig kehren. Augenblicklich ertheilte Friedrich nun Podewils Befehl, mit Lord Hyndford abzuschließen. In der vierten Woche nach der Schlacht kamen die Breslauer Präliminarien zu Stande. Auf das erste Gerücht davon eilte Belle-Isle athemlos von Prag herbei. Er machte dem König die bittersten Vorwürfe. Friedrich sah ihn stolz an, reichte ihm dann den Brief Fleury's und verließ ihn mit den Worten: „fallacem fallere, non est fallacia — à trompeur trompeur et demi.“ Außer sich ließ Belle-Isle den Brief fallen und eilte, auf den Priester fluchend, davon. Dies war der tragikomische Ausgang der ersten Allianz Preußens mit Frankreich. Der Frieden zu Breslau ward am 11. Juni 1742 unterzeichnet. 12. Juli traf Friedrich als ruhmgekrönter Sieger unter den Linden von Charlottenburg ein, wohin er bereits in einem Briefe vom 23. Juni an Jordan, diesen, Kayserling („wenn es ihm seine Krankheiten und seine Liebschaften erlaubten“) und Pöllnitz bestellt hatte.

Das eroberte Schlesien erhielt hierauf seine neue Organisation. Es ward unter eigne dirigirende Staatsminister unmittelbar unter den König gestellt. Die ersten schlesischen Staatsminister wurden zwei Pommern: Ludwig Wilhelm von Münchow, ein Sohn des um Friedrich bei seinem Aufenthalt in Cüstrin wohlverdienten Kammerpräsidenten, der 1741 bereits gegraft,

1743 den schwarzen Adlerorden erhielt und 1753, erst vierundvierzig Jahr alt, starb und Joachim Ewald von Massow, der 1754 den schwarzen Adlerorden erhielt, aber bereits 1755 abging und 1769 starb. Dann folgte ein Märker, Ernst Wilhelm von Schlabrendorf, aus einer der ältesten brandenburgischen Familien, der Vater des bekannten Sonderlings in Paris, zeither Kammerpräsident in Magdeburg, 1756 Ritter des schwarzen Adlerordens, der im siebenjährigen Kriege die wichtigsten Dienste namentlich für die Armeeverpflegung leistete. Der letzte schlesische Minister unter Friedrich dem Großen seit 1770 war Carl Georg von Hoym, wieder ein Pommer. Er ist besonders bekannt geworden: er hat Schlesien siebenunddreißig Jahre lang regiert, bis zum Jahre 1806, wo er siebenundsiebzig Jahr alt, ein Jahr vor seinem Tode, sein Amt niederlegte. Merkwürdig ist die geheime Instruction, die Hoym 1770 von Friedrich empfing. Darin ward dem Minister aufgegeben, den Adel glimpflich aber mit Nachdruck zu behandeln, ihn, wenn er auch in Oestreich Güter habe, nach Schlesien zu ziehen zu suchen, dagegen aber Töchtern schlesischer Edelleute die Heirath in's Ausland nicht zu erlauben, so wenig wie den Güterverkauf, um das Geld nach Oestreich zu verschleppen. — Bei den Geistlichen solle Hoym stets Spione haben und nicht gestatten, daß katholische Stiftsstellen an Oestreicher vergeben würden. — Was die Bauern endlich betreffe, solle er hie und da freie ansetzen, damit die unfreien aus der Dummheit und Sclaverei gezogen würden. Hoym war von

Schlabrendorf gebildet, unter dem er in der Breslauer Kammer von unten auf gedient hatte. Friedrich, durch Schlabrendorf auf ihn aufmerksam gemacht, prüfte ihn durch schwierige Aufgaben, durch Commissionen in Preußen und durch das Präsidium in Cleve. Er ward aus Cleve berufen, die Ernennung war vom 19. Januar 1770 und seine durch Eis und Wasser verzögerte Ankunft beantwortete Friedrich mit den Worten: „Einen schlesischen Minister muß nicht Eis noch Wasser abhalten; — Er ist Minister von Schlesien, handle er wie seine Vorgänger. Sei Er so gut wie Münchow, so ehrlich wie Massow, so arbeitsam wie Schlabrendorf: So wird's gut gehn". Hoym entsprach ganz dem Wunsche des Königs, kein Minister verstand besser die Pläne des Königs zur fortschreitenden Cultur Schlesiens so der Localität anzupassen und dem königlichen Willen zu begegnen. Er besaß, was man esprit de conduite nennt, im höchsten Grade. „Wenige Menschen, sagen die vertrauten Briefe, hatten von der Natur ein so gefälliges Aeußere erhalten, wie Hoym. Wenige konnten seiner Anmuth widerstehen, am wenigsten die Frauen, deren Verehrer er stets war und auf die er selbst im Alter noch Eindruck machte." — Dagegen hatte er aber auch starke Feinde, unter andern den Kriegsrath Zerboni di Sposetti, den er einkerkern ließ und auf dessen Catastrophe ich unter Friedrich Wilhelm II. zurückkomme. Man rechnete seine Einnahme auf 40,000 Thaler — er hatte stets über zwei Millionen baar zu disponiren. Er war fast unumschränkter Herr. Gentz nennt ihn

„Minister, Vicekönig, Gott der Provinz.“ Hoym erhob Schlesien zur blühendsten Provinz Preußens. Vermählt war er mit einer Gräfin Dyhren und besaß die Herrschaft Dyhrenfurt im Wolauer Kreise an der Oder. Eine seiner zwei Erbtöchter, Antonie, heirathete 1788, und brachte Dyhrenfurt an den Grafen Alexander Maltzan auf Mielitsch, den Sohn Joachim Carl's, Geheimen Etatsminister's und ehemaligen Gesandten in London. Hoym starb 1807, achtundsiebzig Jahre alt. Friedrich Wilhelm hatte ihn bei seinem Regierungsantritt 1786 gegraft und ihm den schwarzen Adlerorden gegeben.

Friedrich's Klugheit entging es nicht, daß der erste Krieg um Schlesien nicht der letzte bleiben könne. Die schlesischen Festungen wurden daher sofort besser befestigt und das Heer mit 18,000 Mann frischer Truppen vermehrt. König Georg II., der Sieger über die s. g. pragmatische Armee der Franzosen bei Dettingen am Main, der Alliirte Maria Theresia's schrieb an diese: „Madame, ce qui est bon à prendre est bon à rendre.“ Dieser Brief kam in Friedrich's Hände. Er beschloß jetzt, sich des von Oestreich auf's Aeußerste bedrängten deutschen Kaisers Carl's VII., Kurfürsten von Baiern, anzunehmen. Unter dem Vorwand einer Reise zu seinen Schwestern in Baireuth und Anspach, besuchte er im Frühling 1744 des Kaisers Feldherrn, den Grafen Friedrich Heinrich von Seckendorf, denselben, der früher bei seinem Vater Friedrich Wilhelm kaiserlicher Gesandter gewesen war, in seinem Feldlager bei Wembdingen an der Grenze des Fürsten-

thums Anspach, wo er, nachdem er capituliren müssen, neutral stehen geblieben war. Er berieth mit ihm den Plan, den Kaiser wieder in sein Erbland einzusetzen. Er schickte nach Paris einen seiner liebsten Freunde, den General Grafen Friedrich Rudolf von Rothenburg, einen gebornen Schlesier und Katholiken, der früher in französischen Kriegsdiensten gestanden, 1732 in Africa gegen die Mauren gefochten und von Paris 1741 zurückgekehrt, zur Schlacht von Mollwitz sich eingefunden hatte. Er war der Vetter des französischen Gesandten, erhielt 1742 den schwarzen Adlerorden, ward 1745 gegraft, und starb 1751, noch nicht zweiundvierzig Jahr alt. Rothenburg schloß mit dem Herzog von Richelieu, zu Versailles, den 5. Juni eine Offensiv-Allianz auf zwölf Jahre bis 1756 ab. Als der französische Brigadier Du Mesnil Friedrich den Abschluß derselben überbrachte, äußerte dieser: „Ich sehe mich mit Vergnügen an die Stelle von Schweden treten. Sonst war es der Lieblingsbundesgenosse Frankreichs, jetzt ist es ein Körper ohne Seele. Diese fehlt mir nicht und man wird zufrieden mit mir sein.“ 15. August 1744 fielen darauf 80,000 Preußen in Böhmen ein, Prag capitulirte den 16. September. Der östreichische Oberfeldherr Herzog Carl von Lothringen mußte aus dem Elsaß, wo er die Franzosen schwer bedrängte, Böhmen über Hals und Kopf zu Hülfe eilen; an seiner Seite war jetzt der Feldmarschall Traun. Dieser manövrirte Friedrich aus Böhmen nach Schlesien zurück. Friedrich gesteht, daß er bei Traun seine Schule gemacht habe.

Er übergab den Oberbefehl an den alten Dessauer. Dieser präsentirte, wie sein Sohn Behrenhorst schreibt, dem sublimen kunstverständigen Gegner in einer unbedeckten Kalesche, die er, der Dessauer, Karre nannte, eine Schlacht, die stets wohlbedächtig ausgeschlagen wurde. Dieses Abtreten vom Heere war das einzige in Friedrich's ganzer militairischer Laufbahn und bildet einen der beiden Brennpunkte in derselben. Auch Prag ging wieder über. Um Geld zu bekommen mußte Friedrich das große Silbergeräth seines Vaters, den silbernen Chor, die Kronleuchter und alles andere Silber aus dem weißen Saale des königlichen Schlosses zu Berlin in die Münze schicken lassen, im December 1744. 20. Jan. 1745 starb Kaiser Carl VII. von Baiern in seiner wiedergewonnenen Hauptstadt München. Die Oestreicher eroberten nun Oberschlesien, 27. Mai, sogar Cosel, da schlug sie Friedrich 4. Juni bei Striegau und Hohenfriedberg in der Gegend zwischen Landshut und Jauer. „Am Abend dieses Tags, sagt Behrenhorst, stand Friedrich allen Königen, die je Heere anführten, gleich.“ Hier war es auch, wo zum erstenmale die preußische Reiterei sich auszeichnete, das Baireuthische Dragonerregiment unter dem tapfern ostpreußischen Litthauer General Friedrich Leopold von Geßler schlug zwanzig Bataillone in die Flucht und nahm siebenundsechzig Fahnen. Geßler erhielt die Grafenwürde und die Zahl 67 ins Wappen. Die Oestreicher mußten nach Böhmen zurück. 30. September folgte darauf der Sieg bei Sorr in Böhmen. Hier fiel

des Königs Lager und Gepäck, auch seine Feld-bibliothek, den leichten Reitern Nadasty's und den Panduren Trenk's in die Hände, zu seinem Glücke, denn die Plünderung hielt Nadasty auf, dem Befehle gemäß, ihm in den Rücken zu fallen. Schon unterm 2. October bittet Friedrich seinen alten Lehrer Duhan, ihm schleunig wieder den Cicero, Horaz und Lucian, den Voltaire und Rousseau, den Boileau und Gresset, Montesquieu's Lettres persannes, die Einleitung in die Weltgeschichte von Bossuet, die Memoiren von Feuquières und die Campagnes de Turenne zu besorgen. Er schrieb an den Geh. Kämmerier Fredersdorf: „es Hat bei Sohrr Schärfer gegangen als Nihmahlen und bin ich in der Suppe bis über die ohren gewessen Sistu Wohl mihr thut keine Kugel was.“ Gleichzeitig schrieb er an den Minister von Podewils: „Lernen Sie von einem Manne, der nie in die Predigten von Elsner ging, daß man dem kommenden Unglück eine eherne Stirn entgegensetzen und schon während des Lebens auf Glück, Genuß und alle Täuschungen verzichten muß.“ Trotz des Siegs bei Sorr mußte Friedrich sein Heer aus Böhmen nach Schlesien führen, aus Mangel an Lebensmitteln, er bezog scheinbar die Winterquartiere zwischen Schweidnitz und Striegau Ende October. Am 24. schrieb er an Fredersdorf: „ich gehe nicht vom Fleck bis das ich gewiße bin das die Spitzbuben auch Stille sitzen Werden.“ In Berlin angelangt, erfuhr er durch seinen Gesandten in Dresden, daß Brühl mit Oestreich einen neuen Ueberfall Preußens im Werke

führe. Diesem Ueberfall kam Friedrich rasch zuvor. Er begab sich zur schlesischen Armee und brach mit ihr in die Lausitz, wo der Herzog von Lothringen stand, ein. Aus Görlitz schrieb er 25. November an seinen Fredersdorf: „Wir haben den Feindt ohne den Degen zu ziehen aus der Ganzen Lausitz gegaget und Morgen Mus der Pr. Carel nach Böhmen, 1890 gefangene nebst Pauken, Standarten und Canons nebst einigen vierzig officiers Haben Wihr dahrbei gekriegt; wihr Haben nicht hundert Toten und Blesirten.“ — „Nun geht es auf Meissen und der Portzellan fabrique los ꝛc., ich kan den Tag nicht bestimmen, von meiner Rückkunft, indessen werde ich mit Ehren die Berliehner thürn wieder sehen und bringe entweder den Frieden oder den föligen untergang Meiner Feinde Mit. Mache man zu fählen guten Sachen Anstalt. Acht Tage Spähter verschlagen bei So wichtigen Gelegenheiten nichts das aber nehme mihr vohr diessen Winter mihr auf alle Weiße wie du wohl weist mir Was zu guhte zu thun. ich weiß nicht wohr mihr mein Stern Noch herum promeniren Wirdt, indessen Mache was ich kann und lasse die Sachen gehn in So weit ich Sie nicht Endern kann. Hier ist alles besser Preussisch als Säksisch. Gott bewahre dir. Fch.“ Gleichzeitig rückte der alte Dessauer von Halle her über Leipzig nach Dresden. Während Friedrich mit dem Hauptheere bei Meißen, der Herzog von Lothringen mit dem Hauptheere im Plauenschen Grunde bei Dresden stand,

schlug der Dessauer die Sachsen unter dem Grafen Rutowsky bei Kesselsdorf 15. December 1745. Lothringen ging darauf nach Böhmen zurück, Friedrich zog am 18. in Dresden ein und schloß mit dem Grafen Friedrich Harrach den Dresdner Frieden schon am 25. December 1745 ab, wieder unter des englischen Gesandten Villiers in Dresden Vermittlung. 28. December Mittags hielt Friedrich ernst und bewegt seinen triumphirenden Einzug in offnem Wagen, von seinen beiden Brüdern, den Prinzen Wilhelm und Heinrich, begleitet, durch die Straßen seiner jubelnden Hauptstadt. Abends fuhr er mit seinen Brüdern und dem Herzog von Braunschweig durch die glänzende Illumination zu seinem sterbenden Lehrer, den jetzt als Geheimer Rath im Departement des Auswärtigen angestellten Duhan, in der Adlerstraße n. 7. Drei Tage darauf, zum Jahresschluß, gab Friedrich ein Friedensfest im Opernhause; es bestand, schreibt Bielefeld, in einem Maskenball, zu dem Jedermann Zutritt hatte. Der Hof und der Adel wurden an sechs großen Tafeln bewirthet und jeder Stand fand überall reichlich besetzte Buffets. Das ganze Haus war im Innern mit Wachskerzen, von Außen mit Lampen erleuchtet. Auf dem Opernplatz hatte man einen Janustempel errichtet, dessen Thüren ein römischer Krieger schloß; hinter dem Tempel brannte man ein prächtiges Feuerwerk ab. Der Ball dauerte bis an den Morgen und die Masken fanden den Wein des Königs vortrefflich.“ Der König, der

um die Tafeln Umgang hielt und viel Geräth einstecken sah, auch in den Gängen des Opernhauses sehr viel Besinnungslose traf, meinte: „Ich werde den Spaß nicht wiederholen!“

Die beiden Friedensschlüsse der schlesischen Kriege, der zu Breslau und der zu Dresden, hatten Preußen bedeutend in der öffentlichen Meinung emporgehoben. Aber der Hauptsturm sollte doch noch erst kommen. Maria Theresia konnte das geliebte Schlesien, das ihr „der böse Mann“ geraubt hatte, nicht verschmerzen. Ihr großer Minister Kaunitz schloß die weltberühmte Allianz mit Frankreich am 1. Mai 1756; 16. Januar zuvor hatte sich Preußen mit England verbündet. Es traten jetzt die katholischen gegen die protestantischen Mächte.

Das Bündniß Preußens mit England gab Friedrich Hoffnung, daß wenigstens Rußland sich nicht zu seinen Feinden stellen werde. Die feste Verbindung Englands mit Rußland, die Handelsverhältnisse beider Nationen, die Subsidien, die England seit dem Aachner Frieden 1748 ununterbrochen an Rußland gezahlt hatte, schienen Bürgschaft zu geben. Aber die Bestechlichkeit des russischen Ministeriums und der persönliche Haß Elisabeth's brachten dennoch den Bruch. Preußens 1741 auf zwölf Jahre mit Frankreich geschlossenes Bündniß ging Junius 1756 zu Ende — noch 1753 war ein Commerz- und Schifffahrtstractat zwischen beiden Mächten geschlossen worden, Friedrich hatte ausdrücklich durch seinen

Gesandten, Baron von Knyphausen, ein neues Bünd-niß gegen England antragen lassen. Der französische Kriegsminister d'Argenson war mit vielen bedeutenden Männern dafür, aber die Gegenpartei der Marquise von Pompadour war stärker. Noch im Januar 1756 kam der Herzog von Nivernois als außerordentlicher Gesandter nach Berlin, ward im März rappellirt, zu Ende dieses Monats kam der Marquis de Valory, aber nur, um den König zu beobachten. Es kam nun der siebenjährige Krieg 1756—63. Preußen sollte es jetzt bewähren, ob es sich als Weltmacht zu halten fähig sei. Außer England waren nur noch Hannover, Hessen und Braunschweig, Sachsen-Gotha und Lippe-Bückeburg mit Friedrich verbunden. Gegen Preußen standen die drei größten Continentalmächte Europa's: Oestreich, Frankreich und Rußland zugleich. Achtzig Millionen standen gegen sechs bis sieben und 700,000 Mann Truppen gegen 260,000. Aber Friedrich glaubte an eine providentielle Bestimmung und in dieser Zuversicht entfaltete er muthig die schwarzen Adlerfahnen. Er hatte, als er im zweiten schlesischen Kriege auf Dresden marschirte, über das Kriegsungemach an Fredersdorf geschrieben: „ich thue das Wenigste Bößes Hier Was ich kan, aber eine feindliche armée im Lande ist ein groß unglücke und Ein Schaden dahr Gott einen jeden dahrvohr Bewahre dehr es abwenden kan — Mihr jammern die tohten und blessirten Unentlich aber doch ist besser bei Dresden als bei Berlin." Aber er schrieb auch

an Voltaire: „Der Stier muß Furchen ziehn, die Nachtigall singen, der Delphin schwimmen und ich — muß Krieg führen." Preußen war dazumal nur so groß, wie heut zu Tage Baiern. Im Schatz waren 1755 wieder über siebzehn Millionen angesammelt.

Was ein Mann ausrichten kann, hat Friedrich der Große der Welt in dem schweren siebenjährigen Kriege gezeigt, einem Kriege, den er gegen sechs gekrönte Häupter, vier Kurfürsten und vier andre nicht unbedeutende Souveräne, also gegen eine Coalition von vierzehn Fürsten zu bestehen hatte. Er war manchmal nahe daran, von allen Mitteln, nur nicht von seinem Genie, dem besten Mittel, verlassen, sich der Giftpillen zu bedienen, die er, wie einst Hannibal, für den äußersten Nothfall immer bei sich führte. Seine Hauptmaxime, die er an Ziethen einmal in einer Ordre aussprach, war: „Immer dem Feind in den Hosen gesessen!" In diesem Geiste kam er seinen Feinden zuvor, indem er, ehe sie zum Kampf bereit waren, in Sachsen in drei Colonnen einfiel mit 60,000 Mann. In diesem Geiste raffte er sich nach den schwersten Niederlagen jedesmal am Energischsten wieder auf und suchte durch einen unerwarteten kühnen Schlag wieder sein Glück zu verbessern. Alle Hülfsmittel, deren sein Genie habhaft werden konnte, bot er auf. Um immer und zeitig hinter die Projecte seiner Feinde zu kommen, benutzte er alle Canäle, die sich ihm darboten. Am sächsischen Hofe hatte Brühl durch den berüchtigten Accisrath Siepmann, der früher in

Berlin Resident gewesen war, eine geheime Expedition zum Behuf der Perlustrirung der über die sächsischen Poststationen laufenden Briefe errichten und namentlich die preußischen Depeschen an den Gesandten von Klinggräf in Dresden öffnen lassen. Friedrich brauchte Repressalien. Der sächsische Cabinetscanzellist Mentzel ward bestochen, die Depeschenschränke im sächsischen Cabinete zu öffnen. Der Cabinetsrath Eichel schickte zwei Schlüsselbunde zu diesem Behufe an den neuen preußischen Gesandten von Maltzahn in Dresden. In der zweiten Sendung fand sich endlich der passende Schlüssel, Mentzel beförderte die Depeschen der vier großen europäischen Höfe nach Berlin. Namentlich hielt sich Friedrich, nach dem Vorgang Marlborough's und Eugen's, wohlbezahlte Spione. So schreibt er einmal an Winterfeld 22. Dec. 1756: „Ich mus das project der Campagne aus Win haben, drei Cojons habe ich dorten, aber man kan der nicht genug haben." Und 15. Jan. 1757 schreibt er: „Ich will euch, den Pfaffen anlangend, wohl im Vertrauen sagen, daß ich bereits zwei in Wien habe. Was aber den Menschen in der Brown'schen Cantzelei (Graf Browne war der erste Feldherr, den Oestreich im siebenjährigen Kriege Friedrich entgegenstellte) anlanget, da sollt Ihr kein Geld sparen und ihm geben."

Friedrich hielt die sieben schweren Kriegsjahre in einer Spannung aus, die nur ein so ganz gefesteter

und gestählter Charakter aushalten konnte, wie er ihn sich nach vielen Leiden und Kämpfen zu eigen gemacht hatte. Doch brachen diese sieben schweren Jahre den frohen Muth, der ihn bisher immer belebt hatte, das Leben erschien ihm von der gestrengsten und ernstesten Seite, alle seine Neigungen und Gewohnheiten änderten sich in diesen sieben Jahren, sie wurden ebenfalls gestrenger und ernster. Der siebenjährige Krieg hat Friedrich zum alten Manne gemacht, er erhielt seitdem auch den Beinamen: der alte Fritz. Er schrieb unterm 28. Mai 1759 schon an d'Argens: „Fast weiß ich nicht mehr, ob es ein Sanssouci noch in der Welt giebt; der Ort sei wie er wolle, für mich ist der Name nicht mehr passend. Ich rede aufrichtig mit Ihnen: ich habe meinen frohen Sinn, mein Feuer, meine Lebhaftigkeit verloren. Alles das sind die Wirkungen nicht sowohl der Jahre, als die der Sorgen." Eben so schreibt er unterm 11. November 1760 an seine alte Freundin die Frau von Camas: „Ich schwöre es Ihnen, es ist ein Hundeleben, das außer Don Quixotte, kein Mensch geführt hat, als ich. Diese Lebensweise, diese Unruhe, die kein Ende nimmt, hat mich so alt gemacht, daß es Ihnen Mühe machen wird, mich wieder zu erkennen. An der rechten Seite des Kopfs sind die Haare ganz grau geworden, meine Zähne zerbröckeln und fallen aus, ich habe Falten im Gesicht wie die Falbeln an einen Damenkleid, der Rücken ist so gekrümmt, wie der eines Mönchs von la Trappe." Und unterm 6. März

1763 schreibt er an dieselbe Dame: „Mich werden Sie gealtert und fast kindisch wiederfinden, grau, wie einen Esel, täglich einen Zahn verlierend und halb lahm vom Zipperlein.“

Bei Eröffnung des Kriegs bewieß Friedrich die größte Energie. Als er die großen Zurüstungen seiner Feinde sah, schrieb er an seinen Oheim, den König von England: „daß es klüger wäre praevenire, quam praeveniri.“ Er wollte aber nicht der angreifende Theil sein. Er fragte daher Maria Theresia um den Zweck ihrer gewaltigen Rüstungen. Sie gab eine ausweichende Antwort. Er verlangte eine bestimmte und schloß seinen Brief mit den Worten: „point de réponse en style d'oracle.“ Dennoch blieb die Kaiserin-Königin räthselhaft wie zuvor. Er hatte ihr ausdrücklich erklärt, er werde eine zweideutige Antwort als Kriegserklärung ansehen. Demzufolge flüsterte er gegen Ende August 1756 bei einem großen Souper dem englischen Geschäftsträger Mitchel zu, er solle um drei Uhr Morgens zu ihm kommen. Er nahm ihn in's Lager mit, eröffnete ihm, die hier versammelten 100,000 Mann würden in dem Augenblicke abmarschiren, ohne zu wissen wohin, und ersuchte ihn, dem König von England zu schreiben, daß er aufbreche, um dessen und seine Länder zu schützen.

Die glücklichsten Jahre des Kriegs waren für Friedrich die beiden ersten. Am 29. August 1756 rückte er in Sachsen ein, am 9. September besetzte er

Dresden und am 16. October nahm er die 17,000 Sachsen unter dem Grafen Rutowsky in ihrem Lager bei Pirna gefangen, nachdem er den Succurs, den ihnen der östreichische Feldmarschall Graf Browne bringen wollte, bei Lowositz geschlagen hatte. Sachsen war erobert, Friedrich nahm sein Winterquartier in Dresden. Hier studirte er im Brühl'schen Palais, blies die Flöte, schrieb Briefe, gab Assembléen, besuchte die Bildergallerie, Hasse's Opern und Concerte, besuchte die katholische Kirche in Gegenwart des Hofes, hörte auch eine Predigt in der Kreuzkirche.

Der Feldzug von 1757 war der reichste an Schlachten in der ganzen zeitherigen neueren Geschichte. Er ward eröffnet mit dem Siege bei Prag über Herzog Carl von Lothringen und Feldmarschall Browne: hier fiel aber auch schon das erste von den vier Heroenopfern des siebenjährigen Kriegs: der tapfre, sanfte, fromme, dreiundsiebzigjährige Greis Feldmarschall Graf Curt Christoph Schwerin. Friedrich hatte viel Mannschaft verloren: er versäumte es, unmittelbar nach der Prager Schlacht rasch den Feind zu verfolgen und bis nach der Donau vorzudringen.

Darauf kam der denkwürdige 18. Juni 1757: die Schlacht bei Collin — der Jahrestag der glorreichen Schlacht bei Fehrbellin, zweiundachtzig Jahre früher, und der glorreichen Schlacht bei Waterloo, achtundfunfzig Jahre später — der Unglückstag, wo

Friedrich zum erstenmal und entscheidend von Feldmarschall Daun geschlagen wurde. Bei Collin war es, wo Friedrich zum erstenmal besseren Rath ausschlug: diesmal kam er vom Prinzen Moritz von Dessau. Vergebens hatte Friedrich seine Garden und die Cavalerie im Uebermaaße der Verzweiflung mit den famosen Worten, die ihm damals entschlüpften, in's Gefecht zurückgetrieben: „Ihr Rakker, wollt Ihr ewig leben?"

Die Niederlage bei Collin machte, wie Friedrich nur zu wohl vorausfühlte, einen unberechenbaren moralischen Eindruck: sie zerstörte den Nimbus der Unüberwindlichkeit, der sich zeither zwölf Jahre lang um seinen Namen gelegt hatte. Der König faßte sich aber und schrieb an Schlabrendorf in Schlesien damals: „Ihr sollt die gut gesinnten und mir treu affectionirten Schlesier aufmuntern — es ist kein Wunder, daß, nachdem ich sieben Bataillen gewonnen habe, ich nun einmal eine verliere." Er schreibt an Lord Marishal: „Ich weiß nicht, ob es mir eine Schande sein wird, gegen Russen, Oestreicher, fast ganz Deutschland und 100,000 Franzosen zu unterliegen, aber das weiß ich, daß es keine Ehre sein wird, mich zu überwinden."

Aber wie Friedrich nach der Prager Schlacht es versäumt hatte, auf die Donau loszugehen, versäumte es jetzt Daun nach der Colliner Schlacht auf Prag zu marschiren: that er das, so war der Krieg aus. Siegte dagegen Friedrich bei Collin, so änderte sich

die Gestalt Europa's. Der Kern des östreichischen Heeres, 50,000 Mann, die ganze Generalität, des Kaisers Bruder, Carl von Lothringen, waren eingesperrt in Prag, alle Pässe zum Böhmerland in der Gewalt der Preußen, Prag wurde durch die Belagerung und durch Hunger auf's Aeußerste gebracht, Wien war auf keine Belagerung gerüstet, in der alten Kaiserburg herrschte panischer Schrecken. Siegte Friedrich bei Collin, so war sein Lieblingsplan wohl nicht abzuwehren: die Vertauschung Sachsens mit Inbegriff der Lausitzen gegen das Königreich Preußen mit der erblichen Krone Polen für den Albertinischen Mannsstamm.

Die Folge des Verlustes der Colliner Schlacht war, daß die Bundesgenossen Oestreich's jetzt mit voller Macht ausbrachen. Ein Corps Franzosen überschwemmte ganz Westphalen, ein änderes vereinigte sich mit der Reichsarmee und rüstete sich zum Einbruch in Sachsen. 100,000 Mann Russen marschirten heran, um Preußen zu erobern. Selbst die Schweden, deren Königin Friedrich's Schwester war, kamen jetzt über's Meer „herangeschlichen wie Füchse zur fetten Pommerischen Gans — um immer wieder als Hasen abzuziehen."

Friedrich — aber erst einen vollen Monat nach der Unglücksschlacht bei Collin — mußte Böhmen räumen. Darauf folgte der Fall des zweiten Heroenopfers des siebenjährigen Kriegs, des Lieblings Friedrich's, des kühnen Hans Carl von Winterfeld, der noch dem König gerathen hatte, „lieber in

Klumpen nach dem Rheine durchzubrechen und sich, ein anderer Chlodowig, Frankreich von dem verachteten Hofe und der elenden Regierung zu erobern.“ Winterfeld fiel bei Moys in Schlesien, worauf Schweidnitz an Nadasty und darauf sogar Breslau capitulirte. Dann kam die Brandschatzung von Berlin durch die Oestreicher unter Haddik im October. Und endlich kam noch der Tod der hochgeliebten Mutter Friedrich's, die zehn Tage nach der Unglückspost von Collin auf ihrer Sommer-Residenz zu Monbijou in Berlin starb.

Auf dieses vierfache Unglück erschienen die beiden großen Siege bei Roßbach in Thüringen am 5. Nov., und einen Monat darauf, am 5. December, bei Leuthen in Schlesien. Die Schlacht bei Roßbach war die glänzendste für Friedrich im ganzen siebenjährigen Kriege. Hier wurde nicht nur die Armee „der Reichströpfe„ eine „Reißausarmee“, sondern es büßten auch die seit dem dreißigjährigen Kriege allgefürchteten Franzosen ihren Kriegsruhm mit einem Male ein: wie Spreu vor dem Winde trieb Friedrich das galante Heer des Lieblings der Pompadour, des Prinzen Soubise mit seinen vielen Weibern, Pariser Putzhändlerinnen, Perruquiers und Friseurs auseinander. Die Straße nach Erfurt ward mit weggeworfenen Cuirassen, großen Reiterstiefeln, gallonirten Federhüten und Echarpen wie besäet. Der deutsche Name kam durch die Schlacht bei Roßbach wieder gegen die Franzosen zu Ehren. Selbst in Paris, wo Soubise

für die Niederlage den Marschallsstab bekam, erhielt Friedrich enthusiastische Verehrer. Er war artig genug, zu erklären, daß er sich gar nicht daran gewöhnen könne, die Franzosen als seine Feinde ansehen zu müssen. Der Hauptheld der Roßbacher Schlacht, für die er den schwarzen Adlerorden erhielt, war der siebenunddreißigjährige Friedrich Wilhelm von Seydlitz, ein Schlesier, der kühne Cuirassier-General, der zwischen sausenden Windmühlenflügeln durchritt. Friedrich der Große hatte ihn einmal auf der Frankfurter Oderbrücke gefragt: „Seydlitz, was würde Er thun, wenn der Feind vor Ihm und hinter Ihm wäre?“ Ohne ein Wort zu antworten, setzte Seydlitz mit seinem Pferde in die tiefe Oder und schwamm an's jenseitige Ufer. „Bei Roßbach rauschte,“ wie Behrenhorst sich ausdrückt, „seine Cavalerie, wie eine Fluth in langen Strömen daher und spülte Soubise und Hildburghausen vom Erdboden weg.“ Der Sieg bei Leuthen — nach der berühmten Rede an die Offiziere, gehört Friedrich selbst und allein. Er erfocht sie mit der „Berliner Wachtparade,“ wie die Oestreicher seine zusammengeschmolzene Armee zum Spotte nannten, mit 30,000 Mann gegen 80,000 unter Herzog Carl von Lothringen. Die Leuthner Schlacht verlief eben so rapid, wie die bei Roßbach, sie dauerte nur zwei Stunden, von früh vier bis sechs Uhr, Friedrich gewann sie durch den schrägen, keilförmigen, macedonischen Phalanx. Etwas über zwei Drittheile der Zahl seiner Wachtparade, 21,000 Mann

Oestreicher nahm er gefangen und äußerte damals in Bezug auf diese Wachtparade: „Je leur pardonne la sottise qu'ils ont dit en faveur de celle qu'ils ont fait.“

Die Winterquartiere nahm er in diesem denkwürdigen Feldzuge 1757 in dem wiedergewonnenen Schlesien zu Breslau.

Darauf folgten die für Friedrich schwersten und unglücklichsten zwei Jahre, die Jahre 1758 und 1759.

Vorerst mißglückte die Belagerung von Ollmütz in Mähren. Die Russennoth begann im Jahre 1758. Schon im Januar kam das ganze Königreich Preußen unter russische Verwaltung: gerade an Friedrich's Geburtstage mußte Königsberg der Kaiserin Elisabeth huldigen und schwören. Friedrich hat das nie vergessen können: er ist seitdem nie wieder in jene Gegenden gekommen. Am 25. August 1758 siegte er zwar über die Russen unter Fermor bei Zorndorf in der Nähe von Cüstrin, das die Russen in einen Aschenhaufen verwandelt hatten, aber es war ein blutiger, theuer erkaufter Sieg. Die Russen standen wie die Mauern. Vergebens bemühte sich Friedrich, seine in Unordnung gebrachte Infanterie zu einem erneuerten Angriff gegen diese Klumpen zu vermögen, es gelang nicht, obgleich er selbst eine Fahne in die Hand nahm. „Ohne Seydlitz, sagte er damals zu Mitchel, würde es schlecht aussehn!“ Der Marschall Keith, der die Russen nur zu gut kannte, weil er lange sie commandirt hatte, hatte Friedrich wohl erzählt, daß sie wie die Mauern ständen, daß sie sich eher massen-

weise niedermetzeln ließen, als die Flucht ergriffen, der König hatte nur zwischen den Zähnen gemurmelt: „Ah bah, cette canaille!“ Als jetzt diese Züge nach der frischen Wirklichkeit gemeldet wurden, rief Keith auch wieder bei jedem einzelnen Zuge: „Ah, ah, cette canaille!“

Nach der blutigen Russenschlacht bei Zorndorf kam nun Friedrich's Hauptfeind über ihn, Loudon, jener kleine unansehnliche Loudon, den er selbst in seinem Heere hätte haben können, dem er aber, gerade wie einst der große Ludwig dem berühmten Eugen, eine Stelle in seiner Armee abgeschlagen hatte, aus unüberwindlicher Abneigung gegen seine widerwärtige Physiognomie und seine rothen Haare. Auf Loudon's Rath überfiel Daun den König am 14. Octbr. 1758 in seinem Lager bei Hochkirch in der Nähe von Bautzen in der Lausitz. Dieses Lager war so schlecht geschützt, daß Marschall Keith zu Friedrich sagte: „J'ai vu beaucoup de camps dans ma vie, mais jamais un pareil, ni en realité, ni en peinture.“ „Wenn Daun uns hier nicht angreift, setzte er hinzu, so verdient er gehangen zu werden.“ „Ich hoffe, erwiederte damals Friedrich, er wird sich mehr vor uns fürchten, als vor dem Stricke.“ Diese Zuversicht kam dem König theuer zu stehen: es war das zweitemal, wo er den bessern Rath verschmähte. Allerdings war Daun eine Zeit lang unschlüssig, trotz des allgemeinen Geschreies seiner Generale, doch anzugreifen. Da sagte ihm Loudon: „Wenn wir den König in diesem Lager ruhig lassen, wenn wir diese Ausforderung herunterschlucken, so verdienen wir alle,

von E. Excellenz an, infam cassirt zu werden. Er hält uns ja alle für Hundsfötter!“ Wieder nur war es Seydlitz, der den völligen Ruin des Heeres bei Hochkirch abhielt.

Der Tag von Hochkirch — merkwürdigerweise wieder der Jahrestag von Jena, achtundvierzig Jahre später — galt Friedrich als der traurigste seines Lebens. Der hochgeliebte Keith, der ihn gewarnt hatte, fiel auf dem blutigen Kirchhof von Hochkirch — als das dritte Heroenopfer des siebenjährigen Kriegs. Außerdem büßte der König hundert Kanonen ein und dreißig Fahnen. Friedrich war tief erschüttert, sein Vorleser Catt traf ihn am Abend in Bourdaloue's Predigten lesend. Wie bei Collin die Trauerbotschaft vom Tode seiner Mutter, kam bei Hochkirch die vom Tode seiner Lieblingsschwester, der Markgräfin von Baireuth, dem ersten Unglücke nach: sie starb in derselben Morgenstunde, in der Friedrich die herbe Niederlage erlitt. So ehrerbietig er seine Mutter betrauert hatte, so zärtlich trauerte er um seine Schwester: er ließ ihr in einem Bosquet zu Sanssouci einen Tempel der Freundschaft zum Andenken errichten, in den er oft ging, wie er noch funfzehn Jahre später an Voltaire schrieb.

Zehn Monate nach der Ueberrumpelung bei Hochkirch schlug Loudon den König selbst mit dem Russen Soltikoff zur Vernichtung bei Kunnersdorf in der Nähe von Frankfurt an der Oder, am 12. Aug. 1759: hier fiel Kleist, der Dichter des Frühlings, der Freund Lessing's, als das vierte Heroenopfer des siebenjährigen Kriegs.

Nach der Hochkirchner Niederlage, wo die Preußen gleich darauf eine halbe Stunde von Daun unmittelbar unter seiner Nase ein neues Lager bezogen, war es dem König noch gelungen, durch künstliche Märsche und Manoeuvres Schlesien zu retten: Friedrich konnte seine Winterquartiere nach der Campagne von 1758 noch einmal in Breslau nehmen. Nach der Kunnersdorfer Niederlage aber war er zugleich von Schlesien und von Sachsen abgeschnitten und seine Lage geradehin verzweifelt. Er schrieb damals auf einen Zettel mit Bleistift an den Cabinetsminister Finkenstein nach Berlin: „Tout est perdu, sauvez la famille royale. Adieu pour jamais!“

Friedrich selbst hatte zwei Pferde verloren, es hatte ihn eine Flintenkugel getroffen, nur ein goldnes Etui in seiner Westentasche rettete ihn. Man mußte ihn, als Alles verloren war, fast mit Gewalt aus dem Getümmel reißen. Verzweifelnd rief er: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel erreichen?“ Die Bestürzung war so groß, daß die Infanteriecolonnen bei dem bloßen Geräusche der Kasacken auf tausend Schritt weit flohen, ehe man sie wieder zum Stehen bringen konnte. In Berlin hieß es in der ersten Bestürzung, man wisse nicht, wo der König sei. Die früheren Couriere hatten Sieg gemeldet, auch war die Schlacht für Friedrich Abends sechs Uhr gewonnen, die Verschanzungen Soltikoff's genommen, siebzig Kanonen erobert, wenn er nicht es hätte durchsetzen wollen, wieder gegen den Rath selbst des kühnen Seydlitz, die Judenberge bei Frankfurt zu stürmen. Von hier trat den erschöpften Truppen Loudon aus

dem hohlen Grunde, dem Loudonsgrunde, entgegen, wo er sich bisher verdeckt als Nachhut gehalten hatte. Zehn Tage nach der Schlacht schrieb Friedrich an d'Argens: „Nein, die Marter des Tantalus, die Pein des Prometheus, die Strafe des Sisyphus sind nichts im Vergleich mit dem, was ich seit zehn Tagen leide, der Tod ist süß gegen ein solches Leben." Friedrich wurde aber diesmal doch wieder und zwar durch den russischen Oberfeldherrn gerettet. Die Russen waren nicht willig, für Oestreich Eroberungen zu machen. Dem Reichskanzler Bestucheff war der Eifer gegen Preußen mit englischem Gelde gedämpft, der Thronfolger betete den großen Friedrich an. Soltikoff sagte zu Loudon: „Je n'ai ni ordre, ni envie, d'écraser le Roi." Trotz dem, daß auch noch Dresden 4. September 1759 durch Graf Carl Christoph Schmettau verloren ging, zwar auf des Königs Befehl, aber sehr gegen seinen Wunsch, die Contreordre kam zu spät durch einen Spion in Schmettau's Hand; — trotz dem, daß General von Finck mit 12,000 Mann in offnem Felde bei Maxen in der Nähe von Dresden sich an Daun ergeben mußte, wie drei Jahre zuvor die Sachsen bei Pirna an die Preußen, „bis dato ein ganz unerhörtes Exempel", wie Friedrich an Finck selbst schrieb; — trotz dem, daß den König auch noch die Gicht an beiden Füßen und in der linken Hand plagte, so daß er sich während der Hin- und Hermärsche in Schlesien und Sachsen tragen lassen mußte, weßhalb er sich mit dem ewigen Juden verglich, trotz diesem wiederholten vierfachen Unglück behauptete sich Friedrich doch noch in

Sachsen. Nachdem er Daun gegenüber in der Winterkälte — und das ganze preußische Fußvolk hatte nicht einmal Mäntel — sechs Wochen bei Wilsdruff gelagert hatte, nahm er seine Winterquartiere zu Freiberg im Erzgebirge 10. Jan. bis 25. April 1760. 29. März 1760 schrieb er hier die Ode: „An die Deutschen“ *).

Das Jahr 1760 war ein Angstjahr. Die Belagerung des verloren gegangenen Dresdens mißglückte. Loudon nahm 26. Juli Glatz, die wichtigste Festung der preußischen Monarchie nach Magdeburg. Einen Monat vorher, 23. Juni, hatte derselbe schlimme Loudon auch den General Fouqué bei Landshut, wo er ihn, freilich mit 30,000 Mann gegen nur 8000 Mann, angriff, nach heldenmüthiger Gegenwehr von zwei Uhr Nachts bis Mittag geschlagen und ihn mit seinem ganzen Corps gefangen genommen. Der erste Sonnenblick wieder war der Sieg über Loudon bei Liegnitz 15. August. Daun und Loudon und Soltikoff hatten Friedrich umzingeln und vernichten wollen, er täuschte Daun und griff Loudon vereinzelt an. 18. Sept. schrieb Friedrich aber an d'Argens: „Im Ganzen genommen, hat sich meine Lage nicht viel verbessert. Dieser Feldzug ist ärger, wie alle vorhergehende; bisweilen weiß ich nicht, wohin ich mich wenden soll.“ Vom 8. bis 12. October war

*) Der König wohnte in Freiberg auf der Fischergasse in dem Hause meiner Eltern, das jetzt dem Berghauptmann von Beust angehört. Sein Arbeitscabinet, nach dem Garten heraus, mit einer heitern chinesischen Blumen- und Vögeltapete und goldnen Leisten decorirt, war zu meiner Zeit noch unverändert erhalten.

Berlin zum zweitenmale in den Händen des russischen Generals von Tottleben und des östreichischen Lascy, wo Charlottenburg geplündert wurde, das Antikencabinet des Cardinal Polignac und das Porzellancabinet zerstört ward. Die entscheidendste Schlacht, die Schlacht, die die preußische Monarchie rettete, war die Torgauer Schlacht 3. Novbr. 1760 gegen Daun. Diese Schlacht, den zwölften Sieg um Schlesien, gewann der Husaren-General Hans Joachim von Ziethen, der alte fromme Ziethen, der General, der allemal, wenn von Kriegsrath und Operationsplänen die Rede war, zu sagen pflegte: „Wenn ich auf den Fleck komme, werde ich meine Dispositionen machen“ — der General, der allemal vor einer Schlacht mit seinem Säbel ein Kreuz in die Luft hieb, um sich dem göttlichen Beistande zu empfehlen. Friedrich, der so oft über ihn gespottet hatte, empfing im grauen Duft der ersten Dämmerung nach Eroberung der Süptitzer Höhen den Bericht von ihm: „E. Maj., der Feind ist geschlagen, er zieht sich zurück.“ Der König fiel ihm tief bewegt in die Arme. Dann sprengte Ziethen zu seinen Husaren zurück und rief: „Burschen, unser König hat die Schlacht gewonnen und der Feind ist völlig geschlagen. Es lebe unser großer König!“ Die Husaren in ihren weißen Mänteln antworteten einstimmig: „Ja, ja, unser König Fritz soll leben! Aber unser Vater Ziethen auch, unser Husarenkönig auch!“ Bei Torgau war es, wo Friedrich, als ihm die matten Kugeln am Wachtfeuer aus seinem blauen Ueberrock fielen, seinen

Grenadieren das Gift, das er bei sich trug, zeigte. Man fand es nach seinem Tode noch eingepackt, fünf bis sechs Pillen in einem engen gläsernen Tubus. Friedrich konnte seine Winterquartiere nun noch einmal in Sachsen nehmen, er ging nach Leipzig. Aber der Verlust war sehr groß gewesen, man sagt auf preußischer Seite an die 20,000 Menschen. Torgau war das Malplaquet des siebenjährigen Kriegs. Als Berenhorst, der natürliche Sohn des alten Dessauers, die Liste dem König brachte, riß er sie ihm aus der Hand mit den Worten: „Es kostet Ihm seinen Kopf, wenn die Zahl bekannt wird." Er wußte kaum mehr, wo Menschen für seine Armee hernehmen: eine preußische Armee war es nicht mehr, sie bestand aus Ueberläufern, gepreßten Leuten, Sträflingen und andern Leuten dieser Gattung. Friedrich mußte zu s. g. Entrepreneurs, zu Menschenhändlern, seine Zuflucht nehmen, wie zu dem famosen Collignon (die Familie ist jetzt in der Adelsreihe Preußens), der seinen Agenten pr. Kopf zehn Thaler gab, während er funfzehn und mehr dafür erhielt. Ende 1760 hatte Friedrich mit Mühe 93,000 Mann zusammen gegen noch immer mehr als 200,000 Feinde. In diesem Winter war es, wo er am 18. December Nachmittags vier Uhr im Apelschen Hause die Unterredung mit Gellert hatte, nach welcher er ihn le plus raisonnable de tous les savans allemands nannte. Er ließ in diesem Winter auch seine Kammermusik, seine Neffen, den Prinzen von Preußen und dessen Bruder und seinen Freund Marquis d'Argens nach

Leipzig kommen. Schon in Leipzig wurde Friedrich aber das Flöteblasen sauer. d'Argens traf ihn harmlos auf dem platten Boden seines Zimmers sitzend und die Hunde fütternd. In den Winterquartieren studirte Friedrich, wie in Sanssouci, er las z. B. den de Thou, die Kirchengeschichte von Fleury, er machte Verse (atheistische Oden, wie Walpole schreibt, statt Psalmen an den Wassern Babylons) und correspondirte. Selbst während der Campagne arbeitete er mit den Kabinetsräthen Eichel und Cöper, schrieb sein Campagne-Tagebuch, Abends fand sich der Lecteur zur Unterhaltung bei ihm ein. So trieb er es regelmäßig den ganzen Krieg durch, indem er nicht campirte, sondern beständig cantonnirte. Die schlechteste Bauernhütte war ihm recht. Bei Tische ging es munter her. Abends speiste er ganz einfach, gewöhnlich gesottne Brätzeln mit französischem Käse, wozu er Tyroler Wein trank. Später ging er ganz ohne zu speisen zu Bette. Er schlief nur fünf Stunden. Auf schnelle Fälle waren stets zwei Engländer gesattelt. Auf Märschen bestand sein Mittagsessen in einer Tasse Chokolate.

Schon im Laufe des verflossenen Jahres hatte Friedrich Friedensversuche gemacht, man hatte sie abgeschlagen, Oestreich dachte ihn in diesem Jahre gewiß aufzureiben. König Georg II. von England, Friedrich's Bundesgenosse, war gestorben. Pitt, der Hauptvertheidiger Friedrich's, des wonderfull man of the war, wie er ihn nannte, war nach Georg's II. Tode aus dem Ministerium getreten. Sein Nachfolger, Lord Bute, zog die englischen Subsidien

ein. England hatte zeither 670,000 Pfund Sterling jährlich gezahlt, etwa vier bis fünf Millionen Thaler gutes Geld. Aus diesen vier bis fünf Millionen gutem Gelde ließ Friedrich zehn Millionen Thaler schlechtes Geld mit dem Bildniß des polnischen Königs und des Fürsten von Bernburg prägen. Zuletzt galt, was sonst fünf Thaler galt, funfzehn. Das Geschäft ging durch den Juden Ephraim, dem er die Münze in Sachsen mit acht Procent Gewinn verpachtet hatte. Man execrirte den König und ließ abscheuliche Spottmünzen auf ihn schlagen, wo er Ephraim streichelnd ausruft: „Sehet hier den geliebten Sohn, an dem Ich Mein Wohlgefallen habe.“ Es wurden Drittelstücke geprägt, die sehr schön weiß gesotten waren. Das Volk machte auf sie den Reim:

Von Außen schön, von Innen schlimm,
Von Außen Friederich, von Innen Ephraim.

Man nannte diese sächsischen Achtgroschenstücke Ephraimiten, Schinderlinge, Blechklappen. An manchen Orten galt ein Ducaten neun Thaler. Die Noth zwang Friedrich zu dieser „Industrie“, wie er es nannte. Er wußte kaum mehr, woraus er seine Gelder zu den Feldzügen beziehen sollte. Schon 1758 war der Schatz, der halb in Magdeburg, halb in Stettin lag, stark angegriffen, ward aber nicht erschöpft, Friedrich suchte immer noch einen letzten Fonds zu erhalten. Der großväterliche Schmuck von Brillantknöpfen und andre Kostbarkeiten wurden verkauft. Neue Auflagen wollte Friedrich seinen Unterthanen nicht zumuthen, er hat sie den ganzen Krieg durch

nicht erhöhet. Nur die noch größere Erschöpfung seiner Gegner, namentlich Maria Theresia's, rettete Friedrich. Um die Unterhaltungskosten zu ersparen, entließ sie im December 1761 20,000 Mann.

Der Feldzug von 1761 kostete dem König Schweidnitz, das wieder der schlimme Loudon am 1. Oct. plötzlich mit Sturm innerhalb drei Stunden unter dem Schutze eines dichten Nebels nahm, kostete die Hälfte von Schlesien; kostete ihm Kolberg und die Hälfte von Pommern. Der Verlust von Schweidnitz traf wie ein Donnerschlag den König: der ganze Feldzug hatte sich nur um die Behauptung dieses wichtigen Waffenplatzes gedreht. Als die Hiobspost an den König kam, sagte er zu dem Adjutanten, der sie brachte: „Ich sag' Ihm aber, es ist nicht wahr. Scher' Er sich zum Teufel!“ Noch einmal aber nahm er seine Winterquartiere in Schlesien, zu Breslau. Diesmal freilich neben den Oestreichern, wie 1760 neben ihnen in Sachsen. Es war sein unerschütterlicher Vorsatz, einen entehrenden Frieden nie zu unterschreiben. Wie ein alter Römer hatte er unterm 28. October 1760, sieben Tage vor der Torgauer Schlacht, die ihn errettete, an d'Argens geschrieben: „Es giebt keine Beredtsamkeit, die mich dahin führen könnte, meine Schande zu unterzeichnen. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder ich werde, wenn dieser Trost dem mich verfolgenden Geschicke noch zu süß sein sollte, meinem Unglücke ein Ende zu machen wissen. Ich habe meine Handlungen von jeher nach

meiner innern Ueberzeugung und nach dem Gefühle von Ehre eingerichtet, das alle meine Schritte leitet und immer leiten wird. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater gewidmet habe, meine spätere Zeit dem Vaterlande, glaube ich nun mit Recht über mein Alter verfügen zu können. Es giebt Leute, die gegen das Geschick folgsam sind; meine Sache ist das nicht. Habe ich für Andere gelebt, so will ich für mich sterben. Ich werde zu Erreichung meiner Entwürfe die kühnsten Dinge unternehmen oder ehrenvoll untergehen. „Noch im Januar 1762 schrieb er an d'Argens: „Kreisel, die Kinder peitschen, werden nicht ärger herumgetrieben, als ich bisher von drei erbitterten Feinden." Am 5. Januar 1762 starb endlich zu seinem höchsten Glücke in der ungeheuren Bedrängniß einer dieser Feinde, die Kaiserin Elisabeth von Rußland, „enfin, schrieb Friedrich, le diable a troussé cette infame catin du nord" — sie hatte nur zwischen Brantwein- und Liebesrausch getaumelt. Ihr Nachfolger, Peter III., schloß Frieden und Bündniß mit Friedrich. Am 9. October 1762 ward Schweidnitz wieder erobert und am 29. October gewann Prinz Heinrich die letzte Schlacht des siebenjährigen Kriegs, die bei Freiberg, Friedrich nahm seine Winterquartiere zum letztenmal in Leipzig, seine Truppen aber brachen in's Reich ein und brandschatzten bis Nürnberg und Regensburg. Im December schon traten Herzberg von preußischer Seite, Collenbach von östreichischer und Fritsch von sächsischer auf dem Jagdschlosse Hubertusburg

zum Friedens-Congresse zusammen. Collenbach wollte wegen des kleinen, aber wichtigen Glatz, das 1760 erobert worden war, brechen. Er bezahlte seine Rechnungen und ließ seinen Reisewagen schmieren. Herzberg sagte ihm lachend „adieu!“ — da unterschrieb der Oestreicher und fiel Herzberg um den Hals. Auch der schwedische Gesandte wollte mit unterhandeln, Friedrich nahm ihn aber gar nicht an, er sagte: „Der König von Schweden hat mit meinem Obersten Belling Krieg geführt, mit dem mag er auch Frieden schließen.“ Am 15. Februar ward das Friedens-Instrument unterzeichnet. Drei Wochen nachher war Sachsen von den preußischen, Schlesien von den kaiserlichen Truppen geräumt. Am 30. März spät Abends traf Friedrich in Begleitung des Prinzen Ferdinand von Braunschweig und des General Lentulus in Berlin, das er sechs Jahre lang, seit dem 12. Januar 1757 nicht mehr gesehen hatte, wieder ein. Er wieß aber alle Freudenbezeigungen, die d'Argens am Frankfurter Thore veranstaltet hatte, von sich, es war zu ernst in seiner Seele. Er begab sich in der Stille in das königliche Schloß und blieb in Berlin bis zum 21. April, wo er nach Potsdam ging. Er hatte schon unterm 6. März 1763 an die Frau von Camas geschrieben: „Ach, meine gute Mama, wie fürcht' ich mich vor Berlin, und die Lücken, die ich dort finden werde!“ Er gestand, daß er die ehrenvolle Beendigung des Kriegs nur dem Umstande verdanke, „daß er den letzten Thaler in der Tasche behalten habe.“ Dem feinen Hofmann, General

Lentulus, der ihm schmeicheln wollte, erklärte er ehrlich und geradezu: „Gestehe er nur, daß ich viel Glück gehabt habe.“

Seit dem Frieden von Hubertusburg stand nun Preußen gefestet da in der öffentlichen Meinung. Von nun an konnte es wirklich als Weltmacht auftreten. Sogar der türkische Sultan ließ Friedrich durch einen besondern Gesandten begrüßen, der mit einem Gefolge von achtzig Personen am 9. November 1763 seinen Einzug in Berlin hielt, er hieß Resmi Achmed Effendi, er überbrachte als Geschenke einen Reiherbusch aus Brillanten, drei reichgeschirrte Pferde und an dreihundert Stücke verschiedener Stoffe und Zeuge. Er verweilte in Berlin bis zum 2. Mai 1764. Der alte Fritz war der populärste Mann in ganz Europa geworden. In allen Häusern und Hütten von Deutschland und weit über die Grenzen Deutschlands hinaus, selbst in Amerika war sein Bildniß zu sehen, dieses Bildniß des ernsten Mannes mit den stechenden, durchbohrenden Augen und dem lieblichen Munde, in etwas gebückter Stellung, den großen, dreieckigen Treffenhut auf dem Kopfe, in abgetragener blauer Uniform mit rothen Aufschlägen und breiten Rockschößen, hinten den langen Zopf, vorn die Weste starrend von Spaniol, den er fortwährend zu schnupfen pflegte, in kurzen, schwarzen Sammetbeinkleidern und langen schlottrigen Stiefeln bis über die Knie, an der Seite den Degen und in der Hand den Krückenstock tragend. Der berühmte Weltumsegler Reinhold Forster, Professor in Halle,

der durch den Staatsminister von Heynitz im Jahre 1780 vorgestellt wurde, sagte zu dem König, den er, als er ihn von Angesicht erblickte, nicht genug bewundern konnte: „Sire, ich habe außer einem Dutzend wilden Königen auch zwei zahme gesehen, aber so Einer, wie Ew. Maj. ist mir noch nicht vorgekommen.“ Ueber dieses sonderbare Compliment fand sich Friedrich natürlich wenig geschmeichelt, er meinte von Forstern, als er abgetreten war zu Heynitz: „Der ist ein Erzgrobian!“ Dagegen ließ er ganz gern geschehen, daß 1777 zu seinem Geburtstag ein Vorspiel: „Ein Patriot“, von Lieutenant von Boain im deutschen Theater zu Berlin gegeben wurde, wo er schlechtweg „unser alter Fritze“ genannt wurde. Der Oberst von Scheele vom Garde-Grenadier-Bataillon in Potsdam fand das so beleidigend, daß er den Director der Truppe Döbbelin zur Verantwortung gezogen wissen wollte. Der König, als ihm di' Sache zu Gehör kam, äußerte: „Der Scheel muß bei Roßbach und Torgau nicht mit dabei gewesen sein, sonst wüste er, daß ich schon vor zwanzig Jahren der alte Fritze hieß und jünger wird man nicht mit den Jahren.“ Charakteristisch bei Friedrich war das Ensemble der gestrengen Augen und des lieblichen Mundes. Wie jene scheu zurückhielten, zog dieser unwiderstehlich an. Friedrich's bloßer Blick war so durchbohrend, daß er hinreichte, einen Panduren, der einmal aus einem Hinterhalte das Gewehr gegen ihn anlegte, dasselbe sinken lassen zu machen. Ein eigner musikalischer Zauber lag bei Friedrich in der

Stimme: er entzückte alle die mit ihm gesprochen hatten. „Der Ton seiner Stimme, sagt der Prinz von Ligne in seinem Mémoire über ihn, war sanft und etwas leise und seine Lippen bewegten sich mit einer unaussprechlichen Anmuth. Auch seine Augen, die in allen Portraits, die wir von ihm haben, zu hart dargestellt sind und die von der angestrengten Arbeit im Cabinet und von den Beschwerden des Kriegs überspannt waren, wurden sanft und milde, so oft er einen Zug von Menschenliebe erzählte und erzählen hörte.“ Das Merkwürdigste bei dem König war der erstaunliche Wechsel im Ausdruck seines Gesichts. „Ich hatte, schreibt Massenbach, der ihm im November 1782 zum erstenmal sah, in seinen Rückerinnerungen an große Männer, noch nie einen Menschen gesehen, auf dessen Gesicht alle Gedanken der Seele sich eben so schnell ausdrückten, als Gedanken auf einander folgen. Das war eine Mobilität, die mich in Erstaunen setzte. Dieser königliche Ernst und dann urplötzlich wieder diese königliche Milde. Den Ausdruck, der in dem Auge dieses Königs lag, hat kein Maler erreicht, er war unerreichbar.“

5. Regimentsführung Friedrich's nach dem Frieden. Der Manufactur- und Handelsminister Marschall. Der Kaufmann Gotzkowsky. Die Banquiers Schütze und Itzig. Der Jude Ephraim. Die Regie: de la Haye de Launay. Der Großkanzler Cocceji. Der Müller Arnold'sche Proceß. Die Minister Fürst und Zedlitz. Allianz mit Rußland und polnische Theilung.

Von den Schlachtfeldern des siebenjährigen Kriegs weg, dessen Schluß seine Regierung in zwei ganz gleiche Hälften theilt, zog Friedrich sich nun wieder in seinen stillen Aufenthalt nach Sanssouci zurück. Dieses Lustschloß, ein halbes Stündchen vor dem Brandenburger Thore bei Potsdam, hatte er nach Knobelsdorf's Zeichnungen 1745 bauen lassen und schon seit dem 19. Mai 1747 bezogen. Es war ein bescheidener einstöckiger Pavillon mit lichten Glasthüren und weiten Fenstern, ein durchsichtiges Sommerhaus, in das alle Welt hineinblicken konnte; es erhob sich auf der obersten von sechs Terrassen aus einer Parkfläche über frisches Waldgrün, Wiesen und Wasser. Hier, umgeben von den Statuen und den Pörtraits der großen Männer aller Zeiten, widmete nun der König sich mit der höchsten Sorgfalt dem Wiederaufbau dessen, was der furchtbare Krieg niedergerissen hatte. Seine Adleraugen überwachten Alles selbst und es gelang ihm, die schweren Wunden, die der Krieg geschlagen hatte, nach und nach wieder zu heilen.

Am meisten hatte Pommern und die Neumark, demnächst Schlesien gelitten: für Pommern und die

Neumark erließ Friedrich die Steuern sofort auf zwei Jahre, für Schlesien auf sechs Monate. Das Getreide, das man schon zum nächsten Feldzug aufgekauft hatte, ward als Saatkorn unter die gänzlich verarmten Bauern ausgetheilt, desgleichen wurden ihnen 35,000 für die Artillerie und das Packwesen bestimmte Armeepferde überlassen. Dazu kamen bedeutende Summen in Gelde. Sogleich nach dem Kriege vertheilte der König mehrere Millionen aus dem Schatze. In der letzten Hälfte seiner Regierung, den dreiundzwanzig Jahren seit dem Frieden bis zu seinem Tode, sind nach genauer Berechnung des Ministers Herzberg über vierundzwanzig Millionen Thaler von den Privatersparnissen aus der Chatoulle unter sämmtliche Staaten vertheilt worden.

Reichlich und überreichlich unterstützte Friedrich den Adel durch große Geldsummen. Auch die Bauern erhielten Capitalienvorschüsse, erhielten Prämien zu Verbesserungen und zu Versuchen, die Theilung der Gemeinheiten ward begünstigt. Der König ließ in allen Gegenden der Monarchie neue Dörfer anlegen und wüste Gegenden anbauen. Dieser Zweig der Organisation, die Urbarmachungen, lagen ihm besonders am Herzen. Seit dem Jahre 1762 war der frühere Dessauische Kammerdirector Franz Balthasar von Brenkenhoff, den er in Dessau aus seinen Werken — das Land ward durch ihn wie ein Garten — kennen gelernt hatte, als geheimer Finanzrath in seine Dienste getreten: durch diesen ließ er hauptsächlich die Angelegenheit treiben, durch Brenkenhoff's Hände

gingen Millionen und er leistete die allerwichtigsten Dienste. Friedrich sagte einmal: „Ich sehe Brenkenhoff's Geburt als eine der glücklichsten Begebenheiten meiner Regierung an.“ Er starb vor dem König, im Jahre 1780. Berühmt sind unter den vielen Urbarmachungen unter Friedrich die Culturen in den Oberbrüchen in Pommern, bei Stettin u. s. w. geworden.

Als der König im Mai 1779 nach Abschluß des Teschner Friedens aus Schlesien nach Berlin wiederkehrte, fragte er den Geheimen Finanzrath Michaelis: „warum nach der sächsischen Grenze hin noch so viele ungebaute Striche Land wären.“ Als ihm geantwortet wurde, daß diese Striche armen Edelleuten oder Gemeinheiten gehörten, die nicht im Stande wären, sie urbar zu machen, erwiederte der König die schönen Worte: „Warum hat man mir das nicht gesagt? Man wisse doch ein für allemal, daß, wenn in meinen Staaten etwas über die Kräfte der Unterthanen geht, es mir obliegt, die Kosten über mich zu nehmen und sie nichts weiter zu thun haben, als die Früchte davon einzusammeln. Ich assignire hiermit 300,000 Thlr. um diese Ländereien urbar zu machen und wenn das nicht hinreicht, will ich mehr geben.“ So berichtet de Launay über den aus dem Krieg heimkehrenden König und setzt hinzu: „Ich fand ihn noch mit Staub bedeckt und schon mit der Vorsorge für sein Volk beschäftigt.“

Die Domainen verpachtete der König, wie es in Frankreich üblich war. Er wollte es gern, daß die Pächter reich wurden, damit sie in Nothfällen und bei

Kriegen Vorschüsse und Lieferungen machen könnten: er bezeichnete das „faire rendre gorge aux fermiers.“

Friedrich war es, der bereits im Jahre 1748 spanische Böcke einführte: er veredelte damit wesentlich die inländische Schafzucht. Er zuerst führte auch den Kartoffelbau im Großen in den preußischen Staaten ein, gegen den man zeither immer noch im Volke ein Vorurtheil gehabt hatte. Hier war der schlesische Minister Schlabrendorf des Königs Haupthülfe, er hatte sie in Schlesien stark anpflanzen lassen. Im siebenjährigen Kriege kamen sie der preußischen Armee vortrefflich zu Gute und Friedrich äußerte selbst damals: „Ohne Schlabrendorf's Vorsicht wäre ich mit meinen Soldaten vor Hunger gestorben.“ Später bei der großen deutschen Hungersnoth in den Jahren 1771 und 1772 wurden die Kartoffeln die Hauptnahrung der Armen, auch Böhmen ward damals von Schlesien aus versorgt. Von dieser Zeit datirt das Allgemeinwerden der Kartoffelcultur in Deutschland. Besonders lag dem König, der selbst ein großer Freund der Baumfrüchte war und der schon in Rheinsberg „guhte Obst böhme“ gesetzt hatte, der Obstbau sehr am Herzen. Er sprach sich darüber 1770 bei der Ministerrevue aus: „Daß man das trockne Obst immer noch aus Sachsen kauft und wie man sagt zum Bedürfnisse kaufen muß, ist mir gar nicht lieb. Man muß, meine Herren, besorgt sein, den Obstbau auf dem Lande und in den Aemtern allgemein zu machen, denn das Geld muß man, so viel als möglich zu

behalten suchen.“ Schon am 14. September 1740 war allen Kriegs- und Domainenkammern das Anpflanzen von Obstbäumen durch's ganze Land anbefohlen, die Sache aber doch nicht mit dem gehörigen Nachdruck gefördert worden.

Wie für den Acker- und Gartenbau, sorgte Friedrich auch für das Aufkommen der Handlung. 1765, zwei Jahre nach dem Frieden, ward die Bank in Berlin gegründet und 1772 die Seehandlungs-Societät, auf die ich zurückkomme. Friedrich schloß noch im vorletzten Jahre seines so vielseitig thätigen Lebens den ersten Handelsvertrag mit der neuen Republik Amerika ab. Für den inneren Handel hatte er schon in den vierziger Jahren durch den Plauenschen und Finow-Canal gesorgt: dadurch ward eine ununterbrochene Wasserstraße zwischen Schlesien und der Nordsee und aus der Elbe in die Ostsee erlangt. Zu einem bedeutenden Handelsplatz war Stettin durch Anlage des Hafens von Swinemünde emporgestiegen. Die Stettiner Kaufleute ließen jährlich über 600 Schiffe aus- und einlaufen.

Seit der Regierung Friedrich's des Großen fing Berlin auch an im Geldhandel größere Geschäfte zu machen. Das Haus David Splittgerber bestand schon seit Friedrich Wilhelm I.; als Kronprinz hatte Friedrich in seinen Geldverlegenheiten eine Hülfe bei ihm gefunden. Unter Friedrich etablirten sich die großen Banquierhäuser des Geheimen Commerzienraths Friedrich Wilhelm Schütze und die beiden jüdischen Daniel Itzig und Ephraim.

Schütze brachte vornehmlich die Schifffahrt von Stettin auf: auf seine Rechnung kam dahin das erste Schiff aus der Levante. Er besaß Schöneiche bei Berlin und seine Söhne wurden 1786 von Friedrich Wilhem II. geadelt. Der eine dieser zwei Söhne vermählte sich mit der Tochter des berühmten Ministers von Struensee, auf den ich unter Friedrich Wilhelm III. zurückkomme. Itzig war ein sehr reicher und kluger Mann, der seine zahlreiche Familie von elf bis zwölf Kindern in solchem Wohlstande und in einer so ausgezeichneten Bildung hinterließ, daß jedes für reich gelten konnte und in der Gesellschaft eine sehr ehrenvolle Stellung erlangte: zwei seiner Töchter heiratheten nach Wien und verschafften auch hier ihren mosaischen Glaubensgenossen eine freiere und geachtetere Stellung, es waren die Baroninnen Fanny Arnstein und Cäcilie Eskeles. Auf Ephraim komme ich noch einmal zurück.

Ein Hauptaugenmerk Friedrich's war das Emporbringen der Industrie. Er war und blieb sein ganzes Leben lang ein entschiedener Anhänger des französischen Merkantilsystems Colbert's, theils aus dem finanziellen Grunde, um sein Land dadurch reicher zu machen, theils aus seinem natürlichen Hange zu Stattlichkeit und Glanz, zu einem schmuckreicheren Leben, das sich einstellt, wo Manufacturen und Fabriken blühen und Mode- und Luxusartikel Gegenstände des Begehrs werden. Friedrich hatte sich, um unmittelbare Einsicht in den Weltverkehr und kaufmännischen Geschäftsbetrieb zu erhalten, schon als Kronprinz in

Rheinsberg an den Kaufmann Johann Ernst Gotzkowsky gewendet. Gotzkowsky war ein geborner Oestreicher, aus Konitz in Mähren, er war schon in früher Jugend von Dresden, wo ihn, da sein Vater an der Pest starb, Verwandte erzogen hatten, nach Berlin gekommen, hatte eine Handlung von Pariser Modesachen und Bijouterien etablirt und wiederholt auf seinen Reisen zur Leipziger Messe in Rheinsberg, um Aufträge dorthin mitzunehmen, einsprechen müssen. Er erzählt selbst in seiner 1768 publizirten „Geschichte eines patriotischen Kaufmanns," wie der junge König gleich bei der Thronbesteigung ihn habe nach Charlottenburg kommen lassen, um ihm „die vorher schon mehrmalen vor das Aufnehmen der Unterthanen geäußerte recht königliche Gesinnungen zu wiederholen, nämlich sagte er, „daß ich mir sollte angelegen sein lassen, viele nützliche und geschickte Künstler und Ouvriers in das Land zu ziehen, und daß Se. Kön. Maj. mich nicht allein hierin kräftig unterstützen, sondern auch selbst einen fleißigen Abnehmer der allhier verfertigten Waaren abgeben wollten." Gotzkowsky hatte sofort angefangen, eine Menge geschickter Künstler und Ouvriers zu beschäftigen, „die so viel Bijouterien für ihn verfertigten, daß er beinahe halb Deutschland damit versorgte und viele Tonnen Goldes fremdes Geld anhero zog, wodurch er gedachten Ouvriers ihren Unterhalt verschaffte."

Gleich nach dem ersten Monate seiner Regierung stiftete Friedrich ein neues, fünftes Departement im Generaldirectorium für die Manufactur- und Com-

merciensachen. Chef desselben wurde der Minister Samuel von Marschall. Er erhielt unterm 27. Juni 1740 aus Charlottenburg ausgefertigt, eine besondere Instruction, die ihm Friedrich zugleich mit dem Orden pour le mérile übersandte: Marschall war der erste vom Civil, der den Verdienstorden erhielt, außer ihm erhielt ihn nur noch ein schlesischer Landrath von Eckwricht im Münsterbergischen Kreise und drei Gelehrte: Algarotti, Maupertuis und Voltaire. Marschall starb 1749. So verdient der Vater war, so übel bestellt war es mit dem Sohn. Er war Kammerherr, machte Schulden, verließ Berlin und ward in Madrid katholisch. Der König ließ seine in Berlin zurückgebliebene Frau von ihm scheiden, er meinte: „Ich kann die Mameluken nicht leiden."

Die Instruction Marschall's vom 27. Juni 1740 richtete des Ministers Wirkungskreis auf drei Hauptgegenstände: „die jetzigen Manufacturen im Lande zu verbessern", und deshalb, „da jetzt fast alle auswärtige Staaten und fast die ganze Welt sich auf Manufacturen befleißiget, gute auswärtige Correspondances" zu unterhalten — ferner „die im Lande noch fehlenden Manufacturen einzuführen" und deshalb „allerhand Professiones und Künstler hereinzuziehen, welche Sachen machen, so der Societät nützlich sein, nicht aber die, so nur zur puren Speculation gereichen" — und endlich „Fremde von allerhand Conditionen, Charakter und Gattung in's Land zu ziehen, als sich nur immer thun lassen will."

Der öconomische Geist, der von seinem Vater auf ihn übergegangen war, sprach sich in dieser Instruction darin aus, daß er neben den großen Manufacturunternehmungen gar nicht die kleinen Geschäfte vergaß: es werden ausdrücklich auch „Nürnberger Puppenzeug, allerhand Schachteln, auch Besen, Handwerksgeräthe und Instrumente und dergleichen Sachen mehr“ aufgeführt, auf deren Etablissement in Berlin, in kleinen Städten, und wenn es die Umstände erfordern, gar in den Dörfern das Absehen zu richten sei, indem dergleichen Sachen, wenn sie auch klein und gering scheinen, in der Menge und jährlich ein Großes importiren.“

Für große Fabrikunternehmungen bewilligte der König Monopole, gab Vorschüsse und suchte durch große Staatseinkäufe den Unternehmern aufzuhelfen. Es geschah das sowohl bei den Branchen, die schon im Gange waren, wie bei den Tuch- und Leinwandfabriken, als bei den Branchen, die bisher ganz gefehlt hatten, wie bei den Zuckerraffinerien, Papiermühlen nach holländischer Art u. s. w. Den wichtigen Leinwandhandel in Westphalen und Schlesien suchte er auf alle Weise zu heben. Seine Lieblingssache aber waren die Seidenfabriken. Er ließ zuerst Maulbeerbaumpflanzungen im Großen anlegen und die Ausbeute an Seide, die im Jahre 1746 nur 100 Pfund war, stieg 1785 auf 17,000 Pfund. Gotzkowsky war es, der hier dem König zu Hülfe kam. Er gründete 1743 durch seinen Schwiegervater, den Hoflieferanten Blum, die Sammetfabrik in Berlin

und 1753 übernahm er auch die Seidenfabrik in der Friedrichstadt, die 1500 Arbeitern Beschäftigung gab. Durch bedeutende Summen unterstützte der König die große Seidenfabrik von Girard und Michelet, die von Bernhard, bei welcher der Philosoph Moses Mendelssohn Buchhalter war, und die Sammetfabrik des Moses Ryß. Derselbe Gotzkowsky, der die Seidenmanufactur emporbrachte und der Hauptstadt sich im siebenjährigen Kriege bei der russischen Invasion Tottlebens so patriotisch annahm, auch dem König Gemälde-Einkäufe besorgte, führte auch die Porzellan-Manufactur in Preußen ein; nachdem er das Geheimniß gekauft hatte, gründete er 1760 die Porzellan-Fabrik in Berlin, die 1763 der König übernahm und mit besonderer Vorliebe betreiben ließ, wie unter andern aus den Briefen an Fouqué hervorgeht. Er benutzte die Fabrik hauptsächlich um Geschenke zu machen, die er bei gewissen Gelegenheiten machen mußte und mit Porzellan am wohlfeilsten und doch auf's Stattlichste machen konnte. Der patriotische Gotzkowsky hatte später viel Unglück: in Folge von Fallissements andrer Häuser fallirte er selbst, mußte accordiren und starb in der Zurückgezogenheit von allen Geschäften 1775. Glücklicher war ein anderer Handelsherr, jüdischer Abkunft. Ephraim, derselbe, der zeither im siebenjährigen Kriege den Münzpacht gehabt hatte. Er übernahm im Jahre 1763 den Pacht der Berliner Gold- und Silber-Manufactur. Das königliche Privilegium erstreckte sich auf die ganze Armee und das ganze Land. Ephraim ward dadurch

ein reicher Mann, noch reicher, als durch den Münzpacht. Der Hofjuwelier und Banquier Veitel Heim Ephraim, der Stammvater der noch blühenden Familien Ebers und Eberti, stammte aus einer aus Holland eingewanderten jüdischen Familie und war einer der klügsten und unternehmendsten Leute seiner Zeit; einäugig, aber von einem so eminenten Geiste, daß Voltaire, mit dem er in gutem Vernehmen stand, einmal von ihm sagte: „Il est plus sage, que Moyse et a plus d'esprit que Salomon." Bei Hofe hatte er einen großen Stand, da der König seine Solidität erprobt hatte; er galt namentlich viel bei der Prinzessin Amalie, des Königs Lieblingsschwester, einer großen Juwelenliebhaberin, der Ephraim darin möglichsten Vorschub that. Er besaß außer der Silber-Manufactur auf dem Wilhelmsplatz in Berlin, noch das große Ephraim'sche Haus auf dem Mühlendamm, das er 1762 angekauft, nach des Oberbaudirectors Dietrich Rissen ausbauen und mit den Säulen des im siebenjährigen Kriege zerstörten Jagdschlosses Hubertusburg hatte auszieren lassen: es befand sich darin unter andern eine stattliche Bildergallerie; ferner gehörte ihm der große Ephraim'sche Garten auf dem Schiffbauerdamm in der Spandauer Vorstadt, ein Garten, den der Feldmarschall, Gouverneur von Berlin, Graf Wartensleben, unter dem ersten König von Preußen angelegt hatte. Ephraim gab in diesem Garten dem Hofe große Feste: einmal ließ er dabei eine Grotte von Schmelz bauen, aus einem goldnen Becken sprang weißer und rother Wein.

Ephraim hinterließ, als er starb, 1775, zweiundsiebzig Jahr alt, eins der größten Berliner Vermögen.

Berlin erhielt durch alle diese verschiedenen Etablissements nach Friedrich's Wunsche ein weit schmuckreicheres Ansehen als es unter Friedrich Wilhelm I. noch hatte. Unter andern erhielt Berlin jetzt auch eine stattliche Druckerei, die Decker'sche, indem der Baſ'ler Georg Jacob Decker, welcher königlicher Hofbuchdrucker seit 1763 ward, durch Heirath 1755 die Officin des Johann Gyrenäus übernahm. Eben so kamen jetzt auch einige stattliche Gasthöfe zu dem unter Friedrich Wilhelm I. berühmten König von Portugal auf: die Stadt Paris in der Brüderstraße, wo z. B. 1749 der Marschall von Sachsen wohnte, das Englische Haus und Corsica.

Friedrich's Ansicht bei den Monopolen und Privilegien, die er dem Fabrikwesen ertheilte, war die herrschende des französischen Mercantilsystems: das eigne Geld sollte im Laude behalten werden. Um das System zu halten, gab der König deßhalb eine Menge Gebote und Verbote, er gab sie oft gewaltsam, oft auf abenteuerliche Weise, wurde auch trotz aller seiner Klugheit von Speculanten und Schwindlern getäuscht. Schon am 22. Februar 1768 schrieb er an den Minister von der Horst: „Ueberhaupt kann ich Euch nicht bergen, wie ich nur allzuoft und noch dazu auf recht grobe Weise von den Fabrikanten betrogen worden bin, und ich würde mich schämen müssen, wenn ich mich fernerhin von ihnen hinter das Licht

führen lassen wollte. Ich bin daher auch vollkommen überzeugt, daß alle Arrangements (Vorschüsse und andre Unterstützungen) den Fabriken nicht aufhelfen werden, wofern man nicht zugleich auf den wahren Grund geht, ihre innere Verfassung zu verbessern sucht" ꝛc. ꝛc.

Ende des Jahres 1765 ließ Friedrich den berühmten französischen Philosophen und General-Finanzpächter Helvetius zu sich kommen, um die preußischen Finanzen neu zu ordnen und den Schatz wieder möglichst schnell zu füllen. Helvetius blieb bis zum Junius 1766 in Berlin und schlug dem Könige das französische Sperr- und Schatzsystem, gegründet auf die möglichste Steigerung der indirecten Auflagen, vor. Er ließ im Jahre 1766 fünf Franzosen kommen, die nun als Regisseurs und später als Geheime Finanzräthe mit je 15,000 Thalern Gehalt an die Spitze der neuen Finanz-Einrichtung auf sechs Jahre traten. Mrs. de la Haye de Launay und de Condy wurden, wie Friedrich sich sehr schmeichelhaft in einem Handbillet vom 16. März 1766 ausdrückte, „les Jupiters qui debrouillent le cahos" der preußischen Finanzen. Nach Ablauf der sechs Jahre, 1772 wurde de la Haye de Launay als Geheimer Finanzrath alleiniger Chef der Accise. Er stand sich mit Gehalt, Geschenken und Remisen auf jährlich 20,000 Thaler. Friedrich war stets außerordentlich mit ihm zufrieden und pflegte zu sagen: „Der König von Frankreich und ich haben getauscht, er hat einen Preußen (Necker, Enkel eines Stettiners) an die Spitze seiner Finanzen

gestellt, ich einen Franzosen — wir haben beide gut gethan." Die Regie wurde nach französischem Fuß unter dem Namen der General-Zoll- und Accise-Administration eingeführt. 3000 Franzosen kamen den Regisseurs nach und wurden als Accisebedienten unter sehr verschiedenen Abstufungen und Namen — darunter sehr drollige, z. B. Commis rats de eave, Kellerrattencommis — in sämmtliche Provinzen vertheilt. Bei der ganzen Regie wurde die französische Sprache zu Grunde gelegt. Die Grundsätze, welche der König dabei inne gehalten haben wollte, sprach er selbst in dem obengedachten Handbillet aus: „Je vous abandonne tout ce qui est de luxe — c'est le pauvre, le manufacturier et le soldat, dont je me déclare l'advocat." Aber statt zwei Millionen, wie der König gehofft hatte, warf diese neue Regie nur etwa eine Million reinen Gewinn ab, die Herren Franzosen betrogen ihn tüchtig. Er selbst schreibt unterm 1. December 1784 an den Minister von Werder: „ich habe euch zu erkennen geben wollen, daß es lauter solch' Schurkenzeug ist die Franzosen, das kann man wegjagen, wenn man will 2c., wobei ich euch noch sage, daß Ich überhaupt darauf denke und suchen werde, mir nach und nach alle Franzosen vom Halse zu schaffen und sie los zu werden." Bei seinem Tode hatte er nur noch 157. Die Haupttendenz war: die einheimischen Gewerbe möglichst zu fördern und zu einer Hauptfinanzquelle für die Regierung, die sie selbst in Angriff nahm, zu machen. Die Hauptgegenstände der Monopolisirung

der Regierung waren Taback und Kaffee. Für den Taback ward eine eigene Tabacks-Administration, für den Kaffee eine eigene Kaffee-Administration errichtet. Kaffee wurde von der Regie gebrannt und in gestempelten Blechbüchsen, die vierundzwanzig Loth hielten und einen Thaler kosteten, verkauft. Für den Kaffee bildete sich nun sofort ein Schleichhandel im großen Style, der sehr demoralisirend wirkte, aber nicht zu unterdrücken war, weil er zu reichen Gewinn abwarf. Während das Pfund Kaffee in Hamburg vier bis fünf Groschen kostete, kostete es in Berlin einen Thaler. Die Contrebandirer führten einen förmlichen kleinen Krieg mit Feuergewehren gegen die Accisebeamten und Aufseher an den Grenzen. Die französischen Inspecteurs, Controleurs, Visitateurs und Plombeurs bei der Kaffee-Administration wurden besonders verhaßt, man nannte sie nur die Kaffeeriecher. Das Volk rächte sich durch Witze. Man hing am Fürstenhause in Berlin eine Carricatur des Königs in höchst kläglicher Gestalt mit einer Kaffeemühle im Schooß auf. Der König, der gerade die Jägerstraße heraufgeritten kam, bemerkte den großen Auflauf des Volks, ritt näher, lachte und ließ das Bild niedriger hängen, damit man es noch bequemer betrachten könne. Er rief: „Hängt es doch niedriger, daß die Leute sich den Hals nicht ausrenken müssen!“ Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als ein allgemeiner Jubel ausbrach. Man riß das Bild sogleich in tausend Stücken von der Mauer herunter und ein lautes, allgemeines „Vivat!“ begleitete den langsam fortreitenden König.

Aber die Kaffeeriecher blieben, denn die Kaffee-Accise brachte allein über eine halbe Million Thaler ein. Friedrich war sehr gegen den Genuß des Kaffees im Volke, weil er glaubte, daß er abschwäche und zum Soldatenstand untüchtig mache. In einer Verordnung, die er deßhalb erließ, ward sogar officiell in einer Antwort auf eine Beschwerde der Pommerschen Landstände d. d. Potsdam, 27. August 1779, auf das Argument hingedeutet, „daß Ihro K. Maj. selbst in Ihrer Jugendzeit nur mit Biersuppe auferzogen worden seien." Nur die privilegirten Stände, Adelige, Offiziere, Mitglieder der Landes-Collegien und Geistliche, durften selbst Kaffee, den sie à neun Groschen das Pfund erhielten, in ihren Häusern brennen lassen. Außer Kaffee und Taback gab es noch beinahe 500 verschiedene Waaren, die der Monopolisirung halber dem freien Verkehr entzogen wurden; sie durften nur entweder auf Staatsrechnung oder für besonders Berechtigte eingeführt werden. Diese Regie veranlaßte großes Murren im Volke, doch erhielt sie sich bis zu des Königs Tode, erst sein Nachfolger schaffte sie sogleich ab.

Ein zweites großes Institut, das der König gründete, war die Seehandlungs-Societät, gestiftet im Jahre 1772. Drei Jahre darauf schrieb der englische Gesandte, James Harris, so über dasselbe: „Die Seehandlungsgesellschaft war ein commerzielles Lieblingsproject des Königs und er war von dem guten Erfolge derselben so überzeugt, daß er sich feierlicher als er bei solchen Gelegenheiten zu thun pflegt,

für Bezahlung sowohl der Interessen als des Capitals bei den Theilnehmern an diesem Projecte verbindlich machte. Das Fehlschlagen desselben zeigt der Welt nun nicht bloß seinen Mangel an Urtheil in Handelsangelegenheiten, sondern was ihm wahrscheinlich noch mehr zu Herzen geht, legt ihm auch die Nothwendigkeit auf, selbst wenn er die Gesellschaft sofort auflöst, ein Deficit von fast 100,000 Pfund Sterling zu decken." Friedrich's Hauptabsicht bei der Seehandlungs-Societät war die Aufhülfe der Küstenschifffahrt, deren außerordentliche Einträglichkeit er bei Holland sah und den Wunsch, nicht von Oestreich, das sich bei der polnischen Theilung die Salzbergwerke allein zugeeignet hatte, allzu abhängig zu werden, sondern Seesalz aus Liverpool zu beziehen. Friedrich ward bei der Seehandlungs-Societät durch den altadeligen Minister Friedrich Christoph von Görne stark betrogen, dem deshalb 1782 seine Güter confiscirt wurden und der auf lebenslängliche Festungsstrafe nach Spandau gebracht wurde, woraus er erst unter Friedrich Wilhelm II. freikam, der ihm sogar noch eine Pension gab. Görne war gewarnt und ließ sich nicht warnen. Schon am 24. December 1776 hatte ihm der König geschrieben: „Ich muß Euch sagen, daß Ihr nicht gescheut seid, Mir dergleichen Anträge zu machen. Die Seehandlung soll mit Polen Commerz treiben, aber keine solche Windbeuteleien im Kopfe haben." Eigenhändig hatte Friedrich hinzugefügt: „ich muß auch den Statuquoi vom Fond der Compagnie sehen, denn der Herr Minister Scheint mir greulich windich

zu Seindt und wo das Continuirt, werden Wihr nicht lange guhte Freunde Seindt.“ Schulenburg-Kehnert wurde Görne's Nachfolger als Chef der Seehandlung.

Das Verdienst der Friedrich'schen Finanzverwaltung war hauptsächlich die genauere Verbindung im Ganzen derselben: er vollendete hier, was sein Vater angefangen hatte. Friedrich hob die Landeseinkünfte nach Herzberg von 7½ bis **24 Millionen Thaler** und dazu hinterließ er noch bei seinem Tode in dem großen Schatze zu Berlin und in den kleinern zu Breslau, zu Magdeburg, zu Stettin und in den andern Hauptstädten der Provinzen angeblich **72 Millionen baar.** Zimmermann deutet an, daß diese Summe noch zu gering angeschlagen sei: nach der Auctorität der Versicherungen, die ihm durch Herzberg und jenen andern schon erwähnten, bei Friedrich wohlbetrauten Minister von der Horst gemacht wurden, betrugen seine jährlichen Ersparnisse auf acht Millionen; er sagt aber selbst an einer andern Stelle, daß der König alljährlich für große Verbesserungen und Abhülfe von Unglücksfällen fünf bis sechs Millionen ausgab. Unläugbar kam auch durch die vielen Bauten und die starke Armee viel Geld in Umlauf. Dennoch bemerkt Lord Malmesbury sehr richtig über das Finanzsystem Friedrich's: „Es konnte ihm nie begreiflich gemacht werden, daß ein großer, unthätig in den Cassen ruhender Schatz das Königreich arm macht, daß der Handel ohne wechselseitigen Gewinn nicht bestehen kann, daß Privilegien und ausschließliche Berechtigungen den

Wetteifer und folglich auch die Industrie hemmen, mit Einem Worte, daß der wirkliche Reichthum eines Souverains darin besteht, daß seine Unterthanen sich im Wohlstande befinden."

Um das Geld nicht ins Ausland gehen zu lassen, hatte Friedrich auch das Studiren auf fremden Universitäten, das Reisen ins Ausland ohne ausdrückliche Erlaubniß und das Treten in fremde Dienste untersagt.

Um Geld für den Fiscus zu ziehen, bestand schon seit dem Julius 1740 eine Lotterie in Berlin. Nach dem siebenjährigen Kriege wurde gar das Lotto, die schlimme Zahlenlotterie eingeführt: es errichtete sie der Geheime Finanzrath de Calzabigi aus Livorno und pachtete sie für 60,000 Thaler. Dann übernahmen den Lottopacht gar der Staatsminister und Oberhofmarschall Reichsgraf Reuß IX.-Köstritz, der Grand Maître de la Garderobe Graf Eickstädt und der Kammerherr Baron von Geuder: sie zahlten nur 36,000 Thaler Pacht; „aber, sagt Thiébault, der König wollte den derangirten Vermögensverhältnissen dieser aus erlauchten Familien entsprossenen Herren aufhelfen."

Wie Friedrich auf Alles, auch das Unscheinbarste achtete, um sich nicht das Geld aus dem Lande ziehen zu lassen, beweist unter andern auch die curiose Cabinetsordre an das Generaldirectorium vom 25. Februar 1781:

„S. K. Maj. von Preußen, unser allergnädigster Herr, haben vernommen, daß dorten ein Kerl mit

wilden Thieren gestern einpassirt ist, um solche für Geld sehen zu lassen. Da nun dies Dero Intention ganz und gar entgegen ist und dergleichen Leute gar nicht weiter hereingelassen, sondern an den Thoren gleich abgewiesen und bedeutet werden sollen, weiter zu gehen; denn das Volk ziehet nur ein Haufen Geld aus dem Lande, das soll aber nicht sein und in dieser Absicht auch dieser Kerl ohne Anstand wieder fortgeschickt worden: So haben Höchstdieselben das nöthige an den Generallieutenant von Ramin bereits ergehen lassen, und lassen auch Dero Generaldirektorium hierdurch bekannt machen, um sich darnach zu achten ꝛc.

Das Merkwürdigste war Friedrich's Abneigung, Chausséen zu bauen. Die Motive war „damit die fremden Fuhrleute auf den schlechten Wegen desto länger liegen bleiben und mithin mehr verzehren müssen."

Außerordentlich viel that Friedrich für die Justiz. Er war der erste aller Könige Europa's, welcher das verworrene Gewebe von unzusammenhängenden, einander widersprechenden Hergebrachtheiten und positiven Verordnungen, den Schlendrian der Mischung von Recht und Unrecht, von Barbarei und Willkür zerriß; der erste, der seinen Unterthanen eine schleunige und rücksichtslose Handhabung der Justiz ohne Ansehn der Person, ohne große Kosten und Ausgaben, ohne langwierige Zeitverschleifung verschaffte; der erste, welcher es nicht bloß aussprach, sondern praktisch durchführte, daß vor dem Gesetze alle Bürger gleich sind. Daß er gleich zu Anfang seiner Regierung die barbarische

Folter aufgehoben habe, ist schon erwähnt worden. Eben so hob er das Säcken der Kindesmörderinnen auf und milderte überhaupt im Sinne des Philantropismus die Strafen für die fleischlichen Vergehen. Er schärfte seinen Ministern ein, die Milde zu gebrauchen bei Verbrechen aus Armuth, Unbesonnenheit und wenn Hoffnung da sei, den Schuldigen noch zu bessern; er schärfte Strenge ein, wo es darauf ankomme, die Sicherheit des Publikums zu wahren; er befahl, daß leichte Verbrechen nicht so hart, schwere nicht so gelinde bestraft werden sollten. Unterschleife, Kassenbetrügereien wollte er z. B. härter als Wilddiebereien bestraft wissen. An Fredersdorf, seinen Tresorier, schrieb er einmal 1745: „der Clempner der Sol los Seindt, zwei blecherne Platten Seindt nicht werth einen Menschen nacher Spandau zu Schaffen."

Friedrich machte der Advocaten-Rabulisterei ein Ende: wie sein Vater es gethan hatte, erließ er noch unterm 16. Aug. 1780 ein Publicandum wegen Bestrafung derjenigen, die den Bauer und gemeinen Mann zum unnützen Processiren verleiten. Er machte eben so der vornehmen, gelehrten lateinischen Superiorität der Doctores juris ein Ende. Das preußische Landrecht ist das erste in der Landessprache abgefaßte neuere, vernünftige, zusammenhängende Gesetzbuch. Obgleich erst 1794 unter seinem Nachfolger publicirt, ist es doch ganz seine und seines Großkanzlers, des Freiherrn Samuel von Cocceji, Schöpfung. Das Project des Codex Fridericianus

das Cocceji, auf den ich zurückkomme, 1749 herausgab, enthält schon die Reformen und ist ein unvergängliches Denkmal seiner Verdienste und der hochsinnigen Denkungsart des Königs. In Theil 1. Titel 1. § 14. dieses Friedrich'schen Codex war verordnet: „Unserm Kammergerichte ertheilen Wir hiermit eine vollkommene Macht und Auctorität, an Unserer Statt alle dahin gehörige Justizsachen zu entscheiden ꝛc. Sie müssen aber allen Menschen ohne Ansehn der Personen, Großen und Kleinen, Reichen und Armen gleiche und unpartheiische Justiz administriren, so wie sie gedenken, solches vor dem gerechten Richterstuhle Gottes zu verantworten, damit die Seufzer der Wittwen und Waisen, auch andrer Bedrängten nicht auf ihr und ihrer Kinder Haupt kommen mögen. § 15. hieß es dann: Sie sollen auch auf keine Rescripte, wenn sie schon aus unserm Kabinet herrühren, die geringste Reflexion machen, wenn darin etwas wider die offenbaren Rechte sub-et obrepiret worden oder der strenge Lauf Rechtens dadurch gehindert und unterbrochen wird, sondern sie müssen nach Pflicht und Gewissen weiter verfahren, jedoch von der Sache Bewandniß sofort berichten.“ Ganz Europa staunte diese neue Gesetzgebung an. Viele deutsche Staaten, Maria Theresia, Holland, England, Frankreich, Spanien, Sicilien und die Schweiz ahmten sie nach. 1745 erließ Friedrich schon eine Verordnung, daß alle Civilprocesse, besonders die Concurse, nur ein Jahr dauern sollten. Sogleich nach dem Breslauer Frieden erließ er die berühmte Cabinetsordre vom 12. Jan.

1745 an Cocceji: „Da aus unzähligen mir bekannten Exempeln erhellet, daß nicht ohne Ursache über eine ganz verdorbene Justizadministration geklagt wird, ich aber bei nunmehr geschlossenem Frieden dazu nicht stille schweigen werde, so sollet Ihr nun an alle meine Justizkollegien eine nachdrückliche Circularordre ergehen lassen, worin dieselben von den bisherigen leider eingerissenen und oft himmelschreienden Mißbräuchen durch Chikanen, Touren und Aufhaltung der Justiz nach der alten Leier, der wohl hergebrachten Observanz ꝛc. abgemahnet werden.“ 1780 erschien die neue preußische Gerichtsordnung mit dem s. g. Instructionsverfahren, einem tief ausgedachten Mittel zur Abkürzung der Processe und zur Hebung des Hauptgebrechens des zeitherigen Proceßgangs, der Rabulisterei der Advocaten, denen, wie Friedrich in einer Cabinetsordre vom 14. April 1780 an Carmer sich ausdrückt, „sehr daran gelegen ist, daß die Processe vervielfältigt und in die Länge gezogen werden; denn davon dependiret ihr Verdienst und ihr ganzes Wohl. Freilich werden viele Rechtsgelehrte bei der Simplification dieser Sache ihr geheimnißvolles Ansehn verlieren, um ihren ganzen Subtilitäten-Kram gebracht und das ganze Corps der bisherigen Advocaten unnütze werden. Allein ich werde dagegen Meine getreuen Unterthanen von einer nicht geringen Last befreien.“ Von Friedrich datirt die strenge Trennung der Justiz von der Verwaltung. Wie wohlmeinend, wenn auch gestreng und im höchsten Grade energisch

und in dem Sinne, daß der Buchstabe tödtet, der Geist aber lebendig macht, Friedrich die Justiz wollte gehandhabt wissen, beweist am besten die Geschichte des Müller Arnold'schen Processes, die einen weltberühmten Ruf sich verschafft hat.

Das Wasser, welches des Müllers Arnold Mühle zu Pommerzig trieb, entsprang auf den Gütern des Landraths von Gersdorf in der Neumark. Dieser Landrath hatte in der preußischen Armee gestanden, bei der Schlacht bei Sorr feige sich zu entfernen gesucht und war in Unehren entlassen worden. Der König erinnerte sich seiner wohl und bezeichnete ihn als „mauvais sujet.“ Er war aber der Schwager des Generaladjutanten des Königs, Generals von Anhalt. Es stand diesem Landrath ein Document zur Seite, das nachwies, daß auf einem gewissen Platze vor mehr als hundert Jahren ein Teich gewesen war. Diesen Teich, der seitdem eingegangen war, ließ er von Neuem graben, leitete das Wasser durch und entzog dadurch dem Müller Arnold dasselbe. Darauf verweigerte dieser den Mühlpacht an den Besitzer von Pommerzig, Grafen Schmettau, und in Folge dieser Verweigerung ward vom Justitiar Schlecker auf Prügel und Gefängniß erkannt und endlich die Mühle subhastirt 7. Sept. 1778. Gersdorf erstand sie und verkaufte sie wieder mit 200 Thlr. Gewinn. Funfzehn Scheffel Korn wurden] bei der Subhastation von Schlecker mit weggenommen, nicht in Rechnung gestellt, Gersdorf wurde später sie herauszugeben verurtheilt. Der Müller führte nun beim König

Beschwerde, dieser ließ die Sache erst bei der Neumärkischen Regierung, dann beim Kammergericht in Berlin untersuchen: beide Tribunale bestätigten in der Hauptsache die Rechtmäßigkeit des Verfahrens.

Der König, der auf „das Federzeug“ „mit ihren Advocatenstreichen“ höchst aufgebracht war, der sie „Canaillen, die keinen Schuß Pulver werth seien und seinen Namen cruel gemißbraucht hätten“, nannte, beschloß nun, ein Exempel zur Warnung für ähnliche Fälle zu statuiren. Er cassirte den Großkanzler von Fürst, so wie zwei Berliner Kammergerichts- und drei Cüstriner Regierungsräthe und ließ am 14. Dec. 1779 folgenden Aufsatz in die Berliner Staats- und gelehrte Zeitung einrücken:

„Von S. Kön. Maj. Höchst Selbst abgehaltenes Protocoll, den 11. Dec. 1779. Ueber die drei Kammergerichtsräthe Friedell, Graun und Ransleben. „Auf die Allerhöchste Frage: Wenn man eine Sentenz gegen einen Bauer sprechen will, dem man seinen Wagen und Pflug und Alles genommen hat, wovon er sich nähren und seine Abgaben bezahlen soll, kann man das thun? — ist von selbigen mit Nein geantwortet.

„Ferner: Kann man einem Müller, der kein Wasser hat, also nicht mahlen und auch nichts verdienen kann, die Mühle deshalb nehmen, weil er keine Pacht bezahlt hat. Ist das gerecht? — wurde auch mit Nein beantwortet.“

„Hier ist nun aber ein Edelmann, der will einen Teich machen und um mehr Wasser in dem Teich zu

haben, so läßt er einen Graben machen, um das Wasser aus einem kleinen Fluß, der eine Wassermühle treibt, in seinen Teich zu leiten. Der Müller verliert dadurch das Wasser und kann nicht mahlen. Dennoch wird prätendirt, der Müller soll seine Zinsen nach wie vor geben, die er sonst entrichtet hat, da er noch das volle Wasser in seiner Mühle gehabt. Er kann aber die Zinsen nicht bezahlen, da er die Einnahme nicht mehr hat."

„Was thut die Cüstrinische Justiz? Sie befiehlt, daß die Mühle verkauft werden soll, damit der Edelmann seine Pacht kriegt. Und das hiesige Kammergerichts-Tribunal approbirt solches."

„Das ist höchst ungerecht und dieser Ausspruch Sr. Maj. landesväterlichen Intention ganz und gar entgegen. Höchstdieselben wollen vielmehr, daß Jedermann, er sei vornehm oder gering, reich oder arm, eine prompte Justiz administrirt und einem jeglichen Dero Unterthanen, ohne Ansehen der Person oder des Standes durchgehends ein unpartheiisches Recht wiederfahren soll. Sr. Kön. Maj. werden daher, in Ansehung der wider den Müller Arnold aus der Pommerziger Krebsmühle abgesprochenen und hier approbirten höchst ungerechten Sentenz ein nachdrückliches Exempel statuiren, damit sämmtliche Justiz-Collegia in allen Dero Provinzen sich daran spiegeln und keine dergleichen grobe Ungerechtigkeiten begehen mögen. Denn sie müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler, eben so wohl ein Mensch ist, wie Sr. Maj. sind und dem alle Justiz

widerfahren muß; indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag sein ein Prinz, der gegen einen Bauern klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich, und bei solchen Gelegenheiten muß nach der Gerechtigkeit widerfahren werden, ohne Ansehn der Person. Darnach mögen sich die Justiz-Collegia in allen Provinzen nur zu richten haben, und wo sie nicht mit der Justiz, ohne alles Ansehn der Person und des Standes, gerade durchgehen, sondern die natürliche Billigkeit bei Seite setzen, so sollen sie es mit Sr. K. Maj. zu thun kriegen. Denn ein Justiz-Collegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine Diebsbande; vor der kann man sich hüten, aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üble Passiones auszuführen, vor denen kann sich kein Mensch hüten, die sind ärger, wie die größten Spitzbuben, die in der Welt sind und meritiren eine doppelte Bestrafung."

„Uebrigens wird den Justiz-Collegiis zugleich bekannt gemacht, daß Sr. Maj. einen neuen Groß-Canzler ernannt haben. Höchstdieselben werden aber demohnerachtet in allen Provinzen sehr scharf dahinter her sein und befehlen auch hiermit auf das Nachdrücklichste: erstlich, daß alle Processe schleunig geendigt werden; zweitens: daß der Name der Justiz durch Ungerechtigkeiten nicht profaniret werde; drittens: daß mit völliger Egalité gegen alle Leute verfahren werde, die vor die Justizkammer kommen, es sei

ein Prinz oder ein Bauer, denn da muß alles gleich sein. Wofern aber Sr. Maj. in diesen Stücken einen Fehler finden, so können die Justiz-Collegia sich nur im voraus vorstellen, daß sie nach Rigueur werden gestraft werden, sowohl der Präsident als die Räthe, die eine so üble, mit der offenbaren Gerechtigkeit streitende Sentenz ausgesprochen haben. Wonach sich also sämmtliche Justiz-Collegia in allen Dero Provinzen ganz eigentlich zu richten haben."

Berlin, den 11. December 1779.

Friedrich.

Von einem der cassirten Berliner Kammergerichts-Räthe Ransleben ist noch eine Relation über die Art und Weise, wie ihnen der König das vorstehende Protokoll abnahm, erhalten.

„Um ein Uhr fuhr ich zum Großkanzler, wo ich schon die Kammer-Gerichts-Räthe Friedel und Graun vorfand. Der Großkanzler instruirte uns, was wir, wenn wir vor den König kämen, zu beobachten hätten, und hierauf fuhr er gegen zwei Uhr mit uns in seinem Wagen auf das Schloß. Wir gingen in das Zimmer, welches gleich hinter dem großen Saal kommt. Wir trafen daselbst einen Heyducken, durch welchen der Großkanzler dem Könige melden ließ, daß er mit uns da sei. Kurz nachher wurden wir vor den König geführt. Wir gingen drei Zimmer durch, in dem vierten, einem kleinen Zimmer mit einem Fenster, war der König ꝛc. Der König saß mitten in der Stube, so daß er uns gerade ansehen konnte, mit dem Rücken gegen den Kamin, worin das Feuer brannte. Er hatte

einen schlechten Hut auf, einen Ueberrock, schwarze Beinkleider und Stiefeln. Er war nicht frisirt. Er hatte eine Art von Muff vor sich, worin er die eine Hand hatte, an welcher er große Schmerzen zu leiden schien. In der andern hatte er die Arnold'sche Sentenz. Er lag auf einem Lehnstuhl, zur Linken stand ein Tisch, worauf verschiedene Papiere lagen und zwei goldne Dosen, reich mit Brillanten garnirt, aus welchen er von Zeit zu Zeit Taback nahm. Außer uns war noch im Zimmer, der Geh. Cabinetsrath Steltter, der an einem Pult stand und sich zum Schreiben fertig machte.

Der König sah uns an und sagte: „Tretet näher!“— worauf wir noch einen Schritt vorwärts thaten, so daß wir nicht zwei Schritte von ihm entfernt standen. Er frug uns drei:

„Seid ihr diejenigen, welche die Arnold'sche Sentenz gemacht haben?“ Wir beantworteten dies mit einer Verbeugung, indem wir „Ja“ sagten. Der König wendete sich hierauf an den K. G. Rath Friedel und frug ihn diejenigen Fragen, welche in der Zeitung vom 11. December 1779 aufgeführt sind ꝛc.

„Während der König dem Cabinetsrathe das Protokoll dictirte, erlaubte sich der Großkanzler den Ausdruck: „das hiesige Tribunal“ zu verbessern und zu bemerken: „das hiesige Kammergericht.“ Der König dictirte nun: „das hiesige Kammergerichts-Tribunal“, fuhr aber nun auch in den „härtesten“ Ausdrücken gegen den Großkanzler heraus, sagte ihm, „daß er ihn zum Teufel jagen werde“ und daß seine Stelle schon wieder besetzt sei, worauf H. von Fürst, ohne

ein Wort zu sagen, in raschen Schritten das Zimmer verließ."

„Mehrmals hob der König den Krückenstock auf und würde ihn in der Aufwallung seines Zornes vielleicht gebraucht haben, wenn ihm nicht die Gichtschmerzen den Arm gelähmt hätten. „Meinen Namen cruell gemißbraucht" rief er zu wiederholten Malen; er schlug dabei mit der linken Hand auf die von dem Kammergerichte (in des Königs Namen) abgefaßte Sentenz."

Endlich entließ der König die drei Räthe; allein kaum waren sie aus dem Zimmer, so eilte er ihnen selbst nach und befahl ihnen zu warten. Bald darauf wurden sie von einem Adjutanten nach dem gemeinen Stadtgefängnisse gebracht, wo sie eine Wache von einem Unteroffizier und zwei Gemeinen erhielten.

Noch an demselben Tage erging Befehl vom König an den Commandanten von Cüstrin, die vier ersten Räthe der Regierung daselbst und den Justitiar des Grafen Schmettau, Hoffiscal Schlecker zu verhaften. Eine Cabinetsordre, ebenfalls noch vom 11. December, befahl dem Minister von Zedlitz an, vom Criminal-Collegium eine Sentenz gegen die sieben Räthe und Schlecker abfassen und „mindestens auf Festungsarrest und Cassation" erkennen zu lassen.

Das Protokoll mußte gedruckt und in den Provinzen vertheilt werden. Die sieben Räthe wurden angewiesen, dem Müller durch Erstattung des Kaufgeldes seine Mühle wieder zu verschaffen, den Landrath von Gersdorf,

die Teiche eingehen zu lassen oder dem Müller eine tüchtige Windmühle zu bauen.

In Berlin und in dem Lande ward die öffentliche Erklärung des Königs mit sehr verschiedenen Empfindungen aufgenommen. Herr von Fürst war einer der stolzesten Aristokraten des Königreichs; Thiébault erzählt, daß er sich nie dazu habe entschließen können einem „bloßen Bürgerlichen eine Audienz zu ge gewähren" und daß er bloß deshalb später, unter Friedrich Wilhelm II., wo die Räthe wieder angestellt wurden, nicht wieder angestellt worden sei. Der gesammte Adel Berlins fuhr am Morgen nach der drastischen Entlassung Fürst's bei ihm zur Condolenz vor. Die Beamten, welche das formelle Recht auf ihrer Seite zu haben glaubten, glaubten einen „cruellen" Act der Ungerechtigkeit erlebt zu haben. Die Bauern und die untern Volksklassen überhaupt wurden mit dem freudigsten Enthusiasmus erfüllt. Das Strafgericht, das der König gehalten hatte, verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Ganze Schaaren Bauern, zu Hunderten, aus der Mark, aus Pommern u. s. w. erschienen vor dem königlichen Schlosse in Berlin, hielten alle Bittschriften in die Höhe und riefen laut: „Es lebe unser König, der dem armen Bauer zu seinem Rechte verhilft" — viele betheuerten, sie seien noch weit ärger behandelt worden, wie der Müller.

Vergebens bemühte sich der Minister von Zedlitz, den König, der ihn mit dem Abfassenlassen einer Sentenz, die „mindestens auf Cassation und Festung" gehen solle, beauftragt hatte, zu begütigen. Der König ließ

ihm unterm 28. December 1779 ein Cabinetsschreiben zugehen, des Inhalts:

„Es ist mir Euer Bericht vom 20. dieses wegen des über die arretirten Räthe abzufassenden Urtheils zwar zugekommen, aber meint Ihr, daß ich Eure Advocatenstreiche nicht kenne? und daß ich nicht weiß, wie man eine üble Sache verbessern und durch Hyperbeln vergrößern und verkleinern kann, wie man es à propos findet? Das Federzeug versteht nichts. Wenn Soldaten (der Oberst von Heuking war an Ort und Stelle geschickt worden, um ein Gutachten abzugeben) was untersuchen und dazu Ordre kriegen, so gehen sie den graden Weg auf den Grund der Sache und da wissen sie denn immer einen Haufen daran auszusetzen. Allein Ihr könnet das nur gewiß sein, daß Ich einem ehrlichen Offizier, der Ehre im Leibe hat, mehr glaube, als allen Euren Advocaten. Also, wollet Ihr hierin nicht nach Meiner Ordre gehen, so nehme ich einen Andern in Eure Stelle, denn davon gehe ich nicht ab. Also dürft Ihr das nur sagen. Ich sehe wohl, daß sie sich fürchten und nicht gerne wollen, daß welche bestraft werden. Und müsset Ihr nur wissen, daß Euer miserabler Styl, so Ihr da anbringt, nicht den mindesten Eindruck auf mich macht ꝛc.

Eigenhändig schrieb der König noch dazu: „Der Herr wird mir nichts weiß machen. Ich kenne alle Advocaten-Streiche und lasse mich nicht verblenden. Hier ist ein Exempel nöthig, weilen die Canaillen enorm von Meinem Namen Mißbrauch gemacht haben, um gewaltige

und unerhörte Ungerechtigkeiten auszuüben. Ein Justitiarius, der chicaniren thut, muß härter, als ein Straßenräuber bestraft werden, denn man vertraut sich dem ersteren an, und vor letzterem kann man sich hüten.“

Der Minister war fein genug, die Entscheidung, die der Criminalsenat als rechtliches Gutachten gegeben hatte, ebenfalls als rechtliches Gutachten an den König und zwar mit folgendem Begleitschreiben vom 31. Dec. 1779 gelangen zu lassen:

„Ich habe Ew. Kön. Maj. Gnade jederzeit als das größte Glück meines Lebens vor Augen gehabt und mich eifrigst bemüht, solche zu verdienen; ich würde mich aber derselben für unwürdig erkennen, wenn ich eine Handlung gegen meine Ueberzeugung vornehmen könnte. Aus den von mir und auch von dem Criminalsenate angeführten Gründen werden Ew. Maj. zu erwägen geruhen, daß ich außer Stande bin, ein condemnatorisches Urtheil wider die in der Arnold'schen Sache arretirten Justizbedienten abzufassen.“

Unter diesen Gründen fand sich denn allerdings auch der Grund, den der König im Sinne gehabt hatte, als er von den Advocatenstreichen des Federzeugs, das alles à propos drehen und wenden könne, sprach: „Wir wollen hiermit indessen nicht sagen, daß schlechterdings keine andre Entscheidung der Sache, als diese möglich gewesen oder noch sei. Das wäre zuviel gesagt und die fast täglich vorfallenden Mannichfaltigkeiten der Urtheile in verschiedenen Instanzen, die gleichwohl alle mit Rechtsgründen sich unterstützen,

würden solches widerlegen. Wir können es nicht für ganz unmöglich erklären, daß die dem Arnold noch offen gebliebene dritte Instanz die Sache aus einem andern und neuen Gesichtspunkte ansehe und beurtheile; allein bei der so bekannten Verschiedenheit menschlicher Einsichten und Meinungen wird es auch alsdann immer noch dahin stehen, wer die Sache am besten getroffen habe, ob der letzte oder der vorige Richter. Hieraus aber kann wegen der allgemeinen menschlichen Schwachheit kein Verbrechen gemacht werden ꝛc."

Ferner waren in dem Gutachten zwei Räthe, der Kammergerichtsrath Ransleben und der Regierungsrath Scheibler mit ganz besonderen Gründen als solche gerühmt worden, die auf alle Fälle außer Schuld seien. Von Ransleben ward gerühmt: „daß er bei Abfassung des Erkenntnisses gewissenhaft zu Werk gegangen und alle bei der Sache vorkommende Bedenklichkeiten besonders wegen des näher auszumittelnden Wasserverhältnisses hervorgehoben habe." Und von Scheibler heißt es: „der Regierungsrath Scheibler würde auf alle Fälle außer Verantwortung sein, da er der einzige Rath der Regierung in Cüstrin gewesen sei, der eine entgegengesetzte Meinung gehabt habe, dahin, daß der Vorliegende dem Unterliegenden das Wasser zu entziehen nicht berechtigt sei und daher der Punkt wegen des Wassermangels näher und zuverlässiger untersucht werden müßte."

Am 1. Jan. 1780 kam eine Cabinetsordre vom König. Sie enthielt das vom Minister Zedlitz ver-

weigerte und deshalb nun vom König selbst gesprochene Urtheil. Es ging dahin, daß die arretirten Justizbedienten mit Ausnahme Kansleben's und Scheibler's cassirt und auf ein Jahr nach Spandau auf die Festung geschafft werden sollten. Der Müller Arnold sei wegen allem gehabten Schaden von ihnen völlig in integrum zu restituiren. Eigenhändig hatte Friedrich noch zugeschrieben:

„Fickfackereien bei den Herren, weiter nichts."

Noch einmal wagte Zedlitz unterm 2. Januar Vorstellung zu machen, es blieb aber in einer anderweiten Cabinetsordre des Königs vom 3. Januar bei dem gesprochenen königlichen Urtheil. Die fünf Herren, „die die ungerechte Sentenz wider ihre Ueberzeugung unterschrieben", wanderten nach Spandau und wurden erst, nachdem sie den Müller Arnold mit der verglichenen Entschädigungssumme von 984 Thlr. 12 gGr. 10 Pf. völlig befriedigt, 5. Sept. 1780 vom König ihrer Haft wieder entlassen. Der Regierungspräsident von Cüstrin, Graf Carl Finkenstein auf Madlitz ward abgesetzt. Er war der Sohn des Cabinetsministers und der Vater des preußischen Gesandten Graf Carl in Wien, der 1811 starb.

Von Gersdorf, weit entfernt sich an die königliche Weisung zu kehren, die Teiche eingehen zu lassen, ließ neue Schleusen bauen. Der Müller mußte nochmals an den König gehen. Erst auf dessen Befehl vom 5. Sept. 1780 ward die Regierung in Cüstrin

angewiesen, dem von Gersdorf die wieder hergestellten Teichschleusen zerstören zu lassen. Auch die beim Mühlenverkauf lucrirten 200 Thlr. weigerte sich der von Gersdorf lange zu zahlen, er mußte es endlich.

Später erwies sich, daß Arnold doch dem König fälschlich vorgestellt habe, daß Gersdorf's Teich ihm das Mahlwasser entziehe. Friedrich's Kammerdiener Neumann legte später Zeugniß ab, daß der König ihn einmal beim Frisiren gestanden habe, „daß der verfluchte Kerl, der Arnold, ihn hinter das Licht geführt habe.“ Dabei habe er geäußert, er könne aber sein Wort nicht zurücknehmen, „damit nicht die Unterdrückung noch ärger und die Sache schlimmer als vorher werde.“

Es war ein Gewitterschlag gewesen, der seine Wirkung nicht verfehlte. Der Segen des königlichen Unwetters blieb nicht aus, er träufelte wie ein erquickender Regen auf das Land hernieder. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's II. wurden die eingesperrten und cassirten Räthe und der entlassene Regierungspräsident Graf Finkenstein in Cüstrin wieder restituirt, der König übernahm auch die Bezahlung der von den Räthen aufgebrachten 984 Thlr., der 800 Thlr., die die Schmettau'schen Erben und die 200 Thlr., die Gersdorf hatte herausgeben müssen. Fürst aber starb 1790 als Privatmann.

So streng übrigens, wie Friedrich der Große wider seine Räthe war, so streng war er auch, wo es Recht und Gerechtigkeit galt, wider sich selbst.

Dafür zeugt unter andern die weltberühmte Windmühle bei Potsdam. Ganz in der Nähe von Sans souci gelegen, störte diese Mühle mit ihrem unaufhörlichen monotonen Geklapper die Ruhe des philosophischen Königs. Er ließ den Müller kommen und bot ihm eine hohe Summe. Dem Müller war die Mühle aber werth, sie nährte ihn gut und Vater und Großvater hatten sie schon besessen. Er wollte sie deßhalb nicht lassen. Friedrich gab gute Worte und steigerte sein Gebot. Der Müller blieb bei seiner Weigerung stehen. Da wurde der König bös und fuhr mit den Worten heraus: „Wenn Er nicht gutwillig will, so befehl' ich's ihm und will Er nicht gehorchen, so nehme ich mir die fatale Mühle.“ Der Windmüller ließ sich aber nicht schrecken, er antwortete: „Ha, so gehts nicht! Ja, wenn kein Kammergericht wäre!“ Der König beschied sich augenblicklich, die Mühle steht noch bei Potsdam zum immerwährenden Angedenken, der Enkel wollte sie Schulden halber verkaufen, Friedrich Wilhelm III. nahm das Anerbieten aber nicht an, sondern bezahlte die Schulden, ohne sie zu kaufen. Als Napoleon im Herbst 1806 in Sans souci war, hatte er die Geschichte erfahren und sie für ein Märchen erklärt, er hielt die Selbstbeherrschung Friedrich's für unvereinbar mit der königlichen Auctorität.

Armen Unterthanen, Handwerkern, Bürgern und Bauern war der König sehr geneigt, schnelle Justiz auf dem kürzesten Wege zu verschaffen, jeder konnte

sich an ihn mit Beschwerden wenden. Der Graf Dohna, Gouverneur von Königsberg, hatte seinem Schneider, trotz wiederholten Mahnungen, seine Rechnung nicht berichtigt, der Schneider wandte sich endlich in einer Supplik an den König und bat um seine Verwendung. Mit umgehender Post erhielt er die Antwort, daß er sofort sich zu dem Grafen begeben solle, dem der König seinen Willen kund gethan habe, der Graf werde unfehlbar die Schuld bezahlen. Der Schneider erhielt allerdings sofort sein Geld, dem Grafen war eine ernste Reprimande und ein sehr peremtorischer Zahlungsbefehl zugegangen. Ebenso half der König im Jahre 1747 den Unterthanen des Grafen Frankenberg auf dem an die Berliner Banquierfamilie Benecke gekommenem Gröditzberg in Schlesien: er befahl nicht nur die in's Gefängniß geworfenen und in den eisernen Stock gelegten Leute sofort loszulassen, sondern erließ auch an den Großkanzler Cocceji unterm 12. August die Ordre: „daß, da er, der König, diese armen Leute endlich einmal aus dem verderblichen Proceß und vollkommen in Ruhe gesetzt wissen wolle, der Großkanzler ein Gutachten abfassen und ihm, dem König, zur Confirmation einsenden solle, als wobei es sodann schlechterdings sein Bewenden haben solle." Dem Grafen aber schrieb er am 16. August „Trouvant, que la manière dont Vous avez traité ces pauvres gens ait été des plus cruelles, injustes et insupportables, je Vous défends absolument ces sortes de procedures qui sentent

la tyrannie; Vous assurant qu'en cas de recidive, je Vous ferai connaître le poids de ma juste et rigoureuse indignation." Unterm 20. December 1743 hatte die kurmärkische Kriegs- und Domainenkammer eine sehr nachdenkliche Ordre erhalten: „Es kommt Sr. Kön. Maj. doch sehr problematique vor, daß so oft Sie Sachen von klagenden Leuten an die Kammer schicken, solche Leute allemal unrecht haben, welches doch nicht wohl sein kann. Höchstdieselben können daher nicht anders urtheilen, als daß es nicht allemal mit denenjenigen, so die Sachen untersuchen, so ganz richtig sein müsse; Sie wollen also mehr erwähnte Kammer so gnäd'gst als ernstlichst erinnert und befehligt haben, daß, wenn Höchstdieselben was an sie schicken, Sie sich wohl vorsehen soll, die Untersuchung jederzeit recht ehrlichen und zuverlässigen Leuten aufzutragen, um sich nicht selbst schwere Verantwortung zuzuziehen." Die Fremden bemerkten recht wohl den verhältnißmäßig weit bessern Stand der Bauern in Preußen als in andern Ländern. „Der Geist der Regierung, schreibt der englische Tourist Moore 1775, ist großen und unabhängigen Herren nicht günstig: er hält sowohl die großen als kleinen Gutsherrn vom Schinden und Bedrücken des Landvolks ab 2c. Keine Bauern in Europa leben besser als die preußischen." Die Verrätherei des Baron Warkotsch hatte ihre Hauptquelle in dem Wunsche, Schlesien, wo er Güter hatte, wieder in die Hände Oestreichs zu bringen, um wieder auf östreichischem Fuße seine Leute behandeln zu können.

Für das Volksschulwesen gab Friedrich noch im Jahre des Hubertsburger Friedensschlusses unterm 12. August 1763 das General-Land-Schulreglement. Er stellte darin die drei wesentlichen Bedingungen der allgemeinen Einführung des Volksunterrichts fest: die Verpflichtung aller Eltern, ohne Ausnahme ihre Kinder in die Schule zu schicken, und wenn sie es vermöchten Schulgeld zu bezahlen; die Bestrafung derjenigen Eltern, die ihre Kinder von der Schule zurückhielten; und die Verpflichtung der Ortsarmenkassen, das Schulgeld der Unvermögenden zu tragen. Es lag Friedrich besonders am Herzen, daß der Bauernstand aus seiner Dumpfheit herauskommen möge. 17. September 1772 schrieb er an d'Alembert: „Die Sorge für die Erziehung ist ein wichtiger Gegenstand, den die Fürsten nicht vernachlässigen sollten und den ich bis auf die Dörfer ausdehne. Er ist das Steckenpferd meines Alters.“ Er meinte, eigentlich müsse jeder Bauer Logik lernen. Aber es gebrach an Gelde, um durchgreifend zu helfen. Schneider waren die Schulmeister auf dem Lande und die übelste Maaßregel war es, daß Friedrich angeblich auf Brenkenhoff's Vorschlag, unwissende Invaliden zu Schulmeistern einsetzte, um ihnen eine nothdürftige Versorgung zukommen zu lassen.

Es ist bekannt und oft gerügt worden, daß Friedrich die deutsche Literatur nicht gemocht habe. Goethe bemerkt darüber sehr richtig: „Wie kann man von einem Könige, der geistig leben und genießen

will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzuspät entwickelt und genießbar zu sehen?“ Als Gelehrte galten Friedrich von den Deutschen nur Peter de Vineis, der Kanzler des Hohenstaufen Friedrich's II., Hutten, Erasmus, Melanchthon, Thomasius und Leibnitz. Lessing, seinen großen Zeitgenossen, hat Friedrich gar nicht beachtet. Einzelne deutsche Literaten und Dichter, wie z. B. Gellert, ließ er sich gelegentlich vorstellen. Auch die Dichterin Karschin, die 1791 in Berlin starb, ward ihm vorgestellt, sie bat ihn um eine Unterstützung, Friedrich machte ihr mehrmals unbedeutende Geschenke, endlich schickte er ihr, um sie los zu werden, zwei Thaler mit der Post. Die Karschin schickte sie zurück mit dem Verse:

„Zwei Thaler giebt kein großer König
Ein solch' Geschenk vergrößert nicht mein Glück
Nein, es erniedrigt mich ein wenig
Drum send' ich sie zurück.“

Man lachte bei Hofe und vergaß sie, erst Friedrich Wilhelm II., baute ihr „ein Häuschen“ in Berlin am Haakeschen Markte, nachdem sie ihm eine poetische Schuldforderung hatte vorlegen lassen, daß sein großer Oheim ihr bereits vor vierundzwanzig Jahren eine Versorgung versprochen, aber diese Schuld nicht abgetragen habe. Friedrich hatte merkwürdige und höchst bestimmte Antipathien gegen die größten Notabilitäten in der Literatur. Es ist bereits erwähnt worden, daß er eine einzige Zeile der Henriade

Voltaire's der ganzen Iliade Homer's vorzog. An den Professor Myller, der zwei mächtige Quartanten deutsche Gedichte aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert dem König überschickt hatte, antwortete er: „Hochgelahrter lieber Getreuer. Ihr urtheilt viel zu vortheilhaft von denen Gedichten aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Seculo rc. Meiner Einsicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver werth rc. In Meiner Büchersammlung würde Ich solch elendes Zeug nicht dulden, sondern herausschmeissen. Das Mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal in der dortigen grossen Bibliothek erwarten. Viel Nachfrage verspricht aber dasselbe nicht. Euer sonst gnädiger König. 22. Februar 1784." Goethe's Götz von Berlichingen nannte Friedrich eine abscheuliche Nachahmung des Shakespeare und Shakespeare selbst fand er abominabel, seine Dramen waren ihm lächerliche Fratzen. Allerdings war die Richtung des Geistes Friedrich's sehr exclusiv, aber seinen Stand der deutschen Literatur gegenüber hatte er sehr wohl begriffen. Der Graf von Mirabeau sagte einst zu ihm, daß es zu bedauern sei, daß er nur der Cäsar seines Volks und nicht auch der Augustus desselben habe werden wollen. Da erwiederte ihm Friedrich: „Sie wissen nicht, was Sie sagen. Gerade dadurch, daß ich meine Leute habe machen lassen, mich in ihre wissenschaftliche und schriftstellerische Angelegenheiten nicht gemischt, gar keinen Antheil daran zu

nehmen geschienen habe, glaube ich mehr gethan zu haben, als wenn ich diese hätte erzwingen wollen." Merkwürdig in dieser Beziehung ist auch ein Schreiben des Königs an den Professor Moritz in Berlin, den Liebling Goethe's, der ihm einige Gedichte und zwei seiner die deutsche Sprache betreffende Schriften übersendet hatte. Er lautet also:

„Hochgelahrter, lieber Getreuer!"

„Mahlten alle deutsche Dichter, wie Ihr in Euren mir zugefertigten Gedichten, mit so viel Geschmack und herrschte in ihren Schriften eben der Verstand und der Geist, welcher aus den beigelegten zwei kleinen Briefsammlungen hervorblickt; so würde Ich bald meine landesväterlichen Wünsche erfüllt und die deutschen Schriftsteller an Würde und Glanz den auswärtigen den Rang streitig machen sehen. Eure drei Schriften eröffnen mir dazu eine angenehme Aussicht. Sie haben meinen völligen Beifall und Ich ermuntere Euch zu fernerer Vervollkommnung der vaterländischen Sprache als Euer gnädiger König."

„Berlin, den 31. Januar 1781.

Friedrich."

In seinem späteren Alter war der König nichts weniger als zufrieden mit der Literatur in Frankreich. Er äußerte: „Wenn ich jung wäre, so würde ich mich an die Engländer und die Deutschen halten."

Friedrich selbst, der eine sehr ansehnliche Menge poetische, historische, politische und philosophische Schriften hinterlassen hat, hat alles in französischer Sprache geschrieben. Die Werke des Philosophen von Sanssouci wurden, aber unvollständig und verstümmelt, 1788 und 1789 in fünfundzwanzig Bänden herausgegeben. Diese Berliner Ausgabe besorgte nach den Mittheilungen des Bibliothekar Biester an den Geheimen Rath Dohm, so wenig man dieß von ihm hätte erwarten sollen, der famose Wöllner, der sich die Schriften des Königs, die sich nach seinem Tode auf den Schlössern zu Sanssouci und Potsdam fanden, hatte schenken lassen. Er verkaufte sie, um Gewinn zu machen, an den Buchhändler Voß und den Hofbuchdrucker Decker; der Prediger de Moulines von der französischen Colonie besorgte Druck und Correctur auf die nachlässigste Weise. Eine neue vollständige und richtige Ausgabe ist unter Friedrich Wilhelm IV. neuerdings bekanntlich unternommen worden. Gibbon schon hatte die erste Ausgabe, als dem preußischen Volke Schande machend, herbe getadelt.

Nach dem Hubertusburger Frieden schloß Friedrich im Jahre 1764 die Allianz mit seinem Nachbar in Osten, mit Rußland, die für Preußen so folgenreich geworden ist. Er sah sich dazu gedrängt, da England ihn in der schwersten Zeit des siebenjährigen Krieges im Stiche gelassen, mit Frankreich einseitig den Pariser Frieden, the shamefull peace, wie die Engländer in den Junius-Briefen ihn selbst genannt haben,

abgeschlossen hatte. Die Allianz mit Rußland war auf die Dauer von acht Jahren gestellt, beide Mächte gelobten sich in allen Kriegen 10,000 Mann und 2000 Pferde. Würde Rußland von der Pforte angegriffen oder Preußen von Frankreich, so sollten Subsidien statt der Mannschaft gegeben werden. In einem geheimen Artikel garantirten sich die Mächte, nicht dulden zu wollen, daß Polen aus einem Wahlreich in ein Erb- oder unumschränktes Reich umgeändert werden solle. Friedrich wußte recht wohl und schrieb selbst darüber, daß der große Kurfürst die Aeußerung einmal gethan habe: „Die Russen sind Bären, die man nicht los lassen muß, weil es schwer ist, sie wieder anzubinden.“ Auch liebte er die Russen nicht; nach der Schlacht bei Zorndorf sagte er zu seinem Begleiter, als gefangene Kosacken vorgeführt wurden: „Seh' Er nur, mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen.“ Aber er hatte Respect vor den Russen. Schon 1744 schrieb der englische Gesandte Hindford: „Er fürchtet sich mehr vor Rußland als vor Gott.“ Friedrich mußte im siebenjährigen Kriege die Tapferkeit der Russen achten lernen. Er hatte die galante Kaiserin Elisabeth herbe verspottet, er nannte den siebenjährigen Krieg nur la guerre des trois cotillons (gegen sie, Maria Theresia und die Pompadour in Paris); später aber schmeichelte er ihrer Nachfolgerin, Catharinen, auf alle Weise, er nannte sie „seine beste Freundin, die große Semiramis des Nordens.“ Er kannte sie sehr wohl, er

zeichnete sie mit den Worten: „L'impératrice a infiniment d'esprit, aucune réligion, et les inclinations de la défunte mais contrefaite de la dévote en même temps“ — aber er verstand sich mit ihr. Er theilte nach Ablauf der acht Jahre 1772 mit Rußland Polen in engster Allianz und sagte nur: „Ich werde immer der Freund der Russen sein, aber niemals ihr Sclave.“ Schon zehn Jahre darauf, 1782, brachte Potemkin die völlige Auftheilung des „stets uneinigen wetterwendischen“ Polens mit den Worten in Vorschlag: „Gleich bei der ersten Theilung hätte man tiefer in's Zeug schneiden sollen. Hätte man gleich Anfangs ganz getheilt statt des Kinderspiels von 1772 — das Geschrei wäre auch nicht größer gewesen.“ — Friedrich weigerte sich aber und wieß seine Gesandten an, bei allen Gelegenheiten zu erklären: „An eine weitere Theilung sei nicht zu denken.“ Er führte in einem Handschreiben politische und moralische Gründe auf. Graf Görtz übergab das Handschreiben an Potemkin. Dieser überlas es dreimal und gab es dann achselzuckend mit den Worten zurück: „Nun wahrhaftig, für romantisch hätte ich Ihren König nicht gehalten.“ Friedrich war auch gar nicht romantisch, vielmehr war er sehr praktisch. Durch die erste Theilung kam der ganze polnische Handel in die Hände Preußens. Die Folgen der zweiten Theilung Polens bewiesen, wie unpolitisch sie war. Als Süd- und Neuostpreußen als Provinzen behandelt werden mußten, fielen unter andern jene Magazine, die den

Nerv der Monarchie unter Friedrich ausmachten, in Trümmer, die Armee hatte keine zuverlässige Basis mehr, es entstand eine Theuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse. Mirabeau erzählt, daß man einst dem König das dritte Buch von den Pflichten von Cicero vorgelesen habe, wo dieser beweist, daß das Gerechte immer nützlich, das Ungerechte immer schädlich sei. Der Vorleser lächelte unmerklich. Der König aber rief ihm zu: „Was kömmt Ihm an? Warum will er sich verstellen? Er denkt an die Theilung von Polen?“ Der König gestand frei heraus, er hätte sich zu dieser gewaltsamen, mit einem schlechten Anstrich versehenen That nur darum bewegen lassen, um seiner Nation und selbst Polen große Unfälle zu ersparen. Friedrich schrieb deßhalb an Voltaire: „Il fallut recourir à ce partage, comme à l'unique moyen d'éviter une guerre générale.“ Offenbar ging das Project von Friedrich aus, da ihm Alles daran liegen mußte, das Königreich Preußen mit Pommern und Brandenburg durch das dazwischen liegende Land zu verbinden. Sofort nach der polnischen Theilung nahm Friedrich statt des bisher gebrauchten Titels: „König in Preußen“ den „König von Preußen“ an. Die polnische Adelswirthschaft, wo es nur Herren gab und Knechte, war Friedrich ein Greuel. Wie er sie ansah, bezeugt am besten eine Stelle aus seiner Instruction für den Brombergischen Kammer-Director von Domhardt vom 4. Januar 1782: „Se. Königl. Maj.

werden gerne sehen, wenn gute Leute bürgerlichen Standes auszumitteln, die diesen polnischen Edelleuten ihre Güter abkaufen. Denn obwohl in andern Provinzen es wider die Gesetze läuft, daß Leute bürgerlichen Standes adelige Güter acquiriren, so wollen S. K. M. doch in Westpreußen solches accordiren, um nur die Polen los zu werden, weil Ihnen dorten ein guter Bürger lieber ist, wie alles das polnische Volk." Auch in Polen nahm sich der König hauptsächlich der Bauern an und verordnete in derselben Instruction: „Gehet S. K. M. Intention dahin, daß die Bauern freie Leute sein sollen und keine Sclaven." — Titel, wie „polnische Windbeutel, polnische Canaille" gebrauchte er in Cabinetsordres nicht selten, so in der vom 2. December 1773, in Betreff des Fürsten Sulkowsky, der früher sächsischer Premierminister vor Brühl war. Als Sulkowsky damals durch Potsdam reiste und schriftlich einkam, seine Aufwartung machen zu dürfen, schrieb Friedrich an den Rand der Eingabe: „Ich hätte in beiden Händen das Podagra." Die Cabinetsräthe mußten ihn dessen bescheiden. Friedrich schrieb an Voltaire unterm 11. December 1773: „Es war billig, daß ein Land, das den Kopernicus hervorgebracht hat, nicht länger in jeder Art von Barbarei schmachtete, in welche mächtige Tyrannen es gestürzt hatten" — und unterm 19. Juni an d'Alembert: „Schneider und Schuster sind Virtuosen, die

la tyrannie; Vous assurant qu'en cas de recidive, je Vous ferai connaître le poids de ma juste et rigoureuse indignation." Unterm 20. December 1743 hatte die kurmärkische Kriegs- und Domainenkammer eine sehr nachdenkliche Ordre erhalten: „Es kommt Sr. Kön. Maj. doch sehr problematique vor, daß so oft Sie Sachen von klagenden Leuten an die Kammer schicken, solche Leute allemal unrecht haben, welches doch nicht wohl sein kann. Höchstdieselben können daher nicht anders urtheilen, als daß es nicht allemal mit denenjenigen, so die Sachen untersuchen, so ganz richtig sein müsse; Sie wollen also mehr erwähnte Kammer so gnäd'gst als ernstlichst erinnert und befehligt haben, daß, wenn Höchstdieselben was an sie schicken, Sie sich wohl vorsehen soll, die Untersuchung jederzeit recht ehrlichen und zuverlässigen Leuten aufzutragen, um sich nicht selbst schwere Verantwortung zuzuziehen." Die Fremden bemerkten recht wohl den verhältnißmäßig weit bessern Stand der Bauern in Preußen als in andern Ländern. „Der Geist der Regierung, schreibt der englische Tourist Moore 1775, ist großen und unabhängigen Herren nicht günstig: er hält sowohl die großen als kleinen Gutsherrn vom Schinden und Bedrücken des Landvolks ab 2c. Keine Bauern in Europa leben besser als die preußischen." Die Verrätherei des Baron Warkötsch hatte ihre Hauptquelle in dem Wunsche, Schlesien, wo er Güter hatte, wieder in die Hände Oestreichs zu bringen, um wieder auf östreichischem Fuße seine Leute behandeln zu können.

Für das Volksschulwesen gab Friedrich noch im Jahre des Hubertsburger Friedensschlusses unterm 12. August 1763 das General-Land-Schulreglement. Er stellte darin die drei wesentlichen Bedingungen der allgemeinen Einführung des Volksunterrichts fest: die Verpflichtung aller Eltern, ohne Ausnahme ihre Kinder in die Schule zu schicken, und wenn sie es vermöchten Schulgeld zu bezahlen; die Bestrafung derjenigen Eltern, die ihre Kinder von der Schule zurückhielten; und die Verpflichtung der Ortsarmenkassen, das Schulgeld der Unvermögenden zu tragen. Es lag Friedrich besonders am Herzen, daß der Bauernstand aus seiner Dumpfheit herauskommen möge. 17. September 1772 schrieb er an d'Alembert: „Die Sorge für die Erziehung ist ein wichtiger Gegenstand, den die Fürsten nicht vernachlässigen sollten und den ich bis auf die Dörfer ausdehne. Er ist das Steckenpferd meines Alters.“ Er meinte, eigentlich müsse jeder Bauer Logik lernen. Aber es gebrach an Gelde, um durchgreifend zu helfen. Schneider waren die Schulmeister auf dem Lande und die übelste Maaßregel war es, daß Friedrich angeblich auf Brenkenhoff's Vorschlag, unwissende Invaliden zu Schulmeistern einsetzte, um ihnen eine nothdürftige Versorgung zukommen zu lassen.

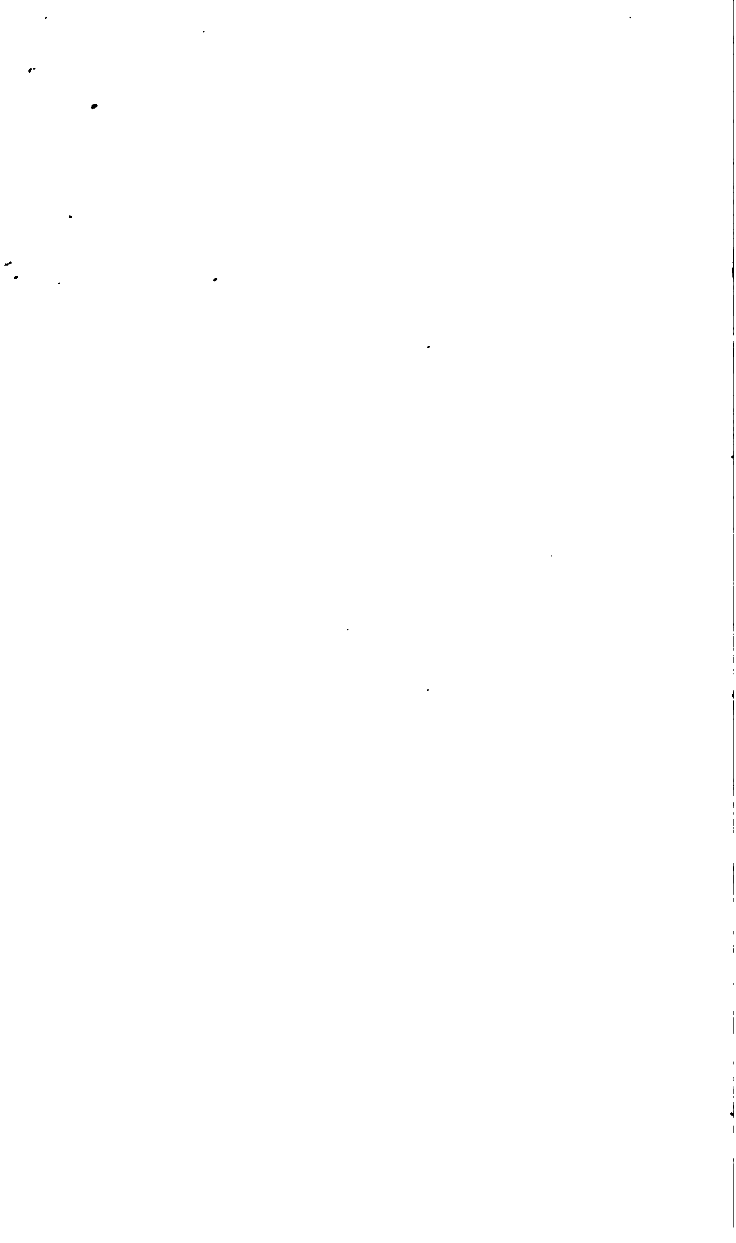
Es ist bekannt und oft gerügt worden, daß Friedrich die deutsche Literatur nicht gemocht habe. Goethe bemerkt darüber sehr richtig: „Wie kann man von einem Könige, der geistig leben und genießen

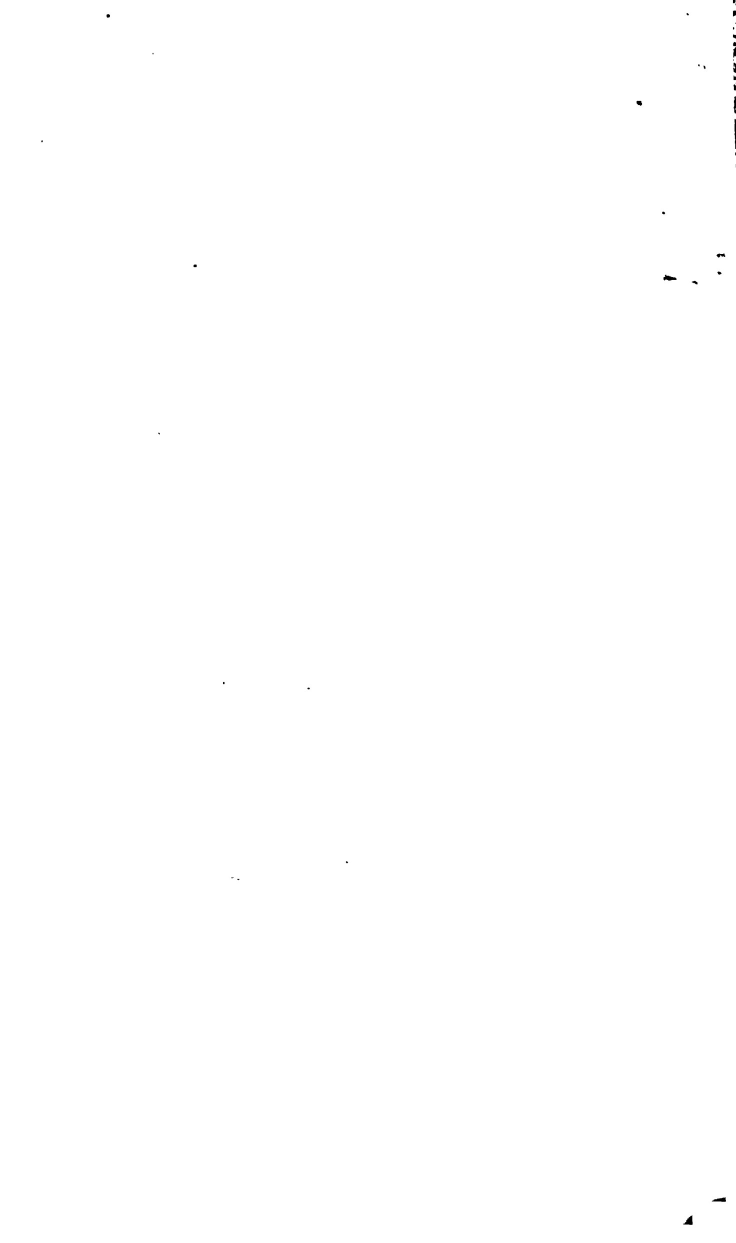
will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzuspät entwickelt und genießbar zu sehen?" Als Gelehrte galten Friedrich von den Deutschen nur Peter de Vineis, der Kanzler des Hohenstaufen Friedrich's II., Hutten, Erasmus, Melanchthon, Thomasius und Leibnitz. Lessing, seinen großen Zeitgenossen, hat Friedrich gar nicht beachtet. Einzelne deutsche Literaten und Dichter, wie z. B. Gellert, ließ er sich gelegentlich vorstellen. Auch die Dichterin Karschin, die 1791 in Berlin starb, ward ihm vorgestellt, sie bat ihn um eine Unterstützung, Friedrich machte ihr mehrmals unbedeutende Geschenke, endlich schickte er ihr, um sie los zu werden, zwei Thaler mit der Post. Die Karschin schickte sie zurück mit dem Verse:

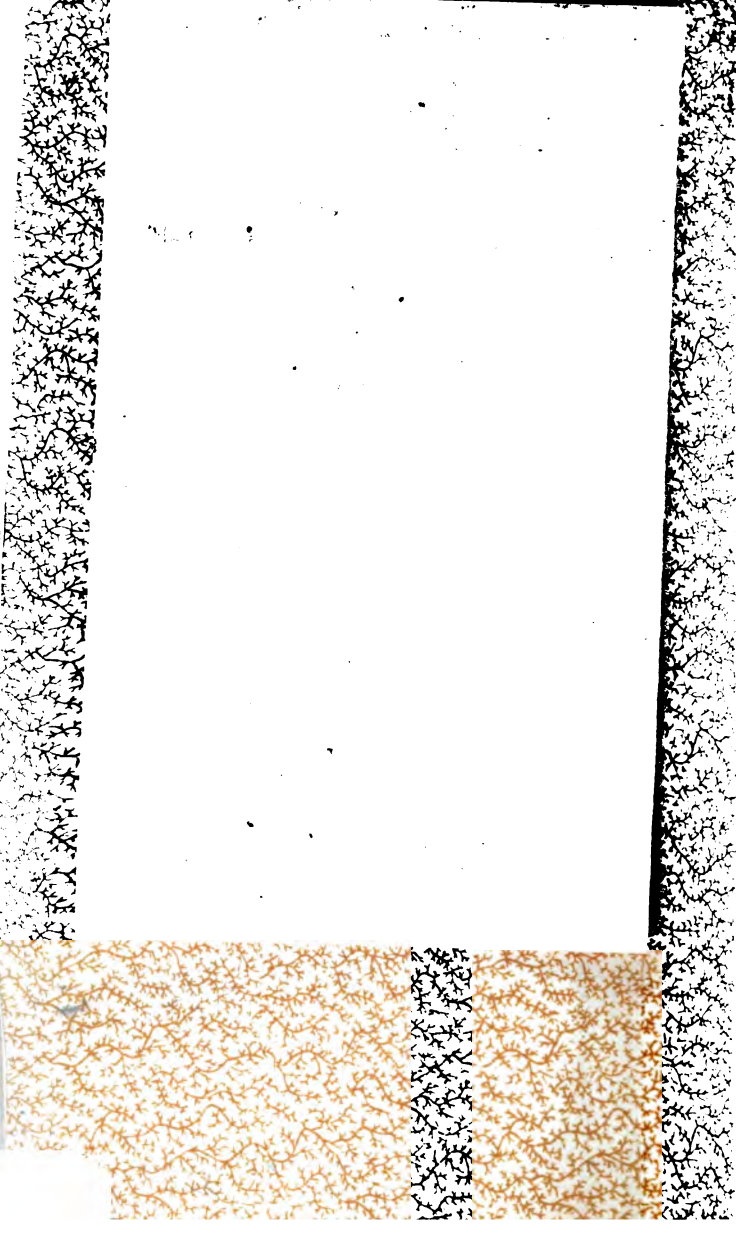
„Zwei Thaler giebt kein großer König
Ein solch' Geschenk vergrößert nicht mein Glück
Nein, es erniedrigt mich ein wenig
Drum send' ich sie zurück."

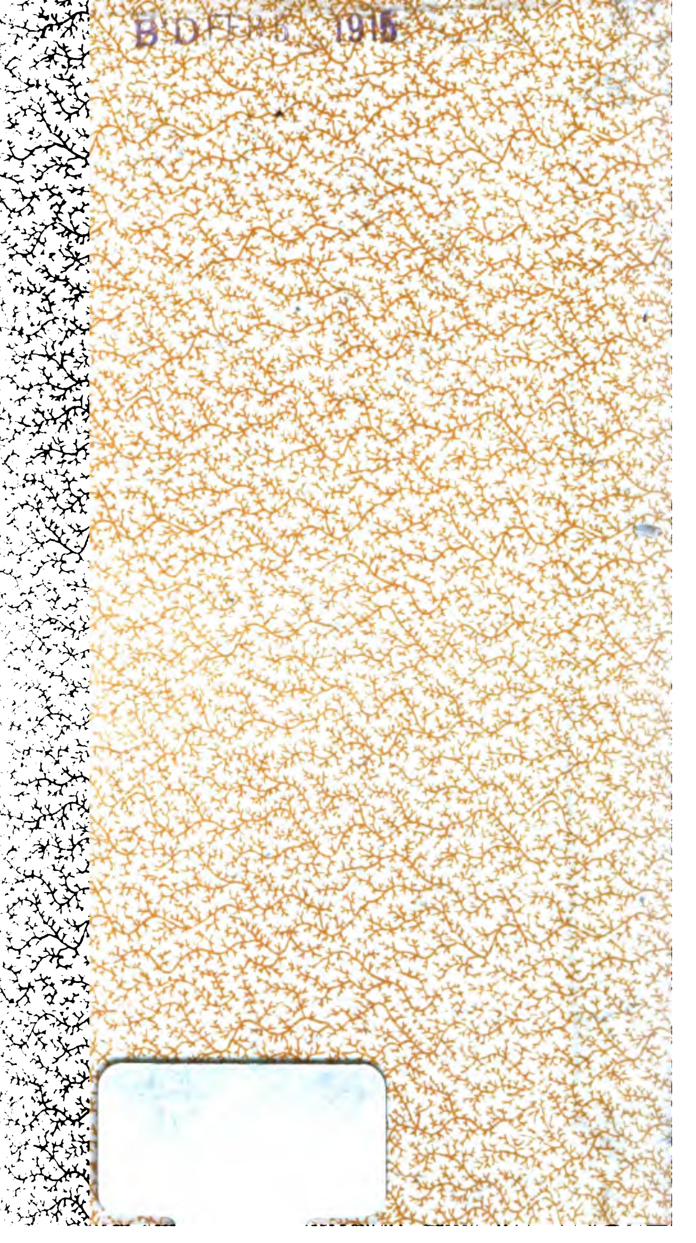
Man lachte bei Hofe und vergaß sie, erst Friedrich Wilhelm II., baute ihr „ein Häuschen" in Berlin am Haakeschen Markte, nachdem sie ihm eine poetische Schuldforderung hatte vorlegen lassen, daß sein großer Oheim ihr bereits vor vierundzwanzig Jahren eine Versorgung versprochen, aber diese Schuld nicht abgetragen habe. Friedrich hatte merkwürdige und höchst bestimmte Antipathien gegen die größten Notabilitäten in der Literatur. Es ist bereits erwähnt worden, daß er eine einzige Zeile der Henriade

Voltaire's der ganzen Iliade Homer's vorzog. An den Professor Myller, der zwei mächtige Quartanten deutsche Gedichte aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert dem König überschickt hatte, antwortete er: „Hochgelahrter lieber Getreuer. Ihr urtheilt viel zu vortheilhaft von denen Gedichten aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Seculo &c. Meiner Einsicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver werth &c. In Meiner Büchersammlung würde Ich solch elendes Zeug nicht dulden, sondern herausschmeissen. Das Mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal in der dortigen grossen Bibliothek erwarten. Viel Nachfrage verspricht aber dasselbe nicht. Euer sonst gnädiger König. 22. Februar 1784." Goethe's Götz von Berlichingen nannte Friedrich eine abscheuliche Nachahmung des Shakespeare und Shakespeare selbst fand er abominabel, seine Dramen waren ihm lächerliche Fratzen. Allerdings war die Richtung des Geistes Friedrich's sehr exclusiv, aber seinen Stand der deutschen Literatur gegenüber hatte er sehr wohl begriffen. Der Graf von Mirabeau sagte einst zu ihm, daß es zu bedauern sei, daß er nur der Cäsar seines Volks und nicht auch der Augustus desselben habe werden wollen. Da erwiederte ihm Friedrich: „Sie wissen nicht, was Sie sagen. Gerade dadurch, daß ich meine Leute habe machen lassen, mich in ihre wissenschaftliche und schriftstellerische Angelegenheiten nicht gemischt, gar keinen Antheil daran zu








B'D FEB 5 1915

